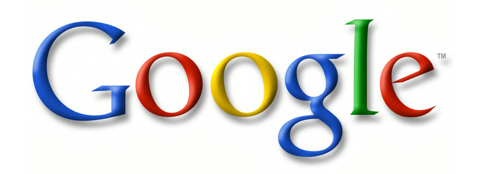


Freud und Leid

des Menschengeschlechts.

Eine social-psychologische Untersuchung der ethischen Grundprobleme

von

G. H. Schneider,
Dr. phil.

Stuttgart.
E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).
1883.

K. Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Carl Grüninger. Stuttgart.

Vorrede.

In der Untersuchung der ethischen Grundprobleme vom Standpunkte der Entwickelungstheorie eröffnet sich uns ein grosses unendlich fruchtbares und interessantes Gebiet der positiven Forschung; es tritt uns in so riesigen Dimensionen, in solcher Mannigfaltigkeit der wichtigsten und interessantesten Probleme entgegen, dass man kaum weiss, wo man die Untersuchung beginnen soll, und dass es für jetzt noch ganz unmöglich ist, auch nur die allerwichtigsten Theile einigermassen gründlich durchzuarbeiten. Auf Schritt und Tritt begegnet man neuen gewichtigen Thatsachen, stösst man auf neue Fragen und fühlt man das Bedürfniss nach Specialuntersuchungen. Nirgends ein Abschluss, sondern überall ein riesiges Anwachsen des Forschungsgebietes. Die Entwickelungstheorie wirft auf jeden Theil des Gebietes ein helles Licht, aber nicht, um uns die Verhältnisse gleich in voller Klarheit zu zeigen, sondern um uns auf die mannigfachsten und verwickeltsten Beziehungen der einzelnen Erscheinungen zu einander zu führen und uns neue ungelöste Probleme eben als solche erkennen zu lassen. Aber überall sehen wir die Äusserung des Arterhaltungsprincipes. Bei der Neuheit der Untersuchung dieses Gebietes vom angegebenen Standpunkte aus wird Niemand eine abgeschlossene, fertige Untersuchung verlangen, sondern sich wohl damit begnügen, zur Erlangung eines Überblickes eine oberflächliche Durchstreifung des Untersuchungsfeldes und eine Hinweisung auf die hervorragendsten Punkte und auf die fruchtbarsten und interessantesten Stellen zu erhalten.

Jedes einzelne Capitel würde, falls sein Inhalt nur einigermassen gründlich erörtert werden sollte, zu einer selbstständigen grossen Untersuchung und die Erörterung mindestens zu einem Bande

von dem Umfange des ganzen vorliegenden Buches mit seinen elf Capiteln anwachsen. Demgegenüber könnte man sagen, es würde sich der Inhalt aller Untersuchung so kurz und abstract fassen lassen, dass die eingehendste Erörterung doch auf einen kleinen Raum beschränkt werden könnte. Ja, wenn es sich um die Ableitung der ethischen Probleme aus einem Begriffe handelte! Das ist aber nicht unsere Aufgabe; wir wollen vielmehr die mannigfachen Thatsachen des menschlichen Lebens mit einander verbinden und vergleichen. Das abstracte Denken ohne die Vergleichung der unendlichen Fülle von Thatsachen führt zu keinem praktischen Resultat. Auf ein solches kommt es uns aber an, nicht auf ein theoretisches, am wenigsten auf ein rein logisches. Wenn es auf irgend einem Gebiete nöthig ist, sich das Material der Thatsachen vor Augen zu führen, so ist es auf dem in den letzten Decennien so sehr vernachlässigten Gebiet der praktischen Philosophie, und dies um so mehr, als es sich zunächst darum handelt, zu untersuchen, welche Beziehungen das Entwickelungsprincip zu den einzelnen ethischen Erscheinungen hat, und wie sich demnach diese Thatsachen zu einander verhalten.

Ich vermuthe, dass man von dem vorliegenden Buche ebenso, wie von meinem Werke „Der menschliche Wille" sagen wird, dass in demselben das Thierische in der menschlichen Natur zu einseitig hervorgehoben sei oder gar, dass es überhaupt nur die thierische Seite des Menschen und die specifisch menschliche Seite gar nicht in Betracht ziehe. Diesem Einwande muss ich gleich hier mit einigen Bemerkungen begegnen. Es ist unmöglich, sich über die menschliche Natur auch nur einigermassen klar zu werden, wenn man sich nicht immer des Grundprincipes alles animalischen Lebens, nicht der mächtigen Beziehung bewusst wird, in welcher der menschliche Organismus mit all seinen Bestrebungen zu den specifisch thierischen Organismen steht. Wer etwa davon ausgeht, dass der Mensch principiell etwas ganz anderes sei, als irgend ein Thier, und dass die Bestrebungen des Menschen principiell andere seien, als diejenigen der Thiere, der befindet sich von vornherein auf einem Irrwege, welcher kaum wieder auf die richtige Bahn führen dürfte und dieser entgegengesetzt ist. „Wir Menschen sind doch keine Thiere, wir sind doch nicht da, nur um uns zu erhalten, uns fortzupflanzen und unsere Kinder zu ernähren und zu erziehen; sondern wir haben doch höhere Ziele, nach denen wir streben müssen." So und ähnlich

höre ich manchen Leser bei der Lectüre des vorliegenden Buches fragen. Welches sind denn solche höhere Ziele, die absolut nichts mit den Zielen des specifisch thierischen Lebens gemein haben sollen? Die höhere Geistesbildung, die Befriedigung, welche in dem Streben nach einer höheren Erkenntniss als solchen oder nach einem Ideal der Kunst liegt, die geistige und moralische Einwirkung auf die grösseren Massen der Menschheit, nicht nur auf die Menschen der Gegenwart, sondern auch auf diejenigen der Zukunft, also die geistige Fortexistenz u. a. werden als solche Ziele genannt. Gesetzt nun den Fall, dass diese Ziele wirklich in gar keiner Beziehung stünden zu dem allgemeinen animalischen Streben, was aber, wie wir gleich sehen werden, gar nicht der Fall ist, gesetzt also, dass diese Ziele nicht nur specifisch menschliche wären (und das sind sie ja), sondern dass sie auch im vollkommenen Gegensatz stünden zu den andern Zielen der Menschheit, welche diese mit den Thieren gemeinsam hat; so müssten wir uns doch fragen, ob dieselben deshalb nun auch allein als edlere Ziele, ob sie als allgemein normale Ziele zu betrachten seien, und ob es demnach zweckmässig sein, wenn das ganze Menschengeschlecht sein Augenmerk hauptsächlich auf die Erreichung dieser Ziele richten würde.

Wenn ein solches Ziel nicht etwa als das höchste und zweckmässigste Ziel für einen Gelehrten oder einen Künstler, sondern als höchstes menschliches Ziel überhaupt hingestellt und anerkannt wird, so sollte man meinen, dass auch die Zweckmässigkeit des hervorragenden Strebens nach demselben für die gesammte Menschheit anerkannt werden und das Princip dieses Strebens eine praktische Bethätigung finden müsste. Das Erstere ist nun gar nicht und das Letztere nur ausnahmsweise der Fall. Wer wollte z. B. zugeben, dass es zweckmässig für das Menschengeschlecht sein würde, wenn alle Menschen dem höheren Streben nach geistiger Ausbildung, nach besserer Erkenntniss oder nach geistiger Unsterblichkeit alle anderen menschlichen oder vielmehr die thierisch-menschlichen Lebensziele hintansetzen wollten? Würde in diesem Falle nicht das Menschengeschlecht aus Mangel an Nahrung und an den nöthigen Schutzvorrichtungen, sowie aus Mangel an Fortpflanzung und Kinderpflege bald genug zu Grunde gehen?

Das höhere Streben der wenigen Künstler und Gelehrten, welche der Kunst oder der Wissenschaft als solcher leben, ist doch nur als

ein ganz einseitiges Streben zu betrachten, das nur in hoch differencirten Culturstaaten und unter besonderen Verhältnissen als ein normales menschliches Streben betrachtet werden kann. Sind von den Gelehrten, welche solche Principien aufgestellt haben, auch die Bauern, die Handwerker und die Geschäftsleute gefragt worden, worin diese ihre grösste Befriedigung finden, und was sie sich für Lebensziele gesteckt haben? Wer darüber urtheilen will, welche Ziele als die wichtigsten Lebensziele für die gesammte Menschheit zu betrachten sind, und in welchem Streben die Menschheit im Allgemeinen ihr grösstes Glück findet, der darf nicht nur an unseren Gelehrtenstand denken, sondern er muss vor allen Dingen die grösseren Massen der Bauern, der Handwerker und Geschäftsleute, d. h. diejenigen Classen berücksichtigen, aus denen sich das Menschengeschlecht in hervorragender Weise regenerirt; und er darf nicht nur den gebildeten Europäer, sondern er muss auch den Singhalesen, den Chinesen, den Afrikaneger und den Neuholländer dabei im Auge behalten.

Sind wir Gelehrten etwa die Normalmenschen, und können wir unser wissenschaftliches Streben, dem zu Liebe viele von uns gar nicht heirathen, etwa der Menschheit als Maassstab des zur Glückseligkeit führenden Strebens hinstellen?

Es ist ein fundamentaler Fehler vieler hervorragender Philosophen, besonders der Pessimisten gewesen, dass sie den Werth des menschlichen Lebens nach ihrem persönlichen Schicksal und nur nach ihren eigenen Gefühlen beurtheilt haben. Wir Philosophen können aber nicht als allgemeiner Maassstab für das gesammte Menschengeschlecht dienen. Die geistige Erhaltung bezüglich geistige Fortpflanzung, der so wohlthätige geistige Einfluss der Wissenschaft auf das gesammte Menschengeschlecht ist von der höchsten Bedeutung für dasselbe; aber dieser Einfluss ist nicht die erste Bedingung, nicht die Grundlage, sondern nur ein Mittel zur Vervollkommnung der wahren Grundlagen zur Erhaltung und zum Wohl der Menschheit.

Bei der hohen Arbeitstheilung in den Culturstaaten, in welchen eben wegen dieser Differencirung der Thätigkeiten so viel geleistet wird, hat es allerdings eine besondere Bedeutung, dass sich Gelehrte ausbilden, welche ihr ganzes Leben den wissenschaftlichen Problemen widmen und eben deshalb oft so grosse Wohlthäter des Menschengeschlechtes werden. Trotzdem aber darf man das Leben

eines Gelehrten, der im Interesse seiner Wissenschaft womöglich unverheirathet bleibt, nicht als ein Normalleben betrachten; denn wenn alle Menschen ihre ganze Kraft oder den grössten Theil derselben der Lösung gewisser Probleme widmen wollten, so würde das Menschengeschlecht bald genug aussterben.

Nun frage man aber die Bauern, Handwerker und Kaufleute, worin sie ihr grösstes Lebensglück finden, und man wird in allen Fällen die Antwort erhalten, dass in der stetigen Verbesserung der wirthschaftlichen Lage, in dem einträchtigen Familienleben und in der Sorge für die Kinder das wahre Glück des Lebens zu finden ist. Aber auch wir Gelehrten streben in erster Linie nach diesen Zielen; und jene höheren Ziele machen wir uns erst dann zur alleinigen Lebensaufgabe, wenn wir sehen, dass wir die allgemein menschlichen Ziele nicht in dem gewünschten Grade erreichen können, und wenn wir so einseitig geworden sind, dass wir nur im wissenschaftlichen Streben unsere Befriedigung zu finden meinen. Wer in dieser Beziehung offen gegen sich selbst ist, wird mir beistimmen!

Das Streben nach Ernährung, nach Besitzerwerb und nach Gründung eines Familienlebens erscheint uns so selbstverständlich, dass wir es nicht nöthig finden, darauf noch hinzuweisen oder uns dessen zu erinnern; und aus diesem Grunde wird leicht übersehen, dass dieses Streben dasjenige ist, welches alle anderen Bestrebungen erst bestimmt. Wenn sich ein armer jugendlicher Mensch bestrebt, sich in der Schule auszuzeichnen, wenn er das geringe Besitzthum dazu verwendet, um zu studiren, und wenn er als junger Gelehrter alles aufbietet, um etwas Tüchtiges zu leisten; so ist im Allgemeinen wenigstens der Wunsch, sich eine bessere Lebensstellung zu gründen, die erste und hauptsächlichste Triebfeder; und in sehr vielen Fällen spielt zugleich die Liebe eine grosse Rolle dabei; sie treibt ihn an, sich in geistiger Beziehung vor andern Menschen auszuzeichnen, und das um so mehr, je mehr ihm zum Bewusstsein kommt, dass er weder Reichthum noch besondere Schönheit des Körpers besitzt, durch welche er sich über andere Menschen erheben könnte. Macht er dann die Erfahrung, dass man sich durch wissenschaftliches Streben allein in der Regel keine Reichthümer erwerben kann, dass es auch nicht von der geistigen Tüchtigkeit allein abhängt, ob ein Mensch eine bessere oder weniger gute Lebensstellung erhält, und dass endlich auch bei den Damen der Reichthum und die hervor-

ragende Lebensstellung oder die körperliche Schönheit mehr gilt, wie die geistige Tüchtigkeit; sieht er also, dass er mit all seinem Streben den Zweck der bevorzugten Lebensstellung und der Gründung des vorgestellten Familienlebens nicht besser oder nicht einmal so vollkommen zu erreichen vermag, wie Andere, die geistig weit unter ihm stehen, während er andererseits in seinem wissenschaftlichen Streben an sich eine hohe Befriedigung findet; dann erst wird bei ihm leicht dasjenige, was ursprünglich nur Mittel zum Zweck sein sollte, nämlich die Auszeichnung in der Wissenschaft, zum Selbstzweck. Dies ist aber nur deshalb so gekommen, weil der Betreffende eingesehen hat, dass er nur in dieser Beziehung sich über andere Menschen zu erheben vermag und vielleicht auch noch deshalb, weil er einen besonders starken, vielleicht krankhaft starken Trieb dazu fühlt, sich andern Menschen gegenüber auszuzeichnen.

Es ist eine feine Täuschung, wenn man meint, diejenigen Ziele, nach welchen das Menschengeschlecht ganz allgemein strebt, und diejenigen Begehrungen, welche den Kern der menschlichen Natur ausmachen und die Grundlage zu allen anderen Begehrungen bilden, seien von den Begehrungen und Lebenszielen der Thiere principiell verschieden. Die Form des Strebens ist allerdings beim Menschengeschlechte eine andere, als wie bei den Thieren, sie ist auch eine andere bei den verschiedenen Thierarten, eine andere bei den Natur- und Culturvölkern und schliesslich eine andere bei jedem einzelnen Menschen. Der Inhalt des Strebens dagegen ist beim Culturmenschen derselbe, wie bei den Naturvölkern, und beim Menschengeschlecht derselbe wie bei den Thieren, er ist hier wie dort die Sicherung der Selbstexistenz und der Nachkommenschaft. Und wenn nun einzelne Menschen diese Ziele vernachlässigen und rein geistige Ziele verfolgen, so ist doch zu bedenken, dass auch ihr Streben erst aus dem allgemein menschlichen und allgemein animalischen Streben hervorgegangen ist, oder dass ihr höheres Streben nur den Zweck hat, das allgemein menschliche Streben indirect zu fördern.

Wenn ein Mensch bei all seinem Streben nur das Allgemeinwohl der Menschheit im Auge hat und diesem Ziele eine bessere Selbstexistenz und sein Familienleben opfert oder doch im Interesse jenes höheren Zieles nicht heirathet, so scheint dieses Ziel allerdings auf den ersten Blick nichts mit den allgemein animalischen Zielen gemein zu haben. Wenn wir aber darnach fragen, in welcher Hin-

sicht der Betreffende der Menschheit nützen will, und in welcher Weise durch sein Streben das Wohl der Menschheit gefördert werden kann und gefördert wird, so müssen wir uns wieder sagen, dass sich diese Förderung nur auf die allgemein menschlichen Interessen bezieht und beziehen kann. Nur der blosse Kunstgenuss, soweit also die Kunst nicht zur Veredlung des menschlichen Strebens nach Selbst- und Arterhaltung beiträgt, sondern nur zur unmittelbaren Befriedigung dient, scheint nichts mit dem Streben nach Selbst- und Arterhaltung gemein zu haben. Aber abgesehen davon, dass dies nur scheinbar der Fall ist, und es uns nicht schwer fallen würde, eine Beziehung (wenn auch nur eine indirecte) zwischen dem Streben nach Kunstgenuss und dem Streben nach Erhaltung nachzuweisen, so können wir doch auch den Kunstgenuss nicht als Hauptaufgabe, als fundamentales Lebensziel des Menschen betrachten; denn sobald er nur dieses Ziel verfolgen oder sobald alle Menschen auch dieses Ziel nur in den Vordergrund stellen würden, so würde es um die Erhaltung und damit um das Wohl des Menschengeschlechts gar bald schlimm genug aussehen.

Das ganze Leben der Pflanzen und der Thiere besteht in der immerwährenden Vervielfältigung der Lebenselemente. Die einzelne Zelle, aus der sich ein Organismus entwickelt, vervielfältigt sich zu Milliarden einzelner Zellen, welche den entwickelten Organismus zusammensetzen. Dies geht bis zu einem gewissen Zeitpunkt fort; dann tritt mit der Fortpflanzung eine potentielle Vervielfältigung ein. Der einzelne, aus einer Zelle hervorgegangene Organismus erzeugt viele tausend und Millionen Zellen, von denen jede einzelne wieder fähig ist, den individuellen Vervielfältigungsprocess durchzumachen, d. h. wieder einen Organismus zu bilden, welcher aus Milliarden einzelner Zellen besteht, die alle aus der einen Zelle hervorgegangen sind. Abermals tritt dann mit der Fortpflanzung eine potentielle Vervielfältigung ein, und so setzt sich der angegebene Process unaufhörlich fort. Ist es mit dem menschlichen Leben etwa anders? Jeder Mensch entwickelt sich aus einem Eie, das sich milliardenfach vervielfältigt. Durch all die Handlungen, welche auf die Ernährung hinausgehen, wird dafür gesorgt, dass der Mensch sich erhalte, wachse und gedeihe, d. h. dass sich der Process der Vervielfältigung der Lebenselemente fortsetzte. Alle Handlungen, die zur Anhäufung des Besitzthumes und zum Schutze des Lebens und Eigenthumes

dienen, sichern den individuellen Vervielfältigungsprocess. Dann kommen all die verschiedenen Handlungen zur Liebeswerbung und zur Begründung eines Familienlebens. Und welch andern Zweck hat nun das ganze Familienleben, als in der potentiellen Vervielfältigung durch Zeugung der Nachkommen und durch die Pflege derselben, also durch die Sicherung der Vervielfältigung sein Glück zu suchen? Indem der Mensch sich ein Familienleben gründet und in demselben sein Glück sucht (und findet), ermöglicht und fördert er mit all seinen complicirten Strebungen unbewusst nur seinen Vervielfältigungsprocess, einen Process, der allen Thieren und Pflanzen eigen ist, und in welchem das Wesen der lebenden Organismen besteht. Der Mensch vervielfältigt so nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Eigenschaften und seine Freuden und Leiden (vergl. X. Capitel). Jeder Mensch ist wie jedes Thier und jede Pflanze nur ein vorübergehender Vervielfältigungsprocess.

Die Mittel zur Selbst- und Arterhaltung, bezüglich zur Vervielfältigung, zum Wachsthum und zur Fortpflanzung sind allerdings beim Menschen andere, als wie bei den Thieren und Pflanzen; allein principiell ist der Process hier derselbe wie dort. So sehr sich auch die Form des Strebens nach Selbst- und Arterhaltung oder die Form des Kampfes ums Dasein insbesondere beim Culturmenschen von den Formen dieses Strebens bei den Thieren unterscheidet, der Inhalt dieses Strebens ist hier wie dort das Glück, das in allen Fällen nur durch die Ermöglichung und Förderung des Vervielfältigungsprocesses erreicht wird. Dieses fundamentale Lebensprincip, das allen Lebewesen, auch dem menschlichen Leben zu Grunde liegt, müssen wir uns immer vergegenwärtigen, wenn wir das menschliche Leben richtig beurtheilen wollen.

Gegen meine hiermit übereinstimmenden Erörterungen, welche ich in meinem Buche: „Der menschliche Wille“ über die Ziele des menschlichen Strebens angestellt habe, hat man gesagt, ich habe mit anderen Forschern den Fehler begangen, die Arterhaltung, und nicht die Glückseligkeit als Endziel alles menschlichen Strebens hingestellt zu haben (vergl. Vierteljahrsschrift f. wissenschaftliche Philosophie VII, 2). Dies ist insofern ein Missverständniss, als ich vom subjectiven Standpunkte aus das Allgemeinwohl resp. die Glückseligkeit auch als das Endziel alles Strebens, aber das Streben nach möglichst vollkommener Arterhaltung als das einzig sichere Mittel

betrachte, um jenes Ziel zu erreichen. Wer nur nach Wohlergehen strebt, der kann sehr leicht auf Irrwege kommen, die ihm vielleicht eine dauernde Glückseligkeit versprechen, aber nicht erreichen lassen. Ich will hierzu ein frappantes Beispiel geben. Derjenige, welcher seinen wissenschaftlichen Bestrebungen alle anderen hintansetzt und in einer bestimmten Lebensperiode meint, die Verheirathung sei für sein Glück von geringer oder gar keiner Bedeutung, der strebt auch nach Glückseligkeit, aber er erreicht sie in der Regel nicht. In einer späteren Lebensperiode sieht er ein, dass die Verheirathung, das Familienleben und die Erziehung der Nachkommen das Glück des Menschen in erster Linie bedingen. Dies letztere gilt, wenn nicht für jeden Menschen, so doch gewiss für die Menschheit im Allgemeinen.

Von diesem subjectiven Standpunkte ist aber der objective zu unterscheiden. Warum sind die Gefühle, die Freuden und Leiden in der Thierwelt zur Entwickelung gekommen? Will etwa nur ein höheres Wesen die Thiere und Menschen quälen oder glücklich machen? Nein, wir wissen vielmehr, dass die Freuden und Leiden nur dazu dienen, das Handeln der Thiere und Menschen so zu leiten, dass es die Arterhaltung fördert; und nur, weil und soweit die Gefühle der Arterhaltung förderlich sind, haben sie sich entwickeln können. Auch ich nehme nicht etwa an, dass dies eine höhere Intelligenz so vorausbestimmt und eingerichtet habe, sondern dieses zweckmässige Verhältniss liegt in der Natur der Sache, im Arterhaltungsprincip, d. h. darin, dass sich nur arterhaltende Eigenschaften in der Art erhalten können.

Für uns Menschen und für die Thiere würde unsere Selbst- und Arterhaltung keine Bedeutung haben, wenn nicht dadurch unser Glück bedingt wäre; und für das Arterhaltungsprincip an sich, d. h. für die Thatsache, dass sich nur arterhaltende Eigenschaften in der Art erhalten, würden umgekehrt die Freuden und Leiden der Thiere und des Menschen keine Bedeutung haben, wenn dieselben nicht arterhaltende Eigenschaften bezüglich Erscheinungen wären, durch welche die Arterhaltung unter erschwerten Umständen gesichert wird[1].

Hat man schon von meinen Erörterungen in meinen anderen Werken gesagt, dass ich ein zu grosses Gewicht auf die körperliche

[1] Vergl. zu all diesen Erörterungen: „Der menschliche Wille“, III. und IV. Capitel.

Gesundheit lege, so könnte man dies von den Untersuchungen im vorliegenden Buche erst recht behaupten. Es handelt sich hierbei aber allein um die Ausdehnung des Begriffes Gesundheit. Ich betrachte nicht nur denjenigen Menschen als krank, der genöthigt ist, auf ärztliche Anordnung das Bett zu hüten oder der doch irgend ein offen zu Tage tretendes physisches Gebrechen hat, resp. dessen physiologische Lebensprocesse deutliche Störungen zeigen; sondern es ist nach meiner Anschauung auch der Mensch krank, der einen Hang zur unzweckmässigen, lasterhaften Lebensweise hat, der von Leidenschaften beherrscht ist, der sich mit unpraktischen Speculationen beschäftigt, der irgend eine anormale Richtung des Strebens zeigt und damit ein anormales Gefühlsleben verräth, das ja dann immer auf eine physische Unvollkommenheit zurückgeführt werden muss.

Aber, was ist denn normal und was ist anormal, resp. was ist naturgemäss und was ist widernatürlich, könnte man mich fragen. Dies lässt sich, wie Plato schon erkannte, allerdings nicht genau bestimmen, und in rein theoretischer Hinsicht bietet diese Frage allerdings eine grosse Schwierigkeit. Wem es dagegen auf praktische Resultate ankommt, dem wird es vorläufig genügen, wenn wir in Übereinstimmung mit Plato nur ganz allgemein dasjenige als normal und naturgemäss bezeichnen, welches allgemein für normal und naturgemäss gilt und welches die Selbst- und Arterhaltung unter den gegebenen Umständen fördert, während wir als das Anormale und Widernatürliche das Gegentheil hiervon betrachten.

Zu meiner grossen Freude habe ich gesehen, dass nun auch die bedeutendsten philosophischen Fachzeitschriften („Mind", Juli 1880 und Januar 1883; „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" VII, 2; „Revue Philosophique etc.", Juni 1883 und „Rassegna critica etc." September 1882) ausführliche und schmeichelhaft anerkennende Besprechungen meiner beiden Arbeiten „der thierische Wille" und „der menschliche Wille" gebracht haben. Indem ich den betreffenden Herren hiermit meinen wärmsten Dank für die Beachtung ausspreche, die sie meinen Arbeiten geschenkt haben, empfehle ich auch das vorliegende Buch einer geneigten Berücksichtigung.

James Sully, der ausgezeichnete englische Psychologe, machte mich darauf aufmerksam, dass ich besser gethan haben würde, wenn ich der Beziehung der Gefühle zum materiellen Lebensprocess ein

besonderes Capitel gewidmet hätte; und dies hatte ich im vorliegenden Buche bereits gethan, als ich die sehr treffende Bemerkung las. Ebenso war ich einem wohlangebrachten Rath G. v. Gyzicki's (ich möchte die Arbeit „die Darwinistische Ethik“ noch etwas aufschieben) schon nachgekommen, ehe derselbe ausgesprochen war, nachdem ich bald genug gefühlt hatte, dass zu dieser Arbeit erst Vorarbeiten nothwendig seien. Und so gebe ich in dem vorliegenden Buche zunächst nur eine skizzenhafte Untersuchung der ethischen Grundprobleme, vom Standpunkte der Entwickelungslehre, welche Untersuchung weniger eine in sich abgeschlossene Abhandlung sein, als vielmehr zunächst nur ein grösseres Interesse für diesen wichtigen und so äusserst fruchtbaren Gegenstand erwecken soll.

Leipzig, den 1. Juli 1883.

G. H. Schneider.

Inhaltsangabe.

III. Capitel.

Die Relativität der Freuden und Leiden.

IV. Capitel.

Directe und indirecte Wirkungen der Freuden und Leiden.

V. Capitel.

Die Freuden und Leiden als Leiter des Handelns.

VI. Capitel.

Die Unterordnung der Freuden und Leiden.

VII. Capitel.

Die Ursachen der hervorragenden Leiden der gegenwärtigen Culturvölker.

VIII. Capitel.

Die Verminderung der Leiden und Vermehrung der Freuden.

IX. Capitel.

Das Schicksal und die Bestimmung.

X. Capitel.

Sterben und Fortleben und die Fortdauer der Freuden und Leiden nach dem „Tode“.

Schluss.

Das Weltgericht und die Weltgerechtigkeit.

Einleitung.

Die Freuden und Leiden des Menschen, all die Gefühle der Lust und des Glückes, die das Leben von der Geburt bis zum Tode bietet, die der Mensch empfindet, wenn er als eben ins Leben getretener Säugling in den Armen der liebenden Mutter sich mit heisser Gier an der begehrten Brust ansaugt und mit unendlichem Wohlbehagen die Milch der warmen Quelle entzieht; wenn er als Jüngling oder Jungfrau in heisser, edler Liebe erglüht und in wonniger Hoffnung seinem ihm ununterbrochen vorschwebenden Glück entgegenstrebt, oder wenn er als Vater oder Mutter sich an dem Anblick seiner in Lust und Freude sich tummelnden, heissgeliebten Kinder weidet, die er heranwachsen und gedeihen, in denen er sich selbst verjüngt sieht, und mit denen er die Lust der Jugend von neuem wieder empfindet — und all die Gefühle des Schmerzes und des Unglücks, die uns zu ertragen beschieden sind, die Qualen des Hungers und des Elendes, die der Arme zu erdulden hat, all die Schmerzen der mannigfachen Krankheiten, all die quälenden Gefühle der Beschämung, Erniedrigung, der Eifersucht und des Neides, die der unglücklich liebende oder der sonst im Leben zurückgesetzte und unterdrückte Mensch erträgt, die Pein der Reue über begangenes Unrecht und über das Verfehlen des Lebenszweckes und der Kummer und die Sorgen, welche die Eltern oft im Hinblick auf die zweifelhafte Zukunft ihrer Kinder niederdrücken; all diese Freuden und Leiden, werden sie dem Menschen nicht eben dadurch, dass er sie fühlt, genugsam zum Bewusstsein gebracht, und hat nicht die Menschheit längst gewusst, was ihr Freud und was ihr Leid bringt?

Sie hat es gewusst, gleichwie sie gewusst hat, dass die Sonne auf- (und) untergeht, dass ein in die Höhe geworfener Stein wieder auf die Erde zurückfällt, und dass ein Samenkorn, welches in die feuchte Erde gesenkt wird, keimt und eine neue Pflanze aus ihm entsteht. Aber so wenig sie vor Entwickelung der Astronomie, Physik und Chemie eine Ahnung davon hatte, dass die Sonne ein ähnlicher Körper ist, wie die Erde, dass das Fallen eines Steines mit den Bewegungen der Himmelskörper und mit dem Auf- und Untergange der Sonne in Beziehung steht und auf dasselbe Gesetz zurückzuführen ist wie die astronomischen Vorgänge; so wenig sie wusste, dass es allgemeinen Gesetzen unterworfene chemische Vorgänge sind, welche das Keimen und Wachsen eines Samenkornes bedingen, dass es von dem genügenden Vorhandensein ganz bestimmter Stoffe, etwa gewisser Salze abhängt, ob eine Pflanze gedeiht oder nicht, und dass es in der Macht des Menschen liegt, durch zweckmässige Behandlung des Bodens, durch richtige, dem Boden und der Pflanze entsprechende Düngung das Wachsen und Gedeihen einer Pflanze nach seinem Wunsche zu beeinflussen — ebensowenig kannte die Menschheit bisher die tieferen Ursachen und Bedingungen der einzelnen Lust- und Schmerzgefühle und das gesetzliche Band, welches alle Leiden und Freuden nicht nur eines einzelnen Individuums, sondern diejenigen ganzer Generationsreihen und ganzer Familien und Völker mit einander verbindet und uns zeigt, dass keine Lust und kein Schmerz für sich, abgesondert von allen anderen Gefühlen besteht, sondern vielmehr jedes mit dem vorhergehenden und zukünftigen Gemüthszustande, ja mit den Freuden und Leiden der Vorfahren und der nachkommenden Geschlechter und selbst mit denjenigen aller anderen Individuen der Familie, der Race, der gesammten Menschheit und der fühlenden Wesen überhaupt im ursächlichen Zusammenhange steht. Ebenso wenig wusste die Menschheit, dass die Freuden und Leiden eines Urthieres oder eines Wurmes nicht nur demselben Gesetze unterworfen sind (und diesem Gesetze ihre Entstehung verdanken), wie die Gefühle eines hoch entwickelten Genie's, sondern dass auch die Lust und Qual irgend eines Menschen oder eines Thieres auf das Gefühlsleben der anderen Individuen einwirkt und dessen Freuden und Leiden unmittelbar beeinflusst; dass alle Freuden und Leiden der fühlenden Wesen vom einfachsten Urthiere bis zum intelligentesten Menschen einen Complex zusammen-

gehöriger und sich gegenseitig bedingender Erscheinungen bilden, dem ein allgemeines Gesetz zu Grunde liegt; dass mithin nicht nur die einzelnen Familienglieder, sondern die Angehörigen einer Nation, einer Race, der Menschheit und aller fühlenden Wesen durch ihre Freuden und Leiden zu einer Gemeinschaft verbunden sind und das Wohl und Wehe des Einzelnen durch das Wohl und Wehe der Gesammtheit bedingt ist, während umgekehrt das Allgemeinwohl von dem Glück des Einzelnen abhängt; dass in jedem Individuum, in jeder Familie, jeder Race und jeder Gattung die Freuden und Leiden der früheren Geschlechter fortleben und diejenigen der zukünftigen Generationen anticipirt werden, dass die gegenwärtigen Individuen mit den frühesten und spätesten Geschlechtern verbunden sind und jedes Individuum in seinen Freuden und Leiden nur ein unvergängliches Glied einer unendlichen Kette bildet, und dass endlich jeder Mensch die Folgen der Tugenden wie der Laster seiner Vorfahren und einen Theil der Verantwortung für die Leiden und Freuden seiner Nachkommen trägt, in denen er fortlebt.

Und ebenso wenig wusste die Menschheit bisher, in welch abhängigem Verhältnisse auch die höchsten und edelsten Gefühle von den materiellen Vorgängen im Organismus stehen, durch welche einzelnen Ursachen, durch welche verschiedenen Einwirkungen auf den Organismus all die mannigfachen Freuden und Leiden überhaupt und eine Erhöhung oder Abschwächung derselben bedingt sind, und wie weit es in der Macht des Menschen liegt, nicht nur seine eigenen Leiden, sondern auch diejenigen der Mitmenschen und seiner Nachkommen zu mindern und die Freuden für jetzt und für die Zukunft zu erhöhen. —

Erst wenn wir von einer Erscheinungsgruppe den gesetzlichen Zusammenhang der einzelnen Phänomene, die ursächliche Beziehung der einen zu den anderen festzustellen vermögen, können wir bekanntlich von einer Wissenschaft dieser Erscheinungen sprechen; und gleichwie die Astronomie, Physik und Chemie als Wissenschaften erst existiren, seitdem wir die Gesetze der Attraction, der Affinität u. a. kennen und jede Einzelerscheinung als die Wirkung eines solchen allgemeinen Gesetzes verstehen; so bekommen wir auch von den Freuden und Leiden erst dann ein tieferes, wissenschaftliches Verständniss, wenn wir das allgemeine Gesetz, welches denselben

zu Grunde liegt, festzustellen vermögen und jede einzelne Lust und Qual als Äusserung, als Objectivation dieses Gesetzes begreifen und den ursächlichen Zusammenhang erkennen, in welchen alle Freuden und Leiden unter sich und mit anderen allgemeinen Erscheinungen, mit den materiellen Lebensvorgängen stehen. Eine solche wissenschaftliche Erkenntniss der Freuden und Leiden hat es bis jetzt noch nicht gegeben; und erst in der Gegenwart hat sie begonnen sich zu entwickeln, nachdem wir von den materiellen Lebensvorgängen, mit denen die Gefühle verbunden und von denen sie abhängig sind, durch die neueren Entwickelungstheorien ein besseres Verständniss erlangt haben.

Von allen möglichen Wissenschaften dürfte aber die Wissenschaft der Freuden und Leiden des Menschengeschlechtes wohl die wichtigste, d. h. diejenige sein, durch welche das Allgemeinwohl in erster Linie gefördert werden kann, und welche deshalb das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt.

Sind doch die Freuden und Leiden eben diejenigen Erscheinungen, die das ganze Wohl und Wehe des Menschen ausmachen, auf die sich all sein Hoffen und Bangen allein bezieht, und mit denen er von seiner Geburt bis zu seinem Tode ununterbrochen zu kämpfen hat. Eben deshalb hat auch von je eine jede Sittenlehre und jede Religion die Freuden und Leiden zum Inhalt gehabt und den Zweck verfolgt, durch die vermeintliche Erkenntniss der Freud- und Leidquellen, durch Vervollkommnung der Lebensbedingungen und durch die Energie des Wollens die Leiden zu mindern und die Freuden zu erhöhen, durch Bekämpfung der Übel im frischen Streben die Glückseligkeit zu erringen — oder mit Resignation das Leben als eine Prüfungszeit, als eine Kette nicht zu hebender Leiden zu betrachten, auf eine Befriedigung des natürlichen Strebens, der menschlichen Triebe als etwas Unerreichbares zu verzichten und nur dieses Streben und die natürlichen Triebe zu unterdrücken, um den Seelenfrieden zu gewinnen. —

Zwei Richtungen des praktischen Denkens und des Handelns stehen sich im Menschengeschlecht vielleicht schon so lange gegenüber, als der Mensch über sein Dasein nachgedacht hat. Die eine betrachtet das menschliche Leben als ein Gut, werth, um seiner selbst willen erhalten zu werden und in ihm seine Befriedigung zu suchen. Die andere verneint den positiven Werth des Lebens, hält

das Leben für eine Leidenszeit und glaubt, dass erst mit dem Aufhören desselben, mit dem Tode der Friede oder das ungestörte Glück beginne und es in der Aufgabe des Menschen liege, allen Freuden des irdischen Daseins zu entsagen.

Diese beiden Richtungen ergeben sich aus der zweifachen Erfahrung, dass einerseits der Mensch, insbesondere der gesunde und der jugendliche, durch sein natürliches Streben nach Selbsterhaltung und Selbstvervollkommnung, sowie nach Erhaltung seiner Familie und seines Volkes sich Freuden bereitet und eine gewisse Befriedigung findet, und dass andererseits besonders der ältere und der kränkliche Mensch von Leiden heimgesucht wird, die er nicht zu beseitigen vermag.

Da diese Leiden stets zum grossen oder zum grössten Theile auf Vererbung beruhen und das einzelne Individuum oft dieselben gar nicht oder nur zum geringen Theile verschuldet so war es natürlich, dass der Mensch, der keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen seinen Handlungen und seinen Leiden zu erkennen vermochte und sich auch unfähig fühlte dieselben zu beseitigen, glaubte, dass die Leiden von der Gottheit über ihn verhängt seien. Um dies zu begreifen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, dass die ersten Religionen aus der Fortdauer der Furcht vor der Macht und der Rache des Häuptlings auch nach dessen Tode hervorgegangen sind.

„Überall, mit Ausnahme blos der rohesten Menschengruppen, wird das Doppelwesen eines Verstorbenen, das man beim Tode und später zu versöhnen sucht, als ein Wesen vorgestellt, welches die Überlebenden zu schädigen im Stande ist. In Folge dessen kommt, je mehr sich die Geistertheorie festsetzt und deutlich ausbildet, zugleich eine andere Art von Hemmniss gegen die unmittelbare Befriedigung der Begierden zur Geltung — ein Hemmniss bestehend aus Vorstellungen von den Übeln, welche beleidigte Geister den Menschen zuzufügen vermögen; und hat erst die staatliche Führerschaft feste Wurzeln gefasst und sind die Geister der todten Häuptlinge, die man sich viel mächtiger und zugleich unbarmherziger vorstellt als gewöhnliche Geister, demgemäss ganz besonders gefürchtet, so beginnt auch diejenige Form der Einschränkung bestimmte Gestalt zu gewinnen, die man als religiöse Schranken unterscheidet[1].“

---

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ S. 127.

Den Zorn des Häuptlings erregte der Untergebene aber offenbar dann, wenn er sein eigenes Wohl dem des Häuptlings und des Stammes gegenüber in den Vordergrund stellte, während er, sein eigenes Interesse und die Sorge für sein Leben hintansetzend, durch tapfere Bekämpfung der Feinde, überhaupt durch Aufopferung im Interesse der Macht des Häuptlings sich die Gunst des letzteren erwarb oder den Zorn desselben besänftigte. Die Leiden auf sich zu nehmen und ruhig zu ertragen, nicht nach eigenen Freuden zu streben, um dem Geiste desjenigen, der über uns Macht hat, um der Gottheit zu gefallen, das ist der Grundgedanke, der mehr oder weniger jeder Religion, auch der christlichen zu Grunde liegt.

„Die göttlichen Gebote, ursprünglich nichts Anderes als Überlieferungen des Willens des verstorbenen Königs, beziehen sich hauptsächlich auf die Vertilgung der Völker, mit denen er im Kampfe gelegen hatte, und der göttliche Zorn und die göttliche Gnade denkt man sich davon abhängig, in welchem Grade die Unterwerfung unter ihn sich kundgibt, sei es unmittelbar durch Verehrung desselben, sei es mittelbar durch Erfüllung jener Gebote. Wenn es vom Fidschi-Insulaner heisst, er suche sich beim Eintritt in die andere Welt dadurch zu empfehlen, dass er seine Heldenthaten in der Schlacht erzähle, und dass er in diesem Leben oft sehr betrübt sei bei dem Gedanken, er habe nicht genug Feinde erschlagen, um seinen Göttern gefallen zu können, so erkennen wir darin die hieraus entspringenden Vorstellungen und Gefühle und werden dabei an ganz ähnliche Erscheinungen erinnert, die bei den Völkern des Alterthums zu finden waren[1].“ Bei diesem Glauben an die fortdauernde Macht des verstorbenen Häuptlings war es natürlich, dass man die Unglücksfälle, welche einem widerfuhren, als Acte der Rache oder der Bestrafung seitens des Häuptlingsgeistes betrachtete, und dies um so mehr, sobald man sich erinnerte, irgend eine Handlung begangen zu haben, welche diesem Geiste nicht gefallen konnte, die eine Übertretung seiner Gebote war. Anfangs hat man vielleicht nur diejenigen Leiden, die man nicht als unmittelbare Folgen der Handlungen erkannte, und die man sich nicht anders zu erklären vermochte, auf diese Ursache zurückgeführt. Je mehr sich aber der Götterglaube ausbildete, desto mehr wurden auch die Leiden und Freuden mit dem göttlichen

---

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ S. 128.

Zorn und der göttlichen Gnade in Beziehung gesetzt, bis man alle Leiden als Strafen bezüglich als Prüfungen seitens der Gottheit betrachtete.

Der Grundzug des Glaubens an die Fortdauer der Macht und des Einflusses des verstorbenen Häuptlings war aber offenbar ein anderer, wenn dieser während seines Lebens zwar ein strenges, aber ein gerechtes und gütiges Oberhaupt, als wenn er ein launischer, rachesüchtiger Vergewaltiger gewesen war.

Ein Häuptling, der, selbst kräftig, gesund und tüchtig, an der Spitze eines jugendlichen kräftigen Stammes stand, mit dem er andere Stämme zu besiegen und seine Macht zu erweitern verstand, der eben wegen dieser Erfolge, die dem ganzen Stamme zu gute kamen, von diesem auch geliebt und verehrt wurde, war auch zufrieden mit sich selbst und mit seinen Unterthanen, liebte diese, behandelte sie gerecht und erwies ihnen, besonders denen, die sich in den Kämpfen ausgezeichnet, Wohlthaten durch Auszeichnungen.

Hatte dagegen ein Stamm den Culminationspunkt seiner Blüthezeit überschritten, war er in der moralischen und physischen Degeneration begriffen, und wurde er womöglich von einem weniger tüchtigen, vielleicht kränklichen Häuptling regiert, der unfähig war mit seinen Unterthanen die Angriffe anderer Stämme mit Erfolg abzuweisen, dann lag es nahe, dass derselbe seinem hauptsächlich aus den Misserfolgen resultirenden Missmuthe in tyrannischen Massregeln und Grausamkeiten Luft machte. Im ersten Falle wurde der Geist des segnend gestorbenen Häuptlings offenbar weniger gefürchtet, als vielmehr mit Liebe verehrt, und der ohnedies junge, kräftige und thatendurstige Stamm suchte durch eifriges Vorwärtsstreben, durch persönliche Vervollkommnung, durch heldenmüthige Bekämpfung der Feinde u. a. dem Geist wohlgefällige Handlungen dessen Liebe noch weiter zu erwerben. Und in diesem Streben fand er doppelte Befriedigung, die ihm dann wieder neue Kraft zum energievollen, seine Macht erweiternden Handeln gab. Im zweiten Falle dagegen musste jeder Stammesgenosse bei jeder Handlung, auch bei der besten, fürchten, den launigen, tyrannischen Geist des fluchend verstorbenen Häuptlings zu erzürnen. Dem degenerirenden Stamme fehlte die Hoffnung und die Zuversicht, durch geeignetes Handeln sich die Zufriedenheit des Geistes zu erwerben, und anstatt rüstig vorwärts zu streben und seine Macht zu erweitern, dachte er nur daran, durch

geduldiges Ertragen selbst auferlegter Leiden den Zorn des Geistes zu besänftigen.

Denken wir uns die weiteren Entwickelungsstufen hinzu, so kommen wir zu zwei grundverschiedenen Religionen, zur optimistischen und pessimistischen.

Jugendliche Völker, die sich stark vermehren und ihre Macht erweitern, haben gleich jugendlichen einzelnen Menschen auch Vertrauen auf das Gelingen ihrer Unternehmungen, gute Hoffnungen für die Zukunft, geniessen einen grossen Überschuss an Freuden (s. unten) und sind mehr zur optimistischen Weltanschauung geneigt; und da die hervorragenden Menschen, die einem bestimmten Volke angehören, in ihrer geistigen Richtung in der Regel den Geist des ganzen Volkes ausdrücken, weil sie selbst ein Product desselben sind, so kann die Religion, welche ein Religionsstifter gründet, der einem jugendlichen und in seinen Unternehmungen glücklichen Volke angehört, nicht wohl eine pessimistische sein, sie ist optimistisch.

Alternde Völker dagegen, welche ihre Blüthezeit hinter sich haben, die schlaff geworden sind, und deren Macht sich zusehends verringert, die deshalb auch einen Überschuss von Leiden zu ertragen haben (s. unten), verlieren gleich alternden einzelnen Menschen die Zuversicht und das Vertrauen auf das Gelingen ihrer Unternehmungen, verzweifeln an der Begründung eines glücklichen Lebens durch die eigenen Handlungen und haben eine starke Neigung zur pessimistischen Weltanschauung, wissen die irdischen Freuden, deren sie nur noch wenige geniessen, nicht mehr zu schätzen und betrachten deshalb das Leben nur als ein Jammerthal, gegen dessen Leiden nicht anzukämpfen ist. Ein Religionsstifter, der einem solchen Volke und einer solchen Zeit des sittlichen und physischen Verfalles angehört, wird nur eine pessimistische Religion gründen. Der Gott der Christen ist zwar ein Gott der Liebe; aber dennoch hat er die Menschheit in ein Dasein des Elends gerufen, damit sie erst ihre Sünde bereue.

Schopenhauer betrachtete mit Recht als den hauptsächlichen Unterschied der verschiedenen Religionen nicht etwa den monotheistischen oder polytheistischen, sondern vielmehr den optimistischen oder pessimistischen Charakter derselben[1].

Den Buddhaismus und insbesondere das Christenthum stellt er

---

[1] Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ 1877. II. S. 187.

nur deshalb so hoch, weil dies pessimistische Religionen sind; und er spricht seine besondere Freude darüber aus, dass seine Philosophie, obgleich sie nicht etwa aus der Kenntniss des Buddhaismus hervorgegangen, doch mit dieser verbreitetsten aller Religionen so ganz übereinstimmt. Den Sieg des Christenthums über die anderen Religionen schreibt er allein dem Pessimismus desselben zu.

„Die Kraft, vermöge welcher das Christenthum zunächt das Judenthum und dann das griechische und römische Heidenthum überwinden konnte, liegt ganz allein in seinem Pessimismus, in dem Eingeständniss, dass unser Zustand ein höchst elender und zugleich sündhafter ist, während Judenthum und Heidenthum optimistisch waren[1].“ Ja, das Christenthum hat über das Judenthum gesiegt, aber heute schon fürchtet man die sociale Macht der wenigen Juden.

Die jüdische Religion entstand in der Zeit, in welcher sich das jüdische Volk kräftig zu entwickeln und zu vermehren begonnen hatte und die weitgehendsten Hoffnungen für die Zukunft hegte, wie sie eben nur ein jugendliches, kräftiges Volk nähren kann.

„Die Wehemütter antworteten Pharao: Die ebräischen Weiber sind nicht wie die egyptischen, denn sie sind harte Weiber; ehe die Wehemutter zu ihnen kommt, haben sie geboren“ (2. Mos. 1, 19).

„Also wohnte Israel in Egypten, im Lande Gosen, und hatten es inne, und wuchsen, und mehrten sich sehr“ (1. Mos. 47, 27).

„Da nun Joseph gestorben war, und alle seine Brüder, und alle, die zu der Zeit gelebet hatten; wuchsen die Kinder Israels, und zeugten Kinder, und mehrten sich; und wurden ihrer sehr viele, dass ihrer das Land voll ward ... Aber je mehr sie das Volk drückten, je mehr sich es mehrte und ausbreitete“ (2. Mos. 1, 6—7 u. 12).

„Und ich will dich zum grossen Volk machen und will dich segnen, und dir einen grossen Namen machen, und sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“ (1. Mos. 12, 2—3; 18, 18; 22, 18; 26, 4; 28, 14; 48, 4).

Diese und ähnliche Stellen beweisen die körperliche Gesundheit, Fortpflanzungsfähigkeit, Energie und die jugendlichen Hoffnungen des aufblühenden Volkes.

---

[1] Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ 1877. II. S. 188.

Bei dieser Gesundheit, der jugendlichen Kraft und dem Muthe, womit die Juden, nachdem ihnen die Überlistung der Egypter gelungen, in Palästina ein Volk nach dem anderen besiegten und sich in den Besitz des Landes setzten, konnte der Glaube des jüdischen Volkes nur ein ganz optimistischer werden; und eben dieser Glaube, dass sie ein grosses Volk werden würden, dass der Herr ihre Feinde vor ihnen hertreiben und sie vertilgen werde etc., dieser optimistische Charakter ihrer Religion, verbunden mit den zweckmässigen Lebensregeln, insbesondere mit ihrer Mässigkeit gegenüber den Schwelgereien des griechischen und römischen Heidenthums, hat den Juden bis heute ihre jugendliche Energie, freilich auch ihre jugendliche Rücksichtslosigkeit und ihren allzustarken Egoismus bewahrt, und es ist ausser allem Zweifel, dass die Juden noch eine grosse Zukunft haben, und dass die Verfolgungen, die sie überall erdulden müssen, und die zum grössten Theile der Ausdruck des Neides sind, nur dazu dienen werden und dazu gedient haben, sie vor einem Erschlaffen zu bewahren und ihre Energie zu heben.

Die Bedingungen, unter welchen die christliche Religion entstand, waren ganz die entgegengesetzten. Mit der asiatischen Herrlichkeit war es zu Ende, die Blüthezeit Egyptens war vorüber; das herrliche Volk der Griechen war erschlafft, seine physische Kraft und seine Macht gebrochen, und auch das römische Reich trug die Keime des Untergangs bereits in sich. Das griechische und römische Heidenthum mit seinen Schwelgereien, das üppige Leben der so reichen Griechen und Römer hatte die Nervenkraft derselben ruinirt, die Menschheit war übersättigt von den Genüssen des Daseins, und Krankheit und Elend als Folgen der Cultur der absterbenden Völker nahmen allenthalben überhand. Die Griechen wie die Römer hatten die Herrschaft über andere Völker in vollen Zügen genossen; die Begierden waren stets befriedigt und so hoch gesteigert worden, dass eine weitere Befriedigung nicht mehr möglich war, das Leben erschien langweilig, die ohnedies sich häufenden Leiden wurden doppelt empfunden, weil die jugendliche Widerstandskraft der ältlichen Schwäche gewichen war; und die Menschheit schrie nach Bedürfnisslosigkeit und nach Erlösung von den Qualen des Lebens.

In einer solchen Zeit, in welcher die Culturvölker sämmtlich im Absterben begriffen waren, konnte keine andere als nur eine pessimistische Religion entstehen und weitere Verbreitung finden.

Dass das Christenthum, das ja nur ein Ausdruck und eine Geburt jener Zeit war, über das Judenthum und über das griechische und römische Heidenthum rasch den Sieg davontrug, lag nicht an dem Werth seines Pessimismus an sich, sondern vielmehr daran, dass dieser Pessimismus den Anschauungen und Gefühlen der damaligen Culturvölker entsprach.

In der Jugendzeit Griechenlands oder Roms, d. h. in der ersten Entwickelung der griechischen oder römischen Macht und Herrschaft würde das Christenthum weder in Griechenland noch in Rom Anklang und Anhänger gefunden haben.

Entspricht nun der Pessimismus des Christenthums auch den gegenwärtigen Culturnationen noch?

Das Christenthum lehrt: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? . . . . Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem Allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiss, dass ihr dess Alles bedürfet. . . . Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, dass ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe“ (Ev. Matthäi 6, 25). „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben“ (Ev. Matth. 19, 21).

Entspricht nun etwa diesen Grundsätzen das Leben in den heutigen Culturstaaten, in denen nicht nur derjenige missachtet (und mit Recht missachtet) wird, der schwach und leichtsinnig genug ist, nicht rechtzeitig für seine Ernährung und Kleidung zu sorgen und andern Menschen zur Last zu fallen; sondern in denen man selbst Menschen, die oft mit dem besten Willen keine Arbeit zu finden (weil nicht Arbeit genug oder zu viel Arbeiter vorhanden sind) und sich ihr tägliches Brod zu verdienen vermögen, als Vagabunden behandelt und bestraft, wenn sie es wagen an die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen zu appelliren?

War jemals in der Weltgeschichte der Interessenkampf ein leb-

hafterer als in der Gegenwart, in welcher jeder Einzelne wie jede Nation in erster Linie darnach strebt die wirthschaftliche Concurrenz zu bestehen und die anderen zu überholen?

Welcher Staat betrachtet heute etwa das Streben nach Ausbreitung seiner Macht, nach Entwickelung seiner Industrie und seines Handels zum Zwecke der Bereicherung als etwas Sündhaftes oder Unchristliches? Und doch soll man nach dem Geiste des Christenthums nicht nach Erwerbung irdischer Güter streben und nicht Schätze sammeln, „die die Motten und der Rost fressen und nach denen die Diebe nachgraben und stehlen". Im neuen Testament heisst es: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet" (Ev. Matth. 7, 1). „Ihr habt gehört, dass da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar. Und so Jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel. . . . Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen" (Ev. Matth. 5, 38—40 u. 44).

In welcher Zeit der menschlichen Geschichte war aber die Rechtspflege penibler als in der Gegenwart? Wird es in irgend einem modernen Culturstaat etwa als eine verwerfliche That betrachtet, wenn Jemand von dem Gericht die Bestrafung eines Beleidigers verlangt oder den verklagt, der ihn an seinem Leibe geschädigt hat? Liegt nicht vielmehr aller Rechtspflege der Gegenwart das mosaische Prinzip „Auge um Auge, Zahn um Zahn" zu Grunde?

Ist heute etwa der höchste Vertreter der christlichen Kirche oder der Geringsten einer gesonnen, auch nur ein Titelchen von seinem Rechte freiwillig zu opfern?

Freilich glaubt man noch an die Lehren des Christenthums; die christlichen Grundsätze sind in Vieler Munde; aber dieser Glaube ist kein solcher mehr, der das Handeln bestimmt; und diejenigen, welche die idealen Ideen des Christenthums immer auf den Lippen haben, sind in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen gerade diejenigen, welche am wenigsten darnach handeln; denn das letztere ist die Ursache vom ersteren.

„Alle Christen", sagt Mill in seinem trefflichen Buch über die Freiheit, „glauben, dass die Armen und Elenden, und die in

der Welt schlimm fahren, gesegnet sind; dass ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher ins Himmelreich; dass man nicht richten soll, um nicht wieder gerichtet zu werden; dass Schwören eine Sünde ist; dass man nicht für den morgenden Tag sorgen soll; dass man, um vollkommen zu werden, alle seine Habe verkaufen und an die Armen geben soll. Es ist nicht Unaufrichtigkeit, wenn sie sagen, dass sie an diese Dinge glauben. Sie glauben daran, wie man an Alles glaubt, was stets gelobt und nie angetastet wird. Allein im Sinne jenes lebendigen Glaubens, der die Handlungsweise regelt, glauben sie an diese Lehren genau so weit, als man darnach zu handeln pflegt. . . . Die Masse der Gläubigen fühlt sich durch diese Lehren nicht gepackt, ihr Inneres ist ihrer Gewalt nicht unterthan. Man hat eine herkömmliche Achtung für ihren Klang, aber kein Gefühl, das von den Worten auf die bezeichneten Dinge übergeht und die Seele zwingt, diese in sich aufzunehmen und den Formeln anzupassen [1]."

Aber auch der christliche Kirchenstaat entspricht dem wahren Christenthume, welches jedes Streben nach einer Machtstellung und nach Reichthum bezügl. nach besonders einträchlichen Stellen ausschliesst und vielmehr eine brüderliche Gleichstellung aller Menschen verlangt, heute nicht mehr; und die Vertreter des Christenthums sind zuweilen leider habsüchtiger, herrschsüchtiger und selbstsüchtiger als andere Menschen.

Der Geist des Christenthums war mit einer hierarchischen Hülle auf die Dauer unvereinbar; und je mehr sich diese Hülle entwickelte und verknöcherte, desto mehr wich der christliche Geist aus derselben. Das wahre Christenthum ist heute, wie Lange sehr richtig sagt, ganz wo anders zu suchen, als bei den Vertretern der sogenannten christlichen Kirche, deren Bestrebungen in der That nur hierarchische sind. Viel mehr als bei diesen findet man wahrhaft christlichen Geist heute bei den Feinden des jetzigen Kirchenthums, bei den verpönten Freidenkern, die oft ihr ganzes Denken und Handeln der leidenden Menschheit widmen, unbekümmert um ihr eigenes materielles Wohl [2].

Der verdienstvolle, ehrwürdige Owen opferte in ächt christlichem

---

[1] Aus Lange: „Geschichte des Materialismus." II. S. 128. 2. Aufl. Leipzig 1875.

[2] Ebendaselbst S. 485.

Sinne seinen Reichthum den Armen, er wurde aber von den üppigen und hochmüthigen „Frommen" deshalb verdammt, weil er dem bestehenden Christenthum die Fähigkeit absprach, der Noth der im Elend versunkenen Massen zu helfen[1]. Dies Beispiel illustrirt zur Genüge das heutige Verhältniss der Kirche zum Geiste des Christenthums. —

Ganz abgesehen aber von dem Widerspruche, in dem die heutige Kirche mit dem christlichen Sinne steht, so ist, nachdem die Christenheit Jahrhunderte lang unter dem Joche der Priesterherrschaft gelitten und in Folge des im Christenthume liegenden Pessimismus und des Glaubens an die Verdammniss der gesammten Menschheit und an die ewigen Höllenstrafen niedergedrückt, ohne Muth und Energie im geistigen Schlaf dahingelebt hat, ein neuer, frischer, thätiger Geist, der Geist der neueren Wissenschaft erwacht und hat durch die Erfahrung mehr und mehr gezeigt, dass uns nicht etwa die Leiden von einem fremden Geiste auferlegt sind, ohne dass wir gegen dieselben anzukämpfen vermöchten, sondern dass es zum grossen oder grössten Theile in unserer Macht liegt, die Leiden des Daseins zu mindern oder zu bannen; und damit ist ein optimistisches Streben zur Entwickelung gekommen, welches immer energischer wird und sich mehr und mehr verbreitet.

Zum grossen Glück für das Menschengeschlecht hat weder ein Philosoph noch ein Religionsstifter mit seinen der menschlichen Natur widersprechenden Lehren jemals den natürlichen, gesunden Instinct des Menschengeschlechtes zu unterdrücken vermocht; und trotz des Glaubens an die Nichtigkeit des irdischen Lebens ist die Menschheit durch den natürlichen Instinct doch immer wieder richtig geleitet worden, nach Tüchtigkeit zur Selbst- und Arterhaltung zu streben und in diesem Streben sein Glück zu suchen; und in der neueren Zeit der Menschengeschichte, seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften ist dieses Streben ein immer kräftigeres und gesunderes geworden.

Hätte auch die Menschheit darauf warten sollen, was irgend ein Religionsstifter oder ein Philosoph für richtig und gut finden würde, um zu wissen, was sie zu thun hat, so würde es schlimm um das Menschengeschlecht bestellt sein.

---

[1] Vergl. Lange: „Geschichte des Materialismus." II. S. 487. 2. Aufl.

Besonders in der Gegenwart trachtet jeder gesunde und vernünftige Mensch darnach, sich selbst, d. h. seine Eigenschaften zur Selbst- und Arterhaltung, seine Gesundheit, Kraft, Gewandtheit und Intelligenz zu vervollkommnen, sich irdische Güter zu erwerben, eine möglichst gute Existenz zu sichern, seine Macht zu erweitern, ein Familienleben zu gründen und seine Kinder zu pflegen und sie in allen Eigenschaften zur Selbst- und Arterhaltung, in allem, was ihnen den Kampf ums Dasein erleichtert, so vollkommen als möglich zu erziehen; und jeder vernünftig geleitete Staat strebt trotz aller idealen christlichen Lehren darnach, seine Macht zu erweitern und so das Wohl der einzelnen Staatsangehörigen zu fördern und sicher zu stellen; und diejenigen Angehörigen, welche etwa in vollständiger Verkennung der menschlichen Natur von dem eitlen Wahn einer Verwirklichung der christlichen Ideale beherrscht sind, und die das Einzel- und Staatsleben in seinem gesunden Streben stören wollen, wie die Communisten, werden unschädlich gemacht oder bestraft.

Wohin wir heute sehen, erblicken wir optimistische Bestrebungen zur Erhöhung des irdischen Glückes, d. h. zur Selbstvervollkommnung und zur Hebung der physischen wie der moralischen Kräfte der Gesammtheit, zur Begründung des Wohlstandes der Gesammtheit wie des Einzelnen und zur Bekämpfung der Krankheiten und des Elendes.

Die Förderung der Agricultur, der Industrie und des Handels, die Hebung der allgemeinen Bildung, die Besserung der Gesundheit durch die heutige Medicin, Chirurgie und Hygieine, die Vereinsthätigkeiten zur Entwickelung der körperlichen Kraft und zur Pflege der Gesundheit, die ausgedehnten Vorsichtsmassregeln gegen verderbliche Epidemien und Seuchen etc. etc., sind sie etwas anderes als rein optimistische Bestrebungen, welche voraussetzen, dass das Leben ein Gut und lebenswerth sei, und dass es dem Menschen gelingen könne, das Leid des Daseins zu mindern und die Freuden zu erhöhen? Oder glaubt Jemand etwa diese Bestrebungen mit einer Weltanschauung in Übereinstimmung zu bringen, nach welcher das Leben ein Übel, das Sterben die Erlösung von diesem Übel ist, und nach welcher die Leiden von vornherein über uns verhängt sind, ohne dass wir denselben entrinnen oder gegen sie ankämpfen können?

Und dieser Kampf, den die Wissenschaft mit den Verderben bringenden Naturkräften, mit den menschlichen Leiden in all ihren verschiedenen Formen aufgenommen hat, ist nicht vergebens gewesen.

Hat nicht die Wissenschaft dem Menschengeschlechte neue Ernährungsgebiete, neue Quellen des Wohlstandes erschlossen, neue Mittel und Wege zur Erhaltung des Lebens, zur Beseitigung der Armuth und des Mangels entdeckt? Wird durch die systematische Armenpflege, durch Wittwen-, Waisen- und Krankenkassen u. a. sociale Einrichtungen nicht das Elend der Armen gemildert oder beseitigt? Ist es der Wissenschaft nicht vielfach gelungen, die Verbreitung verderbender Epidemien zu verhindern und dem Elend der Hungersnoth theilweise oder ganz vorzubeugen? Giebt nicht die Medicin und Chirurgie täglich Beweise davon, dass sie Krankheiten zu verhüten oder zu mildern, dass sie kranke unbrauchbare Gliedmaassen durch geschickte Operationen wieder gesund und brauchbar zu machen vermag? Ist nicht durch Verbreitung der Bildung der unselige Aberglaube, dem so manches Leid entstanden ist, mehr und mehr beseitigt worden? Hat nicht durch die ausgezeichnete Rechtspflege, auf die besonders wir Deutschen stolz sein können, die rechtswidrige Unterdrückung der Armen und Schwachen ihr Ende gefunden? Und ist endlich nach all diesen Erfolgen nicht die Hoffnung eine berechtigte, dass es der jetzt so rapid fortschreitenden Wissenschaft nicht noch gelingen werde, in viel grösserem Umfange, als dies jetzt möglich ist, den Leiden der Menschheit vorzubeugen oder dieselben zu mildern?

Das Heidenthum, auch das klassische, strebte nach voller Befriedigung der menschlichen Begierden und Triebe, strebte nach Glückseligkeit und genoss die Freuden des Lebens, ohne dass es ihm aber möglich war, die mit diesem einseitigen Streben verbundenen Leiden in wirksamerer und ausgedehnterer Weise zu bekämpfen. Anders verhält es sich in der Gegenwart.

Die neue Zeit der Wissenschaft, die aus der Zeit der Religionsherrschaft als ihres Gegensatzes mit Nothwendigkeit hervorging, kann in der That nicht besser bezeichnet werden, als wenn wir sie *die Zeit der thatkräftigen Bekämpfung der Leiden* nennen.

Auch das vorliegende Buch ist diesem Zwecke der Leidensbekämpfung gewidmet; und es dürfte wohl kaum eine nothwendigere und bessere Bedingung dazu geben, die Leiden mit Erfolg zu mindern, und das irdische Glück zu erhöhen, als die tieferen *Ursachen* oder die gemeinsame Ursache der Freuden und Leiden festzustellen und zu untersuchen, wodurch die einen und die andern vermehrt und erhöht oder vermindert und abgeschwächt werden.

Diese Bemühungen sind nun freilich nicht neu. Jede wissenschaftliche Ethik des klassischen Alterthums wie der Neuzeit hat diesen Zweck im Auge gehabt. Allein, so lange das allgemeine Princip der Lebensvorgänge in den animalischen Wesen und die intime Beziehung des vegetativen Lebensprocesses zum specifisch animalischen, der Zusammenhang, welcher zwischen den rein materiellen Lebensvorgängen, der Lebensentwickelung und dem Absterben und zwischen den Gefühlen der Lust und des Schmerzes besteht, nicht genauer erforscht war, so lange vermochten auch diese Bestrebungen ihr Ziel nicht zu erreichen.

Erst jetzt, nach den Lamarck-Darwin'schen Entdeckungen wissen wir, welches allgemeine Princip der ganzen Entwickelung des vegetativen und animalischen Lebens zu Grunde liegt. Und erst auf Grund dieser Erkenntniss können wir erfahren, in welcher Beziehung die Lust- und Schmerzempfindungen und überhaupt die Freuden und Leiden des Menschengeschlechtes wie der Thierwelt zur Lebensentwickelung, zum Princip der Arterhaltung stehen, woraus die Freuden und Leiden resultiren, welche Wirkungen und welchen Zweck sie haben und wodurch sie sich vermehren und vermindern.

Wie wir im Verlaufe dieses Buches sehen werden, dienen die Freuden und Leiden nur dazu, den Arterhaltungsprocess unter erschwerenden Umständen zu ermöglichen. Sie sind nicht etwa geschaffen, damit der Mensch geniesse oder leide um des Genusses oder des Leidens Willen an sich, sondern sie haben sich nothwendig entwickelt, wie jedes zweckmässige und vollkommene Organ und haben denselben Zweck wie dieses. Sie schützen das Menschengeschlecht vor der Vernichtung durch die feindlichen Elemente und locken und zwingen es zur Selbstvervollkommnung und zur Erhaltung der Art.

Durch die Freuden und Leiden, durch die Gefühle und die Bewusstseinserscheinungen überhaupt erfährt der Mensch, welche Einwirkungen dem Arterhaltungsprocess förderlich, und welche ihm hinderlich sind. Die Gefühle sind selbst der unmittelbare Ausdruck, die unmittelbare Folge der passiven Förderungen und Beeinträchtigungen, und sie bilden auch die Ursache zur activen Vermehrung und Erhöhung des Lebens.

Je nachdem einzelne Menschen und ganze Geschlechter und Völker in gesunder, kräftiger Lebensentwickelung begriffen sind oder

erschlaffen und absterben, um anderen Geschlechtern die Entwickelung zu ermöglichen, je nachdem überwiegen auch ihre Freuden oder ihre Leiden; und umgekehrt, je mehr Freude den einzelnen Menschen wie ganzen Völkern durch die äusseren Verhältnisse widerfährt, desto mehr kommen sie zu einer kräftigen Entwickelung, desto vollkommener wird ihre Arterhaltung; und je mehr ihnen dauernd Leid zugefügt wird, desto mehr wird ihnen die Fähigkeit zur Erhaltung genommen, desto rascher gehen sie ihrem Untergange entgegen.

Aus der intimen Beziehung, welche zwischen den Gefühlen der Lust und des Schmerzes, der Freude und des Leides und zwischen dem materiellen Lebensprocesse besteht, werden wir ersehen, welche Richtung unser intellectuelles Streben zu nehmen hat, damit die Leiden so viel als möglich vermieden, gemindert oder beseitigt und die Freuden herbeigeführt, erhöht und vermehrt werden. Dabei werden wir finden, dass, gleichwie das instinctive Handeln durch bereits empfundene oder wahrgenommene Lust- und Unlustgefühle auf Grund der geerbten Organisation nothwendig bestimmt wird, auch das zweckbewusste und vernünftige Streben allein durch vorgestellte Freuden und Leiden geleitet und bei normalen Verhältnissen auch richtig geleitet wird.

Hierbei wird sich weiter zeigen, dass der Mensch wie jedes Thier auf Grund der geerbten Organisation schon instinctiv in zweckmässiger Weise oft niedere Freuden und Leiden höheren und wichtigeren unterordnet, und dass auch die Aufgabe seiner Intelligenz die ist, eine möglichst zweckmässige Unterordnung der niederen Freuden und Leiden unter höhere anzustreben. Je vollkommener diese Unterordnung ist, desto vollkommener ist der Mensch. Es ist demnach nicht etwa Pflicht und Aufgabe des Menschen, die Leiden um ihrer selbst willen überhaupt zu tragen und sich im Leidtragen zu üben, wie dies die pessimistischen Religionen lehren, sondern es ist nur seine Pflicht und Aufgabe, die niederen Freuden den höheren stets vernunftgemäss unterzuordnen.

Wenn man behauptet hat, die natürlichen Triebe des Menschen seien sündhaft und schädlich, der Mensch sei von Natur nur zur Sünde geboren, und es sei der Zweck der Moral, alle natürlichen Triebe („den alten Adam“) zu unterdrücken, so ist das ganz falsch. Der Mensch hat, wie in geringem Maasse schon die Thiere, niedere und höhere natürliche Gefühle und Triebe. Würde er alle diese unterdrücken, so müsste er selbst, vorausgesetzt, dass ihm dies wirk-

lich gelänge, sehr bald zu Grunde gehen, geschweige, dass er Nachkommen zeugen, seine Nachkommenschaft erhalten oder für das Wohl seiner Mitmenschen sorgen könnte. Und wenn das ganze Menschengeschlecht von heute an alle natürlichen Gefühle und Triebe unterdrückte, so würde es binnen wenigen Tagen oder Wochen zu Grunde gehen; es würde dies dasselbe sein, als wenn es sich ermordete. Sich aber durch Unterdrückung der natürlichen Erhaltungsgefühle und Erhaltungstriebe morden, das kann nie und nimmer Aufgabe des Menschengeschlechtes sein. Diese ist nur die zweckmässige Unterordnung der Freuden und Leiden.

Im Verlaufe unserer Untersuchungen werden wir denn auch sehen, welches die niederen und welches die höheren Freuden und Leiden sind, und in welchem Falle die einen Freuden den andern untergeordnet und die niederen Triebe unterdrückt werden müssen.

Hierbei werden wir das grosse allgemeine Princip feststellen können, nach welchem diese Unterordnung stattzufinden hat, nachdem wir nachgewiesen haben, dass alle Freuden und Leiden und alle Handlungen des Menschen nur eine möglichst vollkommene Arterhaltung und damit eine möglichst vollkommene allgemeine Glückseligkeit bezwecken, und dass es sowohl das Recht, als auch die Pflicht eines jeden Menschen ist, nach diesem grossen und allgemeinen Ziele zu streben.

Zum Trost der Armen und Kranken werden wir zu zeigen versuchen, dass auch für sie und ihre Nachkommen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft resp. auf einen Überschuss von Freuden nicht verloren ist, dass, wer jetzt einen grösseren Freudengenuss entbehrt, oft eben deshalb einer um so besseren Zukunft entgegengeht, und dass die Nachkommen leidender Generationen oft noch einen grossen Überschuss an Freuden geniessen.

Wer in seinem individuellen Leben alle Freuden des Lebens auskostet und sein zur Überreizung neigendes Nervensystem dadurch schwächt, der nimmt seinen Nachkommen die Fähigkeit zum Genuss des Lebens und hinterlässt ihnen die Disposition zu grösseren Leiden. Wer dagegen auf die Genüsse des höheren Culturlebens freiwillig verzichtet oder seinem Stande nach gezwungen ist, auf dieselben zu verzichten, so dass das Nervensystem kräftig, arbeits- und genussfähig bleibt, der hinterlässt seinen Nachkommen die beste Grundlage zu einem freudvollen Dasein. Denn wie sich die Körperformen

und die physiologischen Functionen bis ins Einzelnste auf die Nachkommen übertragen und in diesen fortbestehen, so geht auch die dem einzelnen Individuum eigenthümliche Fähigkeit zum Genuss des Lebens und die Disposition zu besonderen Leiden nicht mit dem Tode verloren, sondern besteht in den Nachkommen fort; und je nachdem die Lebensfähigkeit geschwächt oder gestärkt, in der Abnahme oder in der Weiterentwickelung begriffen ist, je nachdem steht den Nachkommen ein Überschuss von Leiden oder ein Überschuss von Freuden bevor.

Die religiösen, besonders die christlichen Ideen von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und von einer Vergeltung nach demselben haben also in der That insofern eine reale Grundlage und entsprechen der Erfahrung, als die Formen und Fähigkeiten eines jeden Individuums in dessen Nachkommen fortbestehen und die Freuden und Leiden derselben von den Dispositionen und der sittlichen oder unsittlichen Lebensweise der Vorfahren abhängen, und als sich jede Überschreitung der natürlichen Gebote, jede Befriedigung der Leidenschaften an den Nachkommen rächt, während die Enthaltsamkeit, Mässigkeit und das sittliche Handeln in der Lebensfähigkeit und in dem Überschuss von Freuden, den die Nachkommen geniessen, seine Belohnung findet.

Wenn wir demnach auch keinen persönlichen Richter annehmen können, der, ausserhalb des menschlichen Organismus stehend, alle guten Thaten belohnt und alle bösen bestraft; so liegt doch in der Natur der menschlichen Organisation und in dem Wesen der Freuden und Leiden ein natürliches Weltgericht, das keine unsittlichen Handlungen unbestraft lässt und jedes sittliche Streben früher oder später belohnt, das die „Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied“, und welches denen, die die göttlichen Gebote halten, wohlthut bis ins tausendste Glied; ja welches Princip des Lebens ganz an die Stelle einer persönlichen richterlichen Göttlichkeit gesetzt oder durch eine solche versinnbildlicht werden kann.

Welche umwälzenden Consequenzen sich aus den neueren Entwickelungstheorien, die uns die vegetativen und animalischen Lebensprocesse in ihren Grundzügen erschlossen und uns gezeigt haben, in welchem Zusammenhange der einzelne Mensch und das ganze Menschengeschlecht mit den Thieren und Pflanzen steht, für das

intellectuelle Streben des Menschen ergeben, und welch gewaltigen Einfluss deshalb der „Darwinismus" auf die Ethik haben wird, fühlt man in der Gegenwart ganz allgemein; und es fehlt besonders in Deutschland nicht an zahlreichen Versuchen, die Beziehung des „Darwinismus" zur Ethik und zur Religion darzulegen und eine „darwinistische Ethik" zu begründen[1]. Allein diese Versuche sind theils nur kurze summarische Andeutungen, denen der Charakter einer eingehenden Specialuntersuchung fehlt, theils drehen sie sich in zu einseitiger Weise um den von Darwin eingeführten Begriff des Kampfes ums Dasein und übersehen ganz, welch wichtige Schlüsse sich aus den neueren Entwickelungsgesetzen für die Ursachen und Folgen der Gefühle, der Freuden und Leiden ergeben, auf deren Kenntniss ja allein eine wissenschaftliche Ethik begründet werden kann. Der einzige Philosoph der Gegenwart, welcher die Sache richtig bei der Wurzel angefasst und eine erste brauchbare Grundlage zur Wissenschaft der Freuden und Leiden gelegt hat, ist Herbert Spencer[2]; und von dieser Grundlage werden auch unsere Untersuchungen ausgehen, die wir ganz im Sinne von Herbert Spencer weiter führen.

In den ersten Capiteln werden ganz dieselben Fragen behandelt werden, welche Spencer in seinen „Thatsachen der Ethik"

---

[1] Von deutschen Arbeiten sind beachtenswerth:

Carneri: „Sittlichkeit und Darwinismus", Wien 1871; „Der Mensch als Selbstzweck", Wien 1878; „Grundlegung der Ethik", Wien 1881.

G. v. Gizycki: „Philosophische Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungslehre", Leipzig 1876.

Spir: „Die naturalistische Ethik unserer Zeit", in „Empirie und Philosophie", Leipzig 1876.

G. Jäger: „Die Darwin'sche Theorie und ihre Stellung zur Moral und Religion", Stuttgart 1869.

Lang: „Religion im Zeitalter Darwins."

Weygold: „Darwinismus, Religion und Sittlichkeit", Leiden 1878.

Braubach: „Religion, Moral und Philosophie der Darwin'schen Artenlehre", Neuwied 1869.

Eugen Dreher: „Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung", Halle 1882.

Höffding: „Die Grundlage der humanen Ethik", Bonn 1880.

Eine interessante französische Arbeit in dieser Richtung ist:

Mme. Clémence Royer: „Le bien et la loi morale", Paris 1881.

[2] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik", deutsch von Vetter, Stuttgart 1879.

erörtert hat. Spencer hat uns die schon von früheren Philosophen und auch von mir a. a. O. aufgestellte Hypothese, dass die Freuden die Correlativa der dem Organismus nützlichen, die Leiden die Correlativa der dem Organismus schädlichen Einwirkungen seien, in vortrefflicher Weise durch die Thatsachen erleuchtet. Allein, wie wir sehen werden, hat die Gültigkeit dieses Satzes ganz bestimmte Grenzen, die sich aus der Natur der Sache selbst ergeben. Die Hypothese, oder, wenn man will, das Gesetz, hat nämlich nur in so weit seine Giltigkeit, als es sich mit Nothwendigkeit aus den Entwickelungsgesetzen ergiebt und auf diese zurückgeführt werden muss, und dies zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nur auf Grund dieser Gesetze entstanden ist.

Aus demselben Gesetze ergiebt sich dann ein sehr wichtiger Schluss in Betreff der Frage nach der Summe der Freuden und der Summe der Leiden, welchen Schluss Spencer übergangen hat. Diese Summen der angenehmen und unangenehmen Gefühle lassen sich nämlich im Allgemeinen nach den Summen der Lebensförderungen und der Lebensbeeinträchtigungen bezüglich der Absterbungsprocesse bestimmen, so dass wir, je nachdem wir eine Anhäufung oder Verminderung animalischen Lebens constatiren können, auch wissen, ob und in welchem Grade die Freuden oder die Leiden im Allgemeinen überwiegen.

Die Relativität der Freuden und Leiden hat Spencer nur darin gesucht, dass die Einwirkungen auf einen thierischen Organismus je nach der individuellen Organisation und nach den zeitweiligen Zuständen desselben und der betroffenen Theile verschieden sind. Das wichtigste Moment der Relativität der Freuden und Leiden hat dagegen Spencer ganz übersehen. Dasselbe liegt darin, dass, weil wir nur successive und simultane Unterschiede der Zustände empfinden, jedes Gefühl sowohl durch die vorhergehenden als durch die gleichzeitig an andern Personen wahrgenommenen Gefühlszustände mit bestimmt wird, dass uns die Freude nur in dem Grade zum Bewusstsein kommt, insoweit eine successive Förderung, also eine Veränderung zum Besseren oder ein simultaner Unterschied zu unsern Gunsten vorliegt bezügl. erkannt wird, während beim Leid das Gegentheil der Fall ist, dass uns also die Freude erst durch den Mangel derselben und durch das Leid und dieses durch den Mangel desselben und durch die Freude zum Bewusstsein kommt. Diese Relativität der Gefühle hat aber eine ungemeine sociale Bedeutung, da sie uns

zeigt, dass und wie weit auch ein Armer und Kranker relativ glücklich und ein Reicher und Gesunder relativ unglücklich sein kann, dass nicht nur einzelne, sondern alle Menschen Freude geniessen, wie auch allen gewisse Leiden beschieden sind.

Hiermit steht ein anderer Irrthum SPENCER's in Beziehung, nämlich der, dass er das Leid unter allen Umständen für schädlich und die Freude in jedem Falle für nützlich darstellt und damit den Werth vorübergehender kleiner Leiden ganz unterschätzt. Geht schon aus dem Vorhergehenden hervor, dass vorübergehende Leiden einen gewissen Werth für die Intensität der Freuden haben, weil durch erstere die letzteren erhöht werden oder diese durch jene erst zum Bewusstsein kommen; so ist auch, wie wir sehen werden, der menschliche Organismus unfähig immer nur Freude zu geniessen, und vorübergehender Mangel solcher, ja selbst vorübergehende Leiden sind ihm auf Grund der geerbten Dispositionen geradezu Bedürfniss. Zwar beruht jedes Leid auf einer partiellen Hemmung des Lebensprocesses; aber solche vorübergehende Hemmungen haben in vielen Fällen indirecte wohlthätige Wirkungen auf die Lebensfähigkeit des Organismus und sind diesem Bedürfniss, schon weil auch unsere Vorfahren seit ungezählten Generationen abwechselnd Leid ertragen haben und gewissermassen an solches gewöhnt gewesen sind. Wenn der Lebensprocess nur immer gefördert würde und wir (wenn dies überhaupt möglich wäre) immer nur angenehme Gefühle hätten, so würde das unseren vererbten Anlagen und der bestehenden Anpassung ganz widersprechen. Eben deshalb aber wäre dies unserem Organismus nicht dienlich. Es behält deshalb das Wort des grossen Dichters seine Geltung:

„Alles in der Welt lässt sich ertragen
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Ferner ist hier die Abnutzung der Thätigkeit derjenigen Nervenzellen, welche die angenehmen Gefühle vermitteln, in Betracht zu ziehen, um so mehr, als diese Abnutzung und Überreizung eine ungemeine sociale Bedeutung hat und den ewigen Auf- und Niedergang der einzelnen Familien und Völker, den ewigen Wechsel des Lebens zwischen Glück und Unglück und die wichtige Beziehung der Freuden und Leiden einer Generation zu denjenigen der Vorfahren und der nachkommenden Geschlechter mit bestimmt, und welche ein Moment des Weltgerichtes und der Weltgerechtigkeit mit involvirt.

I. Capitel.

Freud und Leid als Ausdruck des geförderten und beeinträchtigten Lebensprocesses.

Allgemeines über das Verhältniss der Gefühle zum materiellen Lebensprocess, resp. zur Arterhaltung. Die Beschädigungen und Erkrankungen des Körpers und die damit verbundenen Schmerzen. Die geringe Empfindlichkeit der inneren Organe. Die Nahrungsaufnahme und Fortpflanzung und die entsprechenden Lustempfindungen. Die Einschränkung des Gesetzes, nach welchem die Freuden die Correlativa von dem Organismus nützlichen und die Leiden die Correlativa von dem Organismus schädlichen Einwirkungen sind. Das Verhältniss der partiellen Hemmungen und Förderungen in den Empfindungsorganen zur Veränderung des allgemeinen Lebensprocesses und die Empfindung als psychisches Bindeglied zwischen beiden Vorgängen. Das Verhältniss der höheren (psychischen) Gefühle zu den Förderungen und Hemmungen des Arterhaltungsprocesses. Die höheren Gefühle als Anticipationen von Empfindungsgefühlen. Der Empfindungsvorgang als Anticipation der allgemeinen Veränderung des Lebensprocesses und der damit verbundenen Lust- und Schmerzgefühle. Die verschiedene Stärke der Gefühle im Verhältniss zu den verschiedenen Graden der Förderungen und Hemmungen des Arterhaltungsprocesses.

Die neueren Wissenschaften, insbesondere die Physiologie, Psychologie und Medicin erkennen immer mehr und mehr die innige Beziehung, welche zwischen dem Körper und Geist des Menschen besteht, und schon längst gilt die ganz unwissenschaftliche, alte Auffassung, nach welcher Körper und Geist unabhängig von einander sein-sollen, als ein grober Irrthum. Nicht nur, dass der Körper im Ganzen die Bedingung des Geistes ist, dass alle geistigen Processe auf materiellen Vorgängen beruhen, sondern es besteht eine so innige Beziehung zwischen allen geistigen und materiellen Processen in allen animalischen Wesen, dass sich das ganze psychische Leben eines

Individuums genau nach seiner Körperbeschaffenheit richtet, dass alles Fühlen und Denken in seiner individuellen Richtung durch die materielle Organisation im Wesentlichen bestimmt ist, und dass keine Veränderung des materiellen Lebensprocesses stattfindet, ohne dass dieselbe direct oder indirect eine Wirkung auf die psychischen Vorgänge ausübte und sich in einer Veränderung der Gefühle äusserte; während anderntheils auch keine Gemüthsbewegung, kein Gefühl höherer oder niederer Ordnung ohne Einfluss auf den materiellen Lebensprocess bleibt.

Das ganze psychische Leben ist mit dem materiellen, physischen Lebensprocess nicht nur eng verknüpft und durch diesen bedingt, sondern es ist der unmittelbare Ausdruck desselben.

So genau nun die Physiologie die Beziehungen der einzelnen Bewusstseinserscheinungen zu den Erregungen bestimmter Nerven auch schon kennt; so werden doch auch heute noch diese Vorgänge zu einseitig als specifische Nervenprocesse betrachtet, ohne mit dem allgemeinen Lebensprocess genügend in Beziehung gesetzt zu werden; und so oft auch der Gedanke, dass die Lust- und Unlustgefühle auf den Förderungen und Hemmungen des Lebensprocesses durch Einwirkungen von aussen beruhen, ausgesprochen worden ist, so ist doch diese Annahme heute noch weit davon entfernt, allgemein verbreitet und als richtig anerkannt zu sein, weil man sich einzelne Erscheinungen, welche dieser Annahme zu widersprechen scheinen, nicht hat erklären, den scheinbaren Widerspruch nicht hat lösen können.

Wie auf so manches dunkle Gebiet der menschlischen Erkenntniss, so wirft auch auf dieses die neuere Evolutionstheorie ein helles Licht. Aus ihr erkennen wir nicht nur, dass alle psychischen Erscheinungen ganz denselben Zweck haben, wie die physiologischen Vorgänge und die morphologischen Gebilde, dass sie wie diese die Arterhaltung fördern (so lange sie normal sind), und wie jene nur deshalb zur Entwickelung gekommen sind, weil sie der Arterhaltung förderlich sind; sondern wir ersehen auch aus diesen Gesetzen, welcher Art die Beziehungen der psychischen Erscheinungen zu den materiellen Vorgängen sind, und welche causale Beziehungen die einen und die anderen psychischen Phänomene zu den Förderungen und Hemmungen des materiellen Lebensprocesses, der materiellen Förderung oder Beeinträchtigung der Arterhaltung bilden.

Wie wir unten sehen werden, beruhen im Allgemeinen, nämlich soweit sich dies mit Nothwendigkeit aus den Entwickelungsgesetzen ergiebt, die angenehmen Gefühle, die Freuden auf Förderungen und die unangenehmen Gefühle, die Leiden auf Beeinträchtigungen des materiellen Arterhaltungsprocesses; und anderntheils wirken die Freuden wieder fördernd, die Leiden dagegen wieder hemmend auf denselben, so dass die Gefühle nur die Mittelglieder zwischen einzelnen Förderungs- und Hemmungsvorgängen sind. Diese der Arterhaltung günstigen, also zweckmässigen causalen Beziehungen zwischen den Gefühlen und den Förderungen und Hemmungen des Arterhaltungsprocesses erweisen sich als nothwendige Bedingungen zur Entwickelung fühlender Wesen, die nicht zur Entwickelung gekommen sein würden, wenn sich nicht solche zweckmässige, d. h. arterhaltende causale Beziehungen allmälig ausgebildet hätten.

Ebendeshalb aber gilt auch das Gesetz, dass aus den Förderungen des Lebensprocesses Freuden und aus den Hemmungen desselben Leiden resultiren, auch nur so weit, als es sich nothwendig auf Grund der Entwickelungsgesetze ausbilden musste, damit mehr oder weniger vollkommene fühlende Wesen entstehen und erhalten bleiben konnten, soweit es sich also aus diesen Gesetzen ableiten lässt; und hiermit erfahren wir nun zugleich, inwieweit auch causale Beziehungen vorkommen können, welche dem genannten Gesetze scheinbar widersprechen, und in welchem Verhältnisse diese Beziehungen zu den erstgenannten stehen.

Damit werden wir aber die Bedenken beseitigen, die man von verschiedenen Seiten gegen die Annahme geäussert hat, dass die Freuden aus den Förderungen und die Leiden aus den Hemmungen des materiellen Lebensprocesses und besonders, dass die Empfindungsgefühle der Lust und Unlust direct aus partiellen Förderungen und Beeinträchtigungen des Lebensprocesses in den Nerven hervorgehen; und hiermit, denke ich, werden wir ein besseres Verständniss für die Ursachen und Folgen der Leiden gewinnen, als man es bisher gehabt hat.

Die Freuden und Leiden des Menschen wie der Thiere sind bekanntlich theils sinnliche, theils psychische im engeren Sinne, je nachdem sie unmittelbar aus den Einwirkungen auf die Sinnesorgane hervorgehen oder auf Reproductionen der Empfindungen und Wahrnehmungen, auf Vorstellungen und Vorstellungsverbindungen beruhen.

Die sinnlichen Gefühle habe ich wieder als Empfindungs- und Wahrnehmungsgefühle unterschieden. Die ersteren entstehen, so weit sie nicht subjectiven Zuständen entspringen, bei ganz unmittelbaren Einwirkungen durch Berührung unseres Körpers, wie dies z. B. bei der Nahrungsaufnahme, bei dem Einziehen eines Duftstoffes in die Nase oder bei einer Verwundung der Fall ist. Die letzteren werden dadurch verursacht, dass zwar nicht die Gegenstände oder einzelne, etwa flüchtige Theile derselben mit unserer Haut und den Sinnesnerven in Berührung kommen, aber dennoch durch den Licht- oder Schallreflex, insbesondere durch den ersteren auf die höheren Sinne (Auge und Ohr) einwirken; sie entstehen also schon, wenn wir die Aussendinge nicht berühren, sondern nur sehen, wenn diese also noch von uns entfernt, aber schon sichtbar sind.

Diesen sinnlichen Gefühlen gegenüber sind die psychischen schon dann möglich, wenn die betreffenden Aussendinge gar nicht in unserer Nähe, gar nicht wahrnehmbar sind, wenn wir uns derselben, bezüglich ihrer Eindrücke oder ihrer gegenseitigen Beziehungen nur erinnern, uns diese nur vorstellen. Sie gehen nun theils direct aus der Vorstellung eines bestimmten Dinges oder einer bestimmten Einwirkung hervor, theils resultiren sie aus der Vorstellung oder Erinnerung ihrer Beziehungen zu einander, im ersten Falle sind sie einfache Vorstellungsgefühle, im zweiten Falle dagegen Vorstellungsbeziehungs-, d. h. Urtheils- oder Gedankengefühle[1].

Sämmtliche Gefühle beziehen sich direct oder indirect auf die Selbst- und Arterhaltung, woraus schon zu ersehen ist, welch innige Beziehung zwischen den materiellen Lebensvorgängen und den psychischen Erscheinungen besteht. Sie bezwecken theils die Ernährung, theils den Schutz des eigenen Körpers, theils die Begattung, theils die Erhaltung der Nachkommen und des Stammes, sind also theils individuelle, theils sociale Erhaltungsgefühle[2]. Gefühle, welche in gar keiner directen oder indirecten Beziehung zur Selbst- und Arterhaltung, bezüglich zum Selbst- und Allgemeinwohl stehen, kennen wir nicht und sind für uns auch undenkbar.

Selbst diejenigen Gefühle, die, wie man sagt, frei vom Begehren sind, wie die ästhetischen, und die scheinbar weder mit der Selbst-

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille.“ IV. Abschnitt 2, System der Gefühle.
[2] Vergl. Ebendaselbst.

noch mit der Arterhaltung etwas zu thun haben, stehen doch in, wenn auch höchst indirecter, Beziehung zu derselben. Dies erhellt schon daraus, dass diesen Gefühlen nur dann kein Begehren innewohnt, wenn ihr Genuss nicht durch den individuellen Besitz bedingt ist, wie z. B. das Gefallen an öffentlichen Kunstschätzen oder an schönen Landschaften. Und auch dieses Freisein vom Begehren ist nur ein relatives; denn in jedem Falle erweckt doch die Wahrnehmung oder Vorstellung eines gefallenden Kunstgegenstandes das Begehren, ihn durch Anschauen zu geniessen. Fragen wir uns aber weiter, woher es kommt, dass uns ein Gegenstand, etwa ein Marmorblock seiner Form halber gefällt, obgleich wir ihn weder der Ernährung, noch des Schutzes, der Begattung oder der Nachkommenpflege halber gebrauchen können, so finden wir in jedem Falle, dass er dieselbe Form hat, als wie andere Dinge, die uns überhaupt und deren Formen uns nicht gleichgiltig sind, welche, je nach ihrer Form die Selbst- und Arterhaltung in niederem oder höherem Grade fördern.

Einer der wichtigsten Gegenstände der plastischen Kunst z. B. ist die menschliche Gestalt. Wenn uns diese Gestalt an einem Marmorblock gefällt, so steht dieses Gefallen allerdings nicht in directer Beziehung zur Arterhaltung. Allein der Marmorblock gefällt uns auch in diesem Falle nur deshalb, weil er die Form des Menschen und zwar eine bestimmte menschliche Form hat, und weil in dieser Form menschliche Fähigkeiten und menschliche Stimmungen ausgedrückt sind. In welch intimer Beziehung aber die menschlichen Formen, Fähigkeiten und Stimmungen zur Arterhaltung stehen, das zeigen z. B. die Erfahrungen in der geschlechtlichen Liebe zur Genüge. Wäre es uns, d. h. wäre es zur Selbst- und Arterhaltung vollkommen gleichgiltig, ob wir oder andere Menschen schön oder hässlich gebaut, ob wir und andere kräftig oder schwächlich, von Liebe oder Hass, Zorn oder Milde etc. erfüllt wären, dann könnte uns auch ein Marmorblock in irgend einer menschlichen Form weder gefallen noch missfallen.

Das Gefallen, welches der Anblick einer schönen Landschaft verursacht, ist auch ein rein ästhetisches Gefühl. Fragen wir uns aber, woher es kommt, dass die Wahrnehmung einer Landschaft ein Gefühl verursacht, und warum dieses Gefühl ein anderes ist, wenn wir ein vom Sturm gepeitschtes Meer, überdeckt von schwarzen Ge-

witterwolken und erleuchtet durch zuckende Blitze, oder eine spiegelglatte See, mit zahlreichen Fischerbarken bedeckt, und von einem herrlich blauen Himmel überwölbt erblicken, wenn wir in die Wolken ragende Gebirge oder die unabsehbaren Flächen einer Wüste oder einer Pustha bewundern, warum unsere Gefühle auch andere sind beim Anblick derselben Landschaft am Morgen und am Abend, im Winter und im Sommer etc.; so müssen wir uns doch sagen, dass die Gefühle, welche bei blosser Beschauung einer vielleicht nur gemalten Landschaft entstehen, ganz denen entsprechen, welche der Mensch dann fühlt, wenn er in dieser Natur lebt und ihr sein tägliches Brot abringt. Seit unzählbaren Generationen haben unsere Vorfahren z. B. am Abend ihr Tagewerk eingestellt und mit Befriedigung auf ihr vollendetes Tagewerk zurückgeblickt, und in dieser Stimmung haben sie dann den Abendhimmel und die untergehende Sonne gesehen. Fragen wir uns nun, warum der Anblick einer nur gemalten Abendlandschaft den Eindruck der Ruhe und des Friedens macht, so haben wir keine andere Antwort als die, dass seit unzähligen Generationen die Wahrnehmung des Abendhimmels mit der Stimmung der gethanen Arbeit, mit den Gefühlen der Ruhe und Befriedigung associirt gewesen ist (s. unten). Wäre es all unsern Vorfahren, auch den wildmenschlichen und thierischen im Interesse ihres Kampfes ums Dasein absolut gleichgiltig gewesen, ob der Himmel heiter oder bedeckt und regnerisch, ob die Umgebung wasserreich oder wasserarm, kahl oder bedeckt und grün, ob das Meer ruhig oder stürmisch gewesen wäre; dann würden auch jetzt die verschiedenen Landschaften bei Wahrnehmung derselben keine verschiedenen Gefühle verursachen. Der Anblick des aufgeregten Meeres verursacht in uns unmittelbar eine Kampfesstimmung, weil die Erscheinungen ähnliche sind. Der Kampf steht aber mit der Arterhaltung in innigster Beziehung; und kennten wir keinen Kampf zwischen Thieren und Menschen, dann würde auch die Wahrnehmung der zischenden Meereswogen keine Kampfesstimmung in uns erwecken. So können wir alle ästhetischen Gefühle, die doch von allen Gefühlen die wenigste Beziehung zum Kampf ums Dasein haben, doch nachweisen, dass sie aus diesem indirect ihren Gefühlscharakter schöpfen. Wenn wir dies aber selbst bei den ästhetischen Gefühlen schon vermögen, wie viel mehr werden wir es nicht bei allen anderen psychischen Gefühlen können?

Dass alle die Gefühle, wie Liebe, Hass und Neid, Furcht und Hoffnung, Vertrauen und Misstrauen, Mitleid und Schadenfreude, Befriedigung und Unzufriedenheit etc. etc. solche sind, die sich auf den Kampf ums Dasein, auf das Streben nach möglichst vollkommener Selbst- und Arterhaltung beziehen und aus Erkenntnissen über die Förderung oder Hemmung dieses Strebens entspringen; darüber dürfte wohl kaum noch ein Zweifel existiren (s. unten).

Betrachten wir nun zunächst die niedersten Freuden und Leiden, die uns in Form der Empfindungsgefühle entgegentreten, die beim neugebornen Menschen wie in der Thierwelt die zuerst entstehenden und anfangs auch die einzig vorhandenen Freuden und Leiden sind, und die der Mensch mit allen Thieren, auch mit den niedersten in dieser Form gemein hat, so zeigt sich uns, dass dieselben unmittelbar aus partiellen Förderungen und Beeinträchtigungen des Lebensprocesses hervorgehen.

Wenn der Lebensprocess eines Menschen in normaler Weise ohne irgend welche Störung verläuft, so empfindet er ein allgemeines Wohlbefinden. Erkrankt er dagegen, tritt eine Störung der Lebensfunktionen ein, so entsteht das Gefühl des Unwohlseins; die Bewegungen fallen schwer und ermüden sehr rasch, es entsteht Appetitlosigkeit, Übelkeit, Kopfschmerz oder irgend ein anderes Leid.

Die Entzündung irgend eines Organes oder die Beschädigung eines äusseren Körpertheiles durch Verwundung, Verrenkung, Quetschung, Zerreissung, Verbrennung etc., so dass die Blutcirculation und der Lebensprocess überhaupt in demselben gehemmt und gestört wird, äussert sich stets in mehr oder weniger intensiven Schmerzen; und zwar sind diese im Allgemeinen um so stärker, je grösser die Beschädigung resp. die Störung des Lebensprocesses ist; und die gewaltsame Tödtung eines empfindenden Wesens, sowie das Absterben aus inneren Ursachen ist stets mit den grössten Körperschmerzen, den stärksten Unlustgefühlen verbunden.

Diese Beziehung des relativen Gesundheits- bezüglich Krankheitszustandes zu den Gefühlen ist eine so allgemein bekannte, dass nicht nur der Arzt, sondern auch jeder Laie mit Recht von den Schmerzen in einem Organe auf dessen Erkrankung schliesst. Hat Jemand Kopf-, Zahn-, Leib- oder Halsschmerzen, fühlt er Stiche in der Brust oder schmerzt ihn eine Hand, ein Fuss oder irgend eine bestimmte Körperstelle, so weiss er auch sofort, dass der schmerzende

Theil krank ist; diese Erfahrung ist so allgemein, dass uns keine Körperschmerzen denkbar erscheinen, denen nicht eine Erkrankung oder Beschädigung, also eine Beeinträchtigung des Lebensprocesses zu Grunde läge.

Sieht andrerntheils ein Mensch (oder ein Thier) seinen Körper in Gefahr, droht ihm ein feindlicher Angriff seitens eines Menschen oder Thieres und damit eine Verwundung oder die Tödtung, oder weiss er sich in der Gefahr sich zu verbrennen, einen Felsabhang hinabzustürzen oder auch nur ein Glied zu verrenken oder zu quetschen, so sucht er, und sei er noch ein wenig erfahrenes Kind, dieser Beschädigung seines Körpers auszuweichen oder durch Vertheidigung u. a. Schutzbewegungen die Gefahr abzuwenden; und zwar thut dies der Mensch nicht etwa nur mit dem Gedanken, seinen Körper zu erhalten, sondern weil er weiss, dass eine Beschädigung desselben mit Schmerzen verbunden ist.

Ein Kind oder ein Thier denkt nicht über seine Erhaltung oder Vernichtung als solche nach, sondern fürchtet nur die möglichen Schmerzen; und nur die Gewissheit, dass ein Angriff seitens eines Thieres oder Menschen, eine Berührung mit dem Feuer, ein Fall oder irgend ein anderes gefährliches Ereigniss Schmerzen bringt, verursacht in ihm das Gefühl der Furcht und die Triebe zu den entsprechenden Schutzbewegungen.

Durch die Körperschmerzen erfährt also der Mensch wie jedes Thier stets, wenn sein Körper oder ein Glied desselben in irgend einem Grade erkrankt oder beschädigt ist; und zwar ist diese Erfahrung die unmittelbarste und sicherste, die es giebt. Mit dem Gesichtssinne kann man zwar auch einzelne Erkrankungen und Beschädigungen der Körpertheile direct wahrnehmen, oder man kann aus gewissen Wahrnehmungen indirect auf solche schliessen. Man denke sich aber die Empfindungsgefühle der Unlust und des Schmerzes hinweg, so würden wir durch den Gesichtssinn und unseren Verstand viele Erkrankungen innerer Theile oder die Beschädigung solcher Körperstellen, die wir an uns nicht ohne Hilfsmittel zu sehen vermögen, nicht in Erfahrung bringen können, sondern wir würden auch selbst für unsere Augen leicht sichtbare Beschädigungen nur dann wahrnehmen, wenn wir unseren Blick zufällig auf dieselben gerichtet hätten, da unsere Aufmerksamkeit durch keine Schmerzen auf dieselben gelenkt würde.

Aber nicht nur die geringsten Verletzungen kommen uns durch die Empfindungsgefühle zum Bewusstsein, sondern wir erfahren durch dieselben auch, wenn unsere Kräfte erschöpft sind und wir der Ruhe bedürfen oder wenn ein einzelnes Organ nicht weiter angestrengt werden darf; jede fernere Anspannung beeinträchtigt dann den gesunden Verlauf des Lebensprocesses, und diese Beeinträchtigung giebt sich in zweckmässiger Weise durch Schmerzgefühle kund.

Die Zweckmässigkeit der causalen Beziehungen zwischen den Erkrankungen oder Verletzungen irgend welcher Körpertheile und den Empfindungsgefühlen des Schmerzes leuchtet sofort ein; der Schmerz soll in zweckmässiger Weise unser Handeln bestimmen, so dass wir bei Erkrankung und nach grösserer Anstrengung der Ruhe pflegen und bei äusseren Verletzungen den weiteren Gefahren ausweichen und grössere Beschädigungen verhüten.

Man denke sich diese Verhältnisse einmal anders, vielleicht gerade umgekehrt, so dass wir nicht fühlten, wenn wir wegen Krankheit oder wegen Anstrengung der Ruhe bedürften und dann unseren Muskeln dieselben Anstrengungen zumutheten, als im gesunden und kräftigen Zustande, dass wir nichts empfänden, wenn wir uns, ohne zu wollen und ohne es zu sehen, einen Splitter, Dorn oder Nagel ins Fleisch oder ins Auge stiessen oder uns einen Fuss verrenkten, oder dass wir gar die höchste Lust dabei empfänden, wenn wir unsere Hand ins Feuer hielten und schmoren liessen, wenn uns ein Bein zerquetscht würde, wenn ein Raubthier uns ein Stück Fleisch aus dem Leibe riss oder unser Feind uns mit Waffen verwundete oder tödtete; würden wir uns dann vor jedweder Verletzung zu jeder Zeit in der Weise zu schützen suchen, als wir es jetzt thun? Ein Thier und ein noch nicht über den Lebenszweck nachdenkendes Kind würde in diesem Falle ohne Zweifel jede Gelegenheit zu einer Verletzung oder Tödtung aufsuchen und schleunigst seinen Untergang herbeiführen. Aber selbst der denkende Mensch müsste dann, selbst wenn das Leben in anderer Beziehung noch Werth für ihn hätte, einer Verletzung oder Tödtung mit grösserem Gleichmuthe entgegensehen, als es thatsächlich geschieht; und im Falle der Unempfindlichkeit würde ihm ja eine Übermüdung oder eine Verletzung, auch wenn sich diese zu einer lebensgefährlichen steigerte, oft überhaupt nicht oder nicht zeitig genug zum Bewusstsein kommen, so dass sein Untergang leicht herbeigeführt würde, ohne dass er es

fühlte und demselben durch die nöthigen Vorsichtsmaassregeln vorbeugen könnte.

Setze man also den Fall, dass von Anbeginn alles animalischen Lebens an dieses zweckmässige Verhältniss zwischen den Beschädigungen des Körpers und den Schmerzgefühlen nicht existirt hätte, so würden auch keine höheren animalischen Wesen zur Entwickelung gekommen sein, da die etwa entstandenen Thierindividuen noch vor der Fortpflanzung in der Regel wieder zu Grunde gegangen wären.

Wenn aber die zweckmässigen Beziehungen zwischen den Körperverletzungen und den Schmerzen als Bedingung zur Entwickelung der animalischen Wesen angenommen werden, folgt daraus nicht, dass die Existenz jener Beziehungen vor die Existenz der Thiere gesetzt und demnach angenommen wird, diese Beziehungen könnten auch ohne Thiere gedacht werden?

Die Entstehung der ersten animalischen Wesen ist im Gegentheil ohne jene Beziehungen zu denken; es mussten nothwendig auch erst einfache animalische Wesen vorhanden sein, ehe sich solche Beziehungen ausbilden konnten. Nehmen wir nun an, wie das nicht anders zu denken ist, dass sowohl thierische Wesen entstanden, welche vielleicht Hunger aber keinen Schmerz bei schädlicher Berührung fühlten, als auch solche, denen jede gefährliche Berührung mehr oder weniger vollkommen durch Schmerzgefühle bewusst wurde, und welche in diesem Falle die Fähigkeit hatten, sich schützend zusammenzuziehen, so ist klar, dass die ersteren den letzteren gegenüber im Kampfe ums Dasein sehr im Nachtheil und viel mehr der Vernichtung ausgesetzt waren, als diese, während von den letzteren wiederum diejenigen am leichtesten erhalten wurden, bei denen die Beziehung einer gefährlichen Berührung zu dem Schmerzgefühl und dem Schutztriebe die relativ vollkommenste war. Von den gegenwärtig bekannten thierischen Lebewesen besitzen auch die niedersten die Fähigkeit, eine schädliche Berührung zu fühlen und sich schützend zusammenzuziehen. Aber es ist höchst wahrscheinlich, dass auch solche entstanden, bezüglich geboren wurden, welchen diese Fähigkeit mangelte. Eben dieses Mangels wegen mussten sie aber früher oder später wieder zu Grunde gehen, und es konnten immer nur diejenigen erhalten bleiben, welche die zweckmässigeren psychischen Eigenschaften besassen.

Diese Auslese fand aber offenbar nicht nur bei den ersten und niedersten Thieren und Protisten statt, sondern bei allen folgenden Generationen, die zu einer höheren Entwickelung kamen. In dieser Weiterentwickelung mussten diejenigen Thiere, bei welchen die causale Beziehung zwischen einer schädlichen Berührung und dem Schmerzgefühl und dem Schutztrieb die relativ vollkommenere war, auch nothwendig am leichtesten resp. besten erhalten werden, während die anderen früher oder später im Kampfe ums Dasein unterliegen mussten. Die nothwendige Folge von dieser Auslese konnte aber keine andere sein, als dass diese causalen Beziehungen immer vollkommener wurden, resp. dass die relativ vollkommener organisirten Thiere immer mehr ihre Erhaltung behaupteten und ihre Weiterentwickelung sicherten. Zu einem höheren Thiere und zum Menschen vermochte sich aber selbstverständlich kein animalisches Wesen zu entwickeln, d. h. seine Erhaltung durch so unzählige Generationen hindurch zu behaupten, bei dem die causalen Beziehungen zwischen den Beeinträchtigungen des Lebensprocesses und den Gefühlen des Schmerzes und den entsprechenden Schutztrieben gar nicht vorhanden oder sehr unvollkommen waren; und deshalb sind diese Beziehungen sowohl bei allen gesunden Menschen als bei allen jetzt lebenden Thieren, insbesondere bei den höheren, äusserst vollkommen, bezüglich zweckmässig.

Die Thatsache also, dass beim Menschen (wie bei den Thieren) die zweckmässige Beziehung zwischen einer Schädigung des Körpers resp. des Lebensprocesses und dem Gefühl des Schmerzes besteht, hat ihre Ursache darin, dass nur solche animalische Wesen zur Entwickelung kommen konnten, während alle anderen früher oder später zu Grunde gehen mussten[1].

Hieraus wird auch sofort klar, wie weit solche Beziehungen bestehen, wie weit also das Gesetz, dass schädliche Eingriffe in das Leben eines Menschen Schmerzempfindungen verursachen, seine Giltigkeit hat.

Gegen diese Annahme, dass die Schmerzen nothwendig die Correlativa von dem Organismus schädlichen Einwirkungen seien[2],

---

[1] Vergl. Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik." Übers. v. Vetter.
[2] Ebendaselbst S. 86 und „Principien der Psychologie" §. 124.

ist der Einwand gemacht worden, dass gerade die Zerstörung der wichtigsten inneren Organe, z. B. des Centralnervensystems oft fast schmerzlos ist, während ganz unbedeutende Verletzungen, ja nur Berührungen äusserer Theile oft die intensivsten Schmerzen zur Folge haben[1].

Dieser Einwand ist an sich ganz richtig; ganz unbedeutende Verletzungen empfindlicher Hautstellen oder auch nur stärkere Reizungen derselben, die gar keine merkbaren Verletzungen verursachen, der Reiz eines Sandkornes im Auge oder das Einstossen eines kleinen Splitters unter einen Finger- oder Zehennagel, welche Einwirkungen weder lebensgefährlich sind, noch überhaupt die körperliche Gesundheit bezüglich den Lebensprocess im Ganzen stärker beeinträchtigen, sind dennoch mit den fürchterlichsten Schmerzen verbunden, insbesondere, wenn die betreffenden Körperstellen etwa schon entzündet sind.

Dahingegen kann man das Grosshirn, wenn es einmal blossgelegt ist, mit den Fingernägeln zerkratzen oder mit einem Messer durchwühlen und innere Ernährungsorgane zerschneiden und zerquetschen, so dass nothwendig der Tod eintreten muss; und doch werden diese verderblichen Eingriffe in den Lebensprocess nur verhältnissmässig wenig oder gar nicht empfunden und verursachen jedenfalls keine grösseren Schmerzen.

Widersprechen also diese Thatsachen nicht dem oben Behaupteten?

Um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, werden wir zwei Fragen beantworten. War die Entwickelung der grösseren Empfindungsfähigkeit innerer Organe resp. der causalen Beziehung zwischen einer Verletzung derselben und dem Schmerzgefühle wahrscheinlich oder überhaupt möglich? Und wenn diese Entwickelung stattgefunden hätte, würde die Fähigkeit, eine Verletzung innerer Organe als Schmerz zu fühlen, in dem Maasse den Zweck des Schutzes erfüllen, als wie die Empfindlichkeit äusserer Körpertheile, insbesondere der Haut?

Die gegenseitige Berührung der Organe im Innern ist eine sich meist gleichbleibende, die deshalb keinen Reiz bilden kann, weil eine Differenz der Einwirkung fehlt. Die Entwickelung der Empfindungs-

---

[1] Horwicz: „Psychologische Analysen etc.“ Magdeburg 1878. II. S. 33.

fähigkeit innerer Organe durch objective Ursachen war also offenbar nur dann möglich, wenn dieselben, wie die äusseren Körpertheile, mit fremden Dingen in wechselnde Berührung kamen. Eine solche Berührung findet aber beim Menschen sowie bei den höheren Thieren nur bei einem gewaltsamen Eingriff, bei starker Körperverletzung statt; sie ist also nicht nur sehr selten, sondern hat in der Regel auch den Tod zur Folge.

Erst die höchste Culturstufe, die Chirurgie der Gegenwart hat es möglich gemacht, bei Anwendung ungemeiner Vorsicht innere Organe blosszulegen und zu operiren und den betreffenden Menschen dennoch am Leben zu erhalten.

Wenn sich dagegen Thiere oder Menschen bei feindlichen Angriffen derart beschädigen, dass selbst innere Organe blossgelegt und verletzt werden, dann ist auch der Tod des betreffenden Individuums die unausbleibliche Folge, es sei denn, dass es gelänge, denselben durch ärztliche Behandlung zu verhindern. So oft also bei den freilebenden Thieren und bei den Naturmenschen, denen keine ärztliche Hilfe zur Seite stand, die inneren Organe mit der Aussenwelt in schädliche Berührung oder in Berührung überhaupt gekommen sind, ist auch der Tod des Individuums erfolgt.

Gesetzt demnach, dass es in einzelnen Fällen vorgekommen wäre, dass auch innere Organe bei einer Berührung mit Aussendingen oder bei einer Verletzung stärkere Schmerzempfindungen verursacht hätten, so konnte sich doch dieser specielle Fall der Empfindungsfähigkeit innerer Theile, da der Tod erfolgte, niemals vererben; und aus diesem Grunde schon allein war und ist eine Entwickelung dieser Empfindungsfähigkeit ganz unmöglich. Selbst angenommen, dass in einzelnen Fällen höhere Thiere, deren innere Organe blossgelegt wurden, nicht nur selbst erhalten blieben, sondern sich der specielle Fall der Empfindungsfähigkeit dieser Organe auch einmal vererbte, so musste diese Fähigkeit bei den folgenden Generationen doch nothwendig bald wieder verschwinden, weil im Innern des Körpers keine wechselnden Berührungen, mithin keine Reize stattfanden und anderntheils der psychische Process immer auf die Reizungen der äusseren Theile concentrirt, also den inneren Organen entzogen wurde.

Die Fähigkeit, bei Verletzung äusserer Körpertheile Schmerz zu fühlen, würde aber gar keinen Zweck haben, wenn mit dieser

Fähigkeit nicht die andere verbunden wäre, entsprechende Schutzbewegungen zur Erhaltung des Daseins auszuführen. Wird durch diese schützenden Bewegungen noch rechtzeitig eine lebensgefährliche Verletzung und der Tod verhütet, dann hat sie ihren Zweck erfüllt, gelingt dies indessen nicht, und tritt dennoch der Tod ein, dann war die Schutzbewegung auch zwecklos.

Sobald also eine Verletzung eine derartige ist, dass auch innere Organe blossgelegt und womöglich beschädigt werden und in Folge dessen der Tod erfolgt, dann hat auch eine Schutzbewegung keinen Nutzen mehr. Gesetzt also, die inneren Organe seien ebenso empfindlich als die äussere Haut, und der Schmerz bei Verletzung eines inneren Organes verursache auch eine entsprechende Schutzbewegung, so würde dieselbe in den meisten Fällen doch überflüssig, zwecklos sein.

Die Empfindlichkeit der äusseren Körpertheile schützt auch diese nicht immer vor einer Verletzung, weil, sobald die Schmerzempfindung entsteht, eine unangenehme Berührung oder eine grössere oder geringere Verletzung bereits stattgefunden hat. Da aber auf Grund der Schmerzempfindung die zweckentsprechenden Schutztriebe entstehen, so erfüllt die Empfindlichkeit der äusseren Körpertheile doch den Zweck, *einer weiteren, gefährlicheren Verletzung äusserer und innerer Theile nach Möglichkeit vorzubeugen.*

Der geringe Nutzen oder der Mangel jeden Nutzens, den eine Empfindlichkeit wichtiger innerer Organe (etwa des Gehirnes, des Herzens, des Darmes etc.) gegen gewaltsame Eingriffe haben würde, ist aber ein weiterer wichtiger Grund dafür, dass eine derartige Empfindungsfähigkeit nicht zur Entwickelung gelangen konnte; denn entwickelungsfähig ist nur das Zweckmässige.

Zweckmässig ist hauptsächlich die Empfindlichkeit der *äusseren* Körpertheile, und diese Zweckmässigkeit liegt einzig darin, dass durch diese Empfindlichkeit die Verletzung innerer Organe verhütet wird, was durch die Empfindungen, welche etwa bei Berührungen oder Verletzungen *dieser* Organe entstünden, gar nicht oder nur in unvollkommener Weise erreicht würde.

Das Gesetz, dass die Schmerzen nothwendig die Correlativa von dem Organismus schädlichen Einwirkungen sind, gilt also nur so weit, als eine solche causale Beziehung zwischen der Schädlichkeit

der Einwirkung und der Schmerzempfindung zweckmässig war und ist, und als dieselbe eben wegen dieser Zweckmässigkeit auf Grund der Entwickelungsgesetze nothwendig zur Entwickelung kommen musste; oder kürzer gesagt: dieses Gesetz gilt nur so weit, als es sich aus den Entwickelungsgesetzen erklärt und zwar eben deshalb, weil es nur auf Grund dieser Gesetze entstanden ist.

Ebenso verhält es sich mit den übrigen Empfindungsgefühlen. Mangeln dem Blute die nöthigen Nahrungsstoffe, so dass der Stoffumsatz, die Anhäufung von Nervenkraft und das Wachsthum nur in mangelhafter, herabgeminderter Weise stattfinden kann, so hat jeder gesunde Mensch, wie jedes Thier das Unlustgefühl des Hungers, das sich bis zu einem gewissen Grade in dem Maasse steigert, als die Herabminderung des Stoffumsatzes bezüglich der Nahrungsmangel zunimmt, und das bis zum grössten Schmerze anwachsen kann.

Sobald dagegen geeignete Nahrungsmittel mit der Zunge und dem Gaumen in Berührung kommen, so entstehen angenehme Geschmacksempfindungen; und sobald die Nahrung in den Magen aufgenommen und ins Blut übergeführt worden ist und sich der Stoffumsatz wieder steigert bezügl. in normaler Weise verläuft, so empfinden wir ein allgemeines Wohlbehagen und das angenehme Gefühl der Kräftigung. Und zwar sind diese Lustgefühle um so stärker, je grösser vorher der Nahrungsmangel im Blut und der Hunger war, je grösser der Gegensatz zwischen dem gegenwärtigen und dem vergangenen Zustande ist, je mehr die veränderte Thätigkeit in den betreffenden Ernährungsorganen eine Förderung der Lebensfunctionen, der individuellen Erhaltung darstellt.

Ist der Organismus gesättigt, dann wirkt weitere Nahrungsaufnahme nicht mehr fördernd auf den Lebensprocess, sondern stört vielmehr den normalen Verlauf desselben; und dies ist offenbar die Ursache davon, dass in diesem Falle auch selbst geeignete Nährstoffe keine angenehmen Geschmacksempfindungen, sondern vielmehr Widerwillen und Ekel verursachen.

Die letztgenannten Geschmacksempfindungen, sowie Ekel erregende Geruchsempfindungen entstehen aber insbesondere dann, wenn solche Dinge in den Mund eingeführt oder an die Nase gebracht werden, die entweder gar keine Nahrungsstoffe enthalten oder deren Genuss schädlich wirkt, und die schon seit vielen Generationen

gemieden worden sind, so insbesondere faulende Thiere und Pflanzen, faule Früchte und Eier, Koth u. a.

Die nützliche Einwirkung auf die Geschmacks- und Geruchsnerven wird also im Allgemeinen angenehm, die schädliche dagegen unangenehm empfunden.

Dieses zweckmässige Verhältniss ist bei allen Thieren ein sehr vollkommenes. Nicht durch Erfahrung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines Stoffes, sondern allein durch den angenehmen oder unangenehmen Geschmack und Geruch werden die Thiere richtig geleitet nur das Nützliche zu geniessen und das Schädliche zu meiden resp. wieder auszuspeien.

Wenn man Fischen, Hühnern oder irgend welchen anderen höheren Thieren, die gewohnt sind, sich mit grosser Gier auf die hingeworfene Nahrung zu stürzen und sie aufzuschnappen, unverdauliche Papierknäuel vorwirft, so nehmen sie dieselben ebenfalls oft ins Maul bezügl. in den Schnabel, aber sie speien dieselben sofort wieder aus, nicht etwa, weil sie aus Erfahrung wissen, dass das Papier zur Ernährung nicht geeignet ist, sondern weil dasselbe eine unangenehme Geschmacksempfindung verursacht. Giftpflanzen werden z. B. von den Hufthieren so sicher gemieden, dass man bald in der That geglaubt hat, die Thiere würden durch einen ausserhalb derselben befindlichen Verstand gleich Maschinen geleitet, bald in den Thieren die scharfsinnigsten Botaniker und Pharmaceuten vermuthet hat. Die Sache erklärt sich aber höchst einfach, wenn man auch für diesen Fall die Giltigkeit des allgemeinen Gesetzes annimmt, dass die als Gift wirkenden Pflanzen bei den betreffenden Thieren unangenehme Geschmacks- und Geruchsempfindungen verursachen und diese deshalb abstossen. Es ist erwiesen, dass auch die Insecten, z. B. die Schmetterlinge durch den Geruch die für sie allein geeigneten Nahrungsmittel erkennen und in den verborgensten Örtlichkeiten (z. B. Blumenkelchen) auffinden, ohne dass sie vorher wissen, wo ihre Nahrung zu suchen ist[1].

Selbst die niedersten Thiere, wie die Urthiere, Pflanzenthiere, Sternthiere etc. treffen immer die richtige Wahl beim Aufsuchen der Nahrungsstoffe; weil nur diese angenehme Geschmacksempfind-

[1] Vergl. „Der thierische Wille.“ V. Cap. und G. Jäger: „Die Entdeckung der Seele.“

ungen verursachen, während für sie ihrer Organisation nach alle anderen Dinge schlecht schmecken. Zur Ernährung ungeeignete Stoffe werden, wenn sie in den Körper aufgenommen waren, sofort wieder ausgespieen.

Dieses zweckmässige Verhältniss zwischen der Übereinstimmung des Empfindungscharakters und der Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer Einwirkung, welches bei den Thieren so vollkommen ausgebildet ist, erscheint selbstverständlich, wenn wir bedenken, dass ja nur diejenigen Thiere, bei denen diese nützliche Beziehung in mehr oder weniger vollkommener Weise bestand, erhalten bleiben konnten, während alle anderen zu Grunde gehen mussten. Solche Thiere, die eine derartige Organisation hatten, dass schädliche Stoffe angenehme Geschmacksempfindungen und nützliche Dinge Ekel verursachten, die also nur das genossen, was für sie Gift war, oder was sie doch nicht ernährte, konnten natürlich selbst nicht lange am Leben bleiben und konnten demnach auch diese unzweckmässige Organisation nicht vererben.

Empfindungsfähige Wesen konnten sich nur unter der Bedingung entwickeln, dass die zur Ernährung geeigneten, die nützlichen Stoffe angenehme Empfindungen und die Triebe zum Aufnehmen verursachten[1].

Nur auf der Ausbildung derartiger zweckmässiger causaler Beziehungen beruht, wie gesagt, die Entwickelung der animalischen Wesen, hätten sich diese Beziehungen nicht bilden können, so wären auch keine Thiere da. Die Gesammtheit der zweckmässigen physiologischen und psychischen Beziehungen ist eben das thierische Leben. Dass sich thierisches Leben entwickelt hat, heisst nichts anderes, als dass sich allmälig zweckmässige causale physiologische und psychische Beziehungen ausgebildet haben.

Wie steht es aber beim Menschen um die Beziehungen der Geschmacksempfindungen zur Nützlichkeit oder Schädlichkeit der einwirkenden Stoffe? Sind nicht die meisten tödtlich wirkenden Gifte fast geschmacklos oder schmecken und riechen sogar angenehm? Verursacht nicht das unter Umständen tödtlich wirkende Lustgas ein äusserst angenehmes Gefühl des Wohlbefindens? Ist nicht der Geschmack vieler unschädlicher oder gar heilsamer Arzneien bitter und

---

[1] Vergl. Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik." S. 91.

widerlich? Und sind nicht ganz unzuträgliche und oft sehr schädlich wirkende Stoffe allgemeine Genussmittel?

Warnt etwa der Geschmack der Tollkirsche oder des Arseniks vor dem Genusse dieser Gifte, und ist etwa der so angenehme und verbreitete Alkoholgenuss zuträglich?

Allerdings hat beim Menschen gerade das höhere Culturleben die vererbten causalen Beziehungen zwischen dem Charakter der Geschmacks- und Geruchsempfindungen und der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Einwirkungen irritirt; und diese Beziehungen sind im Allgemeinen, besonders bei weniger gesunden Menschen nicht mehr so vollkommen zweckmässige, als bei den Thieren.

Diese Unvollkommenheit der Beziehungen betrifft aber nicht die nothwendigsten und täglichen Nahrungsmittel des Menschen. Der Geschmack und Geruch dieser sowohl, als auch derjenigen Stoffe, mit denen sie bei der Wahrnehmung mit dem Gesichtssinne allein leicht verwechselt werden können, und die wir nur auf Grund des unangenehmen Geruchs und Geschmacks genauer von den geeigneten Nahrungsmitteln unterscheiden, steht auch beim Culturmenschen mit der Nützlichkeit und Schädlichkeit derselben in vollkommen zweckmässiger Beziehung.

Die wichtigsten derartiger Beziehungen, wie diejenige des Milchgeschmacks (besonders beim Neugebornen), des Geschmacks und Geruchs frischer und reifer Früchte, gesunden Fleisches, frischer Eier etc., also der w i c h t i g s t e n n a t ü r l i c h e n Nahrungsmittel zum Einflusse auf die Ernährung resp. zur Nützlichkeit oder wie diejenige des abstossenden Geruches verdorbener, verwesender Früchte, Eier, des faulenden Fleisches etc. zur Schädlichkeit dieser Stoffe (bei etwaigem Genusse) bestehen nicht etwa erst seit wenigen Jahrhunderten, sondern sind offenbar schon bei unseren thierischen Vorfahren ausgebildet gewesen. Sie vererben sich deshalb auch sehr constant (und eben daraus folgt, dass sie seit unberechenbarer Zeit schon bestehen); und es dürfte wohl ein seltener Fall sein, dass bei einem Menschen diese Beziehungen andere, etwa die umgekehrten wären, so dass etwa faule Eier, faules Fleisch oder verdorbene Früchte mit Genuss verzehrt und Milch, frisches Wasser bei brennendem Durste, frische, gesunde Fleisch- und Eierspeisen und frische Früchte mit Ekel verabscheut würden; und wenn ein solcher Fall gegeben wäre, so würde doch jeder vernünftige Mensch denselben für einen anormalen, die ganze Erscheinung für eine Krankheit erklären.

Wenn nun auch der Nutzen oder Schaden der eben genannten Dinge, mit denen wir täglich in Berührung kommen, die unsere täglichen und nothwendigsten Nahrungsmittel bilden und von uns eben durch den unangenehmen Geruch oder Geschmack als ungeniessbar, also untauglich von den andern genauer unterschieden werden müssen, mit unseren Geschmacksempfindungen nicht übereinstimmte; wie sollten wir dann erkennen, was geniessbar ist oder nicht; und was würde geschehen, wenn wir ebensogut das Ungeniessbare verzehrten, wie die geeigneten Nährmittel? Vollständig in Fäulniss übergegangene Stoffe können wir allerdings auch mit dem Gesichtssinne von frischen Stoffen unterscheiden und aus den nützlichen oder schädlichen und leicht sichtbaren Folgen (Erbrechen, veränderter Gesichtsausdruck Übelkeit, Krankheit etc.) erfahren, welche geniessbar sind und welche nicht. Aber ganz abgesehen davon, dass wir diese Folgen doch zum Theil erst wieder durch die entsprechenden Empfindungen (Ekel, Übelkeit, Leibschmerzen, Gefühl der Mattigkeit etc.) kennen lernen; auch abgesehen davon, dass die Unterscheidung geniessbarer und ungeniessbarer Dinge durch den Geruch und Geschmack in den meisten Fällen auch für den erwachsenen Menschen eine vollkommenere ist, als diejenige durch den Gesichtssinn allein; so dürfte es um die Erhaltung unerfahrener Menschen, also der Kinder, besonders der Kinder des Naturmenschen schlecht bestellt sein, wenn diese nicht durch den Gestank faulenden Fleisches und durch den üblen Geschmack der in Fäulniss übergegangenen Pflanzenstoffe von dem Genusse dieser Dinge abgeschreckt würden. Sich die Erfahrung über die indirecten Wirkungen, welche der Genuss geeigneter Nährstoffe und schädlich wirkender Dinge zur Folge hat, zu Nutze zu machen, dazu ist doch nur der denkende Mensch befähigt, nicht aber das unerfahrene Kind und nicht das Thier. Und wenn unsere thierischen Vorfahren wie alle Thiere nicht durch die Geruchs- und Geschmacksempfindungen erfahren hätten, was sie geniessen durften und was nicht, so würden sie wohl nicht erhalten worden, resp. gar nicht zur Entwickelung gekommen sein.

Dass aber im Allgemeinen die Beziehungen der Geschmacks- und Geruchsempfindungen zur Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Stoffe beim Menschen nicht so vollkommen sind, wie bei den Thieren, dies beruht wohl in erster Linie darauf, dass beim Menschen die natürliche Selection insofern nicht vollständig zur Geltung kommt,

als ihr der Mensch durch seine Intelligenz künstlich entgegenwirkt, so dass auch solche Menschen erhalten werden, welche nicht ganz zweckmässig organisirt sind, und dass in Folge dessen auch unzweckmässige Eigenthümlichkeiten durch Vererbung übertragen und länger erhalten werden.

Wenn ein freilebendes Thier eine derartige ungesunde Anlage hätte und schädliche bezüglich giftige Stoffe mit Wohlbehagen verzehrte, so würde es, da es von Niemandem daran gehindert würde, auch so oft und so viel davon geniessen, bis es krank würde und womöglich stürbe. Wäre aber auch das letztere nicht der Fall, und die krankhafte Anlage käme zur Vererbung, so würde doch die Gesundheit der folgenden Generationen sehr rasch geschwächt werden, und da kranke Thiere sich niemals längere Zeit erhalten können, weil ihnen kein vererbter Besitz zur Verfügung steht, und sie auch keine staatliche Ordnung vor den Angriffen der Feinde und keine künstliche Wohnung vor den Einflüssen der Witterung schützt, so müssten sie sehr bald zu Grunde gehen. Wenn bei einem Thiere eine Krankheit länger dauert, als es der Nahrung entbehren kann und vor den Feinden versteckt bleibt, so geht es allemal zu Grunde, da es immer auf den täglichen Selbsterwerb und auf die stündliche Selbstvertheidigung angewiesen ist. Kränkliche Thiere gehen deshalb, wenn sie nicht schon in der ersten Jugend von den Eltern vernachlässigt und von den Geschwistern benachtheiligt und unterdrückt werden, so dass sie in den ersten Tagen oder Wochen sterben, doch sehr bald, nachdem sie von den Eltern verlassen sind, zu Grunde und kommen nur höchst selten oder gar nicht zur Fortpflanzung.

In der Thierwelt wird also eine krankhafte Neigung sehr rasch durch die Selection ausgeschieden, und deshalb gibt es jetzt nur solche Thiere, bei denen nur die geeigneten Nährstoffe angenehme Geschmacks- und Geruchsempfindungen verursachen, während alle schädlichen Stoffe, alle Gifte instinctiv gemieden werden. Wenigstens sind Ausnahmen hiervon höchst selten [1].

Beim Menschen, und besonders beim Culturmenschen dagegen ist dies anders. Einmal wird ein Kind, das vielleicht (wenn auch nicht in der ersten Zeit des Lebens, in welcher die Beziehungen des

[1] „Der menschliche Wille." S. 372.

Geschmacks zur Nützlichkeit oder Schädlichkeit eine so vollkommen zweckmässige ist, wie bei den Thieren,) giftige Stoffe ebenso gut zu sich nehmen würde als ernährende, von den Eltern daran gehindert dies zu thun; und selbst, wenn ein Fall vorkommt, dass ein Mensch schädliche Dinge geniesst, wird doch, auch wenn er erkrankt, durch ärztliche Behandlung und durch die Pflege sein Tod in vielen Fällen verhindert.

Hierzu kommt aber noch die andere Thatsache, dass diejenigen Stoffe, deren Geschmack zur Nützlichkeit oder Schädlichkeit derselben nicht in zweckmässiger Beziehung steht, wie die Chemikalien und die Genussmittel oder Reizmittel der Culturvölker, erst seit neuester Zeit dem Menschen bekannt sind und sicher von unseren wildmenschlichen und thierischen Vorfahren, ja selbst von den frühesten Vorfahren aus der geschichtlichen Zeit nicht versuchsweise in den Mund und Darm aufgenommen worden sind. Aus diesem Grunde konnten aber auch die schädlichen Stoffe keine natürliche Selection bewirken, und es konnte sich keine zweckmässige Anpassung der Geschmacksempfindungen an die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Stoffe ausbilden.

Wie wir sehen, behält also auch für die Geschmacks- und Geruchsempfindungen das Gesetz, dass der Gefühlston der Empfindung mit der Nützlichkeit oder Schädlichkeit übereinstimmt, nur so weit seine Giltigkeit, als es nothwendig aus den Entwickelungsgesetzen abgeleitet werden muss und sich aus diesen erklärt.

Was übrigens die Genussmittel, wie Wein, Bier, Schnaps, Kaffee, Thee u. a. sowie viele Gifte, wie Opium, Arsenik u. a. betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, dass der Genuss derselben eine anregende, den Lebensprocess fördernde Wirkung hat, und dass dieselben, in kleineren Mengen genommen, auch nützlich wirken. Die indirekten schädlichen Folgen treten nur dann ein, wenn diese Genussmittel und Gifte in zu grossen Quantitäten genossen werden; und dieselben erklären sich dann aus einer Überreizung des Nervensystems.

In evidenter Weise tritt die causale Beziehung zwischen einer der Arterhaltung günstigen Einwirkung und den Lustgefühlen wieder beim Begattungsacte zu Tage. Bei geeigneter Berührung mit einem Individuum gleicher Art und anderen Geschlechtes wird der Arterhaltungsprocess im höchsten Maasse gesteigert, so dass ein Absondern der Fortpflanzungsproducte, eine Vermehrung resp. ein Wachsen

über das individuelle Maass hinaus eintritt; und dieser Act ist auch mit dem höchsten Empfindungsgefühl der Lust verbunden, das bei den Menschen und Thieren vorkommt.

Würde heute ein Mensch geboren, der beim Begattungsacte nichts fühlte oder nur Schmerz empfände, so würde auch jeder vernünftige Mensch diese Erscheinung als anormale, krankhafte betrachten. Die Nothwendigkeit dieser zweckmässigen Beziehung zwischen dem Begattungsacte und dem Wollustgefühle für die Arterhaltung liegt aber auf der Hand.

„Hätte die Natur nicht den allzuverlockenden Köder der geschlechtlichen Liebeswonne und der Wollust bei der fleischlichen Berührung in den Menschen und in das Thier gelegt, welchem Männchen würde es dann einfallen, einem Weibchen auf Schritt und Tritt zu folgen, es schmeichelnd zu bitten und zu drängen, die Nebenbuhler in eifersüchtiger Wuth zu bekämpfen und selbst das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, nur um zu Gunsten anderer Geschlechter sich selbst die Lebenskraft zu nehmen?[1]"

Dass sich empfindende Wesen entwickelten, die sich activ fortpflanzen können, beruhte darauf, dass causale Beziehungen zwischen der Berührung verschiedener Individuen und dem Wollustgefühl und zwischen diesem und dem Begattungstriebe zur Entwickelung kamen.

Aber ist denn beim Menschen der Vorgang, der eine Fortpflanzung und damit die Arterhaltung in erster Linie bedingt, anfangs nicht vielmehr mit heftigen Schmerzen (wenigstens einerseits) verbunden? Dieses Schmerzgefühl ist nicht die direkte Folge des Fortpflanzungsvorganges, sondern entsteht vielmehr in Folge der Zerreissung eines Organes, welche in jedem Falle Schmerz verursacht. Übrigens überwiegt in diesem Falle die Wollust den Schmerz. Warum ist aber ein solches Organ, von dessen Zerreissung die Arterhaltung mit bedingt ist, zur Entwickelung gekommen, d. h. welchen Zweck hat dasselbe? Dies ist allerdings wohl schwer oder gar nicht mit Sicherheit anzugeben. Bedenkt man, dass es im Interesse der Arterhaltung liegt, dass eine Begattung erst dann stattfindet, wenn besonders der weibliche Organismus völlig reif und disponirt hierzu ist, so lässt sich wohl vermuthen, dass das betreffende Organ ein Schutzorgan ist, welches eine Begattung so lange verhütet, bis die Wollust

---

[1] „Der thierische Wille.". S. 91.

den Schmerz überwiegt, was bei gesunden Individuen erst bei vollständiger Geschlechtsreife der Fall sein dürfte. Dieser Grund hat gerade beim Menschen deshalb eine besondere Bedeutung, weil der männliche Mensch zu jeder Jahreszeit (nicht wie bei den Thieren nur zu ganz bestimmten Zeiten) zur Fortpflanzung disponirt.

Wenn dem so ist, dann muss man diese Erscheinung denjenigen Fällen zurechnen, in denen eine Unterordnung der niederen Freuden und Leiden unter höhere stattfindet.

Auch das Gebären ist, weil dabei starke Dehnungen und Zerreissungen von Geweben stattfinden, mit Schmerzen verbunden. Aber einmal sind diese Schmerzen bei ganz gesunden, normal gebauten und natürlich lebenden Frauen viel geringer als bei anderen; und dann müssen wir auch hier eine nothwendige Unterordnung von niederen Freuden und Leiden unter höhere Freuden annehmen (s. unten).

Gegen unsere Annahme, dass die Lustempfindungen aus den Förderungen, die Schmerzempfindungen aus den Beeinträchtigungen des Lebens- bezüglich Arterhaltungsprocesses resultiren, scheinen aber noch andere Thatsachen zu sprechen.

Bekanntlich giebt es Krankheitserscheinungen, die zum Tode führen, ohne dass von einem gewissen Stadium an Schmerzen empfunden werden, ja die mit einem gewissen Wohlbefinden verbunden sind. Ferner können äusserst schädliche Einwirkungen sehr intensive Lustempfindungen verursachen; und es scheint auch der Fall vorzukommen, dass die geeignetsten Nahrungsmittel auch beim intensiven Hunger und Nahrungsmangel Ekel verursachen.

Die Euphoria moriensis ist eine höchst eigenthümliche pathologische Erscheinung, die den unausbleiblichen Tod zur Folge hat und doch nicht mit Schmerzen, sondern mit Wohlbehagen verbunden ist. Diesem Stadium der Krankheit geht aber stets ein anderes vorher, in welchem die fürchterlichsten Schmerzen gefühlt werden. Dieselben scheinen gerade aus der Zerstörung der die Schmerzempfindungen vermittelnden Nervencentren und Nervenbahnen zu resultiren. Nachdem nun diese Zerstörung vollendet ist, sind Schmerzempfindungen allerdings nicht mehr möglich, und eben weil heftige Schmerzen vorhergingen, wird dieser schmerzlose Zustand angenehm empfunden uud das betreffende Individuum meint, es gehe nun besser mit ihm. Die Zerstörung so wichtiger Nervencentren scheint aber gerade den sicheren Tod herbeizuführen.

Dieser Fall widerspricht also thatsächlich unserer Annahme in keiner Weise.

Auch mit anderen Vorgängen, die nothwendige Bedingungen der Selbst- und Arterhaltung sind, mit dem „Zahnen“ und mit den Entleerungen sind oft Schmerzen verbunden. Dabei handelt es sich aber, wie in den oben genannten Fällen, um starke Dehnungen oder Zerreissungen von Geweben, welche selbstverständlich schmerzen müssen. Übrigens liegt, wenn die Entleerung mit Schmerzen verbunden ist, allemal ein anormaler Zustand, eine schwerere oder leichtere Krankheit oder doch eine krankhafte Disposition vor.

Solche krankhafte Dispositionen sind auch die Ursache davon, dass bei manchen Menschen die Hunger-, Appetits-, Müdigkeits-, Kraftgefühle u. a. den körperlichen Zuständen nicht zweckmässig entsprechen, dass es sogenannten „falschen Hunger“, „falsche Kraft“ etc. giebt. Gesunde Menschen, insbesondere gesunde Kinder, fühlen nur dann Hunger und Appetit, wenn dem Blute die Nahrung mangelt und der Darmcanal zur Auflösung weiterer Speisen disponirt ist; und sobald sie genügend gegessen haben, schwindet ihr Appetit, und es tritt in zweckmässiger Weise ein Widerwille gegen weitere Nahrungsaufnahme ein, so dass sie sich niemals überessen. Bei kränklichen Menschen ist dies allerdings oft anders; allein das sind eben dann krankhafte Erscheinungen, die unserem Gesetze nicht widersprechen.

Ebenso fühlen „nervöse“ Personen oft den Trieb zu stärkeren Muskelleistungen, obgleich ihr Nervensystem der Ruhe bedarf; bei vollkommen gesunden Menschen kommt das hingegen nicht vor.

Das Appetitgefühl und die zweckmässige Beziehung zwischen den Geschmacksempfindungen und der Nützlichkeit der besten und natürlichsten Nahrungsmittel ist durch das höhere Culturleben, insbesondere durch den reichlichen Alkoholgenuss vielfach irridirt. So haben starke Bier- und Schnapstrinker einen grossen Widerwillen gegen Milch; und sehr starke Trinker verlieren überhaupt den gesunden Appetit. Das sind aber ebenfalls anormale Erscheinungen, die nicht als Gegenbeweise gegen unser Gesetz betrachtet werden können.

Schon a. a. O.[1] habe ich einen eigenthümlichen Krankheitsfall mitgetheilt, in welchem ein Mädchen, trotzdem sie am Verhungern war, nichts zu geniessen vermochte, weil sie bei Wahrneh-

[1] „Der menschliche Wille.“ S. 93.

mung und Empfindung der Speisen einen unüberwindlichen Ekel fühlte; bis sie der Tod in Folge des Verhungerns von ihren Leiden erlöste. Hier handelte es sich offenbar um eine krankhafte Veränderung der Geschmacksorgane.

Anders dagegen ist z. B. der Widerwille der Kinder gegen Suppe zu beurtheilen. Derselbe ist ein durchaus natürlicher und erklärt sich aus dem Gesetz der gleichzeitigen Vererbung. Die Suppe hat erst das Culturleben gebracht. Auf Grund der gleichzeitigen Vererbung haben aber die Kinder eine besondere Vorliebe für diejenigen Nahrungsmittel, welche vor der Cultur die allgemeinsten waren. Dies sind in erster Linie die Früchte. Gesunde Kinder bedürfen auch der Suppe zu ihrer Ernährung nicht in dem Maasse, wie kränkliche.

Alle die hier genannten Fälle eigenthümlicher Beziehungen der nützlichen oder schädlichen Einwirkungen zu den Empfindungen beweisen also nur, dass das oben erörterte Gesetz, nach welchem die nützlichen d. h. den Lebensprocess fördernden Einwirkungen angenehme, die schädlichen Einwirkungen dagegen unangenehme Empfindungsgefühle hervorrufen, nur so weit gültig ist, als es sich aus den Entwickelungsgesetzen ableiten lässt, und als die Erscheinungen normale und keine krankhaften sind; aber sie beweisen nicht etwa die Ungültigkeit desselben überhaupt.

Diese zweckmässige Beziehung zwischen der Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Einwirkung und dem angenehmen oder unangenehmen Charakter der Empfindungsgefühle ist bekanntlich schon von früheren Philosophen, besonders von Spinoza, Leibniz, Wolf, Kant u. a. beachtet worden; am besten und eingehendsten hat sie aber in neuerer Zeit Herbert Spencer klargelegt[1].

Spencer hat zum erstenmale gezeigt, dass sich nur solche empfindende Wesen entwickeln konnten, bei denen dieses Verhältniss bestand, oder vielmehr dass allein auf der Ausbildung desselben die Entwickelung empfindender Wesen beruht.

Allein Spencer stellte die Behauptung, dass die Freuden nothwendig die Correlativa der dem Organismus nützlichen, und die Leiden nothwendig die Correlativa von dem Organismus schädlichen Einwirkungen seien, ohne die nothwendige Einschränkung auf, so dass

---

[1] Vergl. Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik“ und „Die Principien der Psychologie“.

die dagegen erhobenen Einwände allerdings berechtigt waren. Nach der hier gemachten Einschränkung aber verlieren diese Einwände ihre Bedeutung.

Eine andere Frage ist nun die, wie verhält sich der Nervenprocess, der unmittelbar die Empfindung und den Gefühlscharakter derselben bestimmt, zum Verlaufe des gesammten Lebensprocesses und zur indirecten Beeinflussung desselben durch die Einwirkungen, welche Empfindungen hervorrufen? Denn es ist klar, dass der Process, der z. B. einer bestimmten Geschmacksempfindung zu Grunde liegt, ein anderer ist, als die nützliche oder schädliche Einwirkung der aufgenommenen Stoffe auf das Blut und auf das gesammte Nervensystem.

Angenommen z. B., dass Stoffe, welche angenehme Geschmacksempfindungen verursachen, auch nützlich d. h. zur Ernährung geeignet sind; steht dann der Empfindungsprocess zum Ernährungsprocess in irgend welcher causalen Beziehung?

Wir wissen, dass nicht nur in den specifischen Ernährungsorganen, sondern an jedem Theile des Körpers, also auch in jeder Nervenfaser und besonders in jeder Ganglienzelle ein Ernährungsbezüglich Lebensprocess stattfindet. Und zwar ist die Richtung oder die Tendenz dieses Processes im Ganzen wie im Einzelnen durch die Vererbung genau fixirt, diese Tendenz ist die Arterhaltung in bestimmter individueller Weise. Mag nun eine Nervenerregung dieser oder jener Art sein, mögen es mechanische Schwingungsvorgänge oder chemische Processe in den Nerven sein, durch welche die Empfindungen bedingt sind, gewiss ist, dass durch jede Einwirkung der Lebensprocess in den Nerven oder der specifische Nervenprocess in irgend einer Weise beeinflusst, alterirt wird; entweder die Einwirkung fördert diesen Process, oder sie beeinträchtigt ihn.

Bei den Schmerzempfindungen, welche durch starken Druck, durch Quetschung, Zerreissung, Verbrennung, Erkältung oder eine Verletzung der Haut irgend welcher Art hervorgerufen werden, liegt es auf der Hand, dass die betreffenden Einwirkungen den Lebensprocess partiell beeinträchtigen, und dass die Schmerzempfindungen die unmittelbaren Folgen dieser Lebensstörungen sind.

Demgemäss sind wir auch wohl zu der Annahme berechtigt, dass auch andere unangenehme Empfindungen, wie z. B. unangenehme Geschmacks- oder Geruchsempfindungen auf den Beeinträchtigungen des partiellen Lebensprocesses in den Empfindungsnerven beruhen,

und dass andererseits die Lustempfindungen ihre Ursache in den Förderungen des partiellen Lebensprocesses haben, welche durch die Einwirkungen hervorgerufen werden.

Mit dieser Annahme stimmen nun, wie wir gleich sehen werden, alle Beobachtungen über die Wirkungen der Reize bei veränderten subjectiven Zuständen überein und geben jener den Werth einer Hypothese, wenn nicht den eines Gesetzes.

Vorausschicken muss ich, dass nicht jede Steigerung der Kraftauslösung, des Kraftumsatzes als Förderung des partiellen Lebensprocesses angesehen werden darf; dies ist sie nur dann, „wenn sie: 1. der durch die vererbten Dispositionen fixirten, gesunden Tendenz des Organismus nach Arterhaltung in bestimmter individueller Weise entspricht, 2. wenn die Steigerung keine einseitige ist und das physiologische Gleichgewicht[1] gewahrt bleibt und 3. wenn die partielle Steigerung nicht so weit geht, dass sie mit dem Verlauf des allgemeinen Lebensprocesses in Widerstreit kommt, wenn sie also innerhalb einer gewissen Grenze bleibt.“

Krankhafte Beschleunigungen des Stoffumsatzes können selbstverständlich hier nicht in Betracht kommen, da sie der ersten Bedingung widersprechen. Diese Bedingung ist auch dann nicht erfüllt, wenn die äusseren Reize derartige sind, dass sie einen Kräfteverbrauch in der Richtung, in der Weise und in dem Grade verursachen, wie er bei den Vorfahren des Individuums nicht stattgefunden hat, wenn der Verbrauch also den vererbten Dispositionen widerspricht.

Wird durch den Reiz der partielle Kräfteverbrauch mehr gesteigert als der Kraftersatz, das Gleichgewicht zwischen beiden Processen also gestört, so ist das nicht etwa als eine Förderung, sondern als eine Beeinträchtigung des partiellen Lebensprocesses zu betrachten, und deshalb ist auch nicht eine Lust-, sondern eine Unlustempfindung die Folge.

„Dasselbe ist der Fall, wenn die partielle Förderung des Lebensprocesses einen Grad erreicht, der im Widerstreit mit dem Verlauf des gesammten Lebensprocesses steht. Jedes Individuum vermag immer nur eine ganz bestimmte Menge Nervenkraft überhaupt, wie

[1] Unter dem physiologischen Gleichgewichte meine ich hier nicht etwa den Zustand der vollkommenen Nervenruhe, sondern den Zustand der Nervenruhe oder Nervenerregung, in welchem der Kraftersatz so gross ist wie der Kraftverbrauch. Vergl. „Der menschliche Wille.“ S. 178.

in den einzelnen Theilen zu produciren. Wird nun auch der angenehme Reiz so gesteigert, dass der Organismus den dem partiellen Kraftverbrauch entsprechenden Kraftersatz nicht zu leisten vermag, was ebenfalls als Beeinträchtigung des gesunden Lebensprocesses anzusehen ist, dann muss die angenehme Empfindung nothwendig zur Unlustempfindung werden. Dies erklärt die Thatsache, dass jede Überreizung Schmerzempfindung verursacht"[1].

Bekanntlich hat derselbe äussere Reiz nicht immer die gleiche Empfindung zur Folge, diese ist vielmehr auch von den momentan gegebenen subjectiven Zuständen abhängig und verändert sich mit denselben.

Ist z. B. der Mensch krank, dann verursachen dieselben Reize, welche sonst stets Lustempfindungen erzeugen, vielmehr Unlustempfindungen.

Auch wird bekanntlich jede Lustempfindung zum Gegentheil, wenn derselbe Reiz über eine gewisse Grenze hinaus gesteigert wird.

„Die Möglichkeit einer partiellen Steigerung des Lebensprocesses, insbesondere einer Steigerung des partiellen Kraftersatzes richtet sich selbstverständlich ganz nach dem allgemeinen Verlaufe des Lebensprocesses; ist der Organismus disponirt, grössere Mengen überschüssiger Nervenkraft zu produciren, dann kann auch die Steigerung eines partiellen Kraftersatzes sehr weit gehen und umgekehrt. Im ersten Falle wird diese partielle Steigerung der Kraftanhäufung nicht leicht hinter der Erhöhung des Kraftverbrauches zurückbleiben und das Gleichgewicht nicht so bald gestört werden; und die partielle Steigerung wird andererseits auch nicht leicht in Widerstreit mit dem gesammten Lebensprocess kommen, auch wenn sie sehr weit geht. Deshalb behält bei gesunden und kräftigen Menschen eine Lustempfindung ihren Charakter, der Gefühlston bleibt derselbe, auch wenn der Reiz sehr gesteigert wird.

Bei schwächlichen oder kranken Menschen dagegen wird eine Lustempfindung, wenn der Reiz zunimmt, deshalb leicht zur Unlustempfindung, weil der partielle Kraftersatz nicht so erhöht werden kann als der Kraftverbrauch, und weil deshalb die partielle Steigerung leicht über das durch den gesammten Lebensprocess bedingte Maass der gesunden Steigerungsfähigkeit hinausgeht"[2].

---

[1] „Der menschliche Wille." S. 186.

[2] Ebendaselbst S. 188.

Wenn sich der Mensch sehr wohl befindet, d. h. wenn sein Lebensprocess in reger, gesunder Weise verläuft und er zur Förderung desselben disponirt, dann wird nach dem Vorhergehenden auch ein Reiz leichter eine Lustempfindung verursachen, als sonst; und daher erklärt sich wohl die Erscheinung, dass beim gutgestimmten d. h. sich sehr wohl befindenden Menschen die Einwirkungen auf die Sinne im Allgemeinen viel mehr Lustempfindungen erzeugen als beim schlecht gestimmten.

Ebenso erklärt sich die andere Thatsache, dass so viele Sinneseindrücke, die im Alter unbestimmte Empfindungen oder gar stärkere Unlustgefühle hervorrufen, in der Jugend die intensivsten Lustempfindungen zur Folge haben, dass also der jugendliche Mensch im Allgemeinen mehr Lustempfindungen hat, als der ältere.

In der ersten Lebenshälfte steigert sich der Lebensprocess bis zum Drange nach Fortpflanzung; der Mensch disponirt also in der Jugendzeit zur Förderung des Lebensprocesses; und daraus folgt, dass ein und derselbe Reiz in dieser Zeit auch viel leichter eine partielle Förderung desselben und damit eine Lustempfindung verursacht, als wie im Alter, in welchem der Mensch vielmehr zum Gegentheil, zum Absterben, zur Verringerung des Lebensprocesses disponirt.

Endlich erinnere ich an die Erscheinung, dass dieselben Einwirkungen auf die Geschmacks- und Geruchsorgane doch verschiedene Empfindungen verursachen, je nachdem der Mensch sehr hungrig oder gesättigt oder gar übersättigt ist. Hat das Blut in genügender Weise Nährstoffe aufgenommen, dann gestaltet sich der Lebensprocess in den Geschmacksnerven offenbar anders, als wenn dem Blute die Nahrung mangelt. Im letzteren Falle entspricht eine Reizung der Geschmacksnerven durch geeignete Nahrung der Tendenz des ganzen Lebensprocesses und bewirkt eine Förderung desselben, im ersten Falle entspricht eine Reizung dieser Tendenz nicht und bewirkt auch das Gegentheil von einer Förderung und damit eine Unlustempfindung.

Die Abhängigkeit des Gefühlstones von der Intensität des Reizes hat Wundt Veranlassung zur Annahme gegeben, dass alle über dem Schwellenwerthe liegenden schwachen Reize Lust- und alle starken Reize Unlustempfindungen verursachen, und dass der Indifferenzpunkt in einer gewissen Höhe der Reizstärke liegt[1]. Bei allmähliger Stei-

[1] W. Wundt, „Grundzüge der Physiol. Psychologie." S. 431.

gerung des Reizes beginnen die Gefühle mit unendlich schwachen Lustgefühlen, die sich bis zu dem Höhepunkt steigern, wo die Empfindung dem Reize am meisten proportional wächst; dann werden sie weniger angenehm bis zur Gleichgültigkeit, zum Indifferenzpunkte und verwandeln sich von da an in Unlustgefühle, die sich bis ins Unendliche steigern.

Der Indifferenzpunkt dürfte nun aber schwerlich beim jugendlichen wie beim älteren, beim gesunden wie beim kränklichen Menschen derselbe sein. Man darf also den Gefühlston nicht etwa nach der Reizstärke an sich bestimmen, weil derselbe ebensowohl von den subjectiven Zuständen abhängig ist, wie von der objectiven Reizstärke; denn in verschiedenen Fällen, je nachdem die Kraftzufuhr eine starke oder schwache ist und der Reiz und die dadurch bewirkte Kraftauslösung mit dem Verlaufe des Lebensprocesses im Einklang steht oder nicht, sind die Gefühle bei ganz gleichem Reize doch verschieden.

Die Wundt'sche Hypothese behält aber ihre Richtigkeit, wenn man sagt, dass der Gefühlston einer Empfindung von der Reizstärke in ihrem Verhältnisse zu den subjectiven Bedingungen, zum Verlaufe des gesammten und partiellen Lebensprocesses abhängig ist.

Da es indessen allemal darauf ankommt, dass durch die Reizstärke bei diesen oder jenen subjectiven Bedingungen eine Förderung oder Beeinträchtigung bewirkt wird, damit eine Lust- oder Unlustempfindung entstehe, und sich der Gefühlston nicht allein von der Reizstärke als solcher abhängig zeigt; so ist es auch wohl richtiger zu sagen, dass der Gefühlston davon abhängig ist, je nachdem der Reiz eine Förderung oder Beeinträchtigung des partiellen Lebensprocesses bewirkt.

Die Empfindung sowie der Gefühlston derselben kann nicht nach dem objectiven Reiz als solchen, sondern immer nur nach der durch die subjectiven Zustände mit bedingten Wirkung auf den Nervenprocess bestimmt werden.

„Nach der jetzt in der Physiologie allgemein verbreiteten Annahme, dass in den Nerven stets positive und negative Moleculararbeit, Verbrauch und Anhäufung lebendiger Kraft gleichzeitig stattfinden, lag es sehr nahe, diesen Gegensatz der positiven und negativen Nervenprocesse mit dem Gegensatz von Lust- und Unlust-

empfindungen in Verbindung zu bringen und anzunehmen, dass Einwirkungen, die eine Steigerung der einen Molecularbewegung verursachen, angenehme, und Einwirkungen, welche eine Steigerung der andern Moleculararbeit zur Folge haben, unangenehme Empfindungen erzeugen. Dem widerspricht aber die Thatsache, dass je nach Umständen Lust- wie Unlustempfindungen mit erhöhter positiver oder negativer Moleculararbeit und weder mit dem positiven noch mit dem negativen Nervenprocesse stets angenehme oder immer unangenehme Empfindungen verbunden sind.

Mit der Theorie der positiven und negativen Moleculararbeit steht diejenige vom physiologischen Gleichgewicht in engster Beziehung, nach welcher Lust- und Unlustempfindungen auf Herstellung und Störung des physiologischen Gleichgewichtes beruhen sollen. Aus der Herstellung des Gleichgewichtes wird darnach die Lust, aus der Störung desselben die Unlust abgeleitet.

Demgegenüber sagt nun Horwicz: „Vor allem spricht die Erfahrungsthatsache, dass die stärkeren Lustempfindungen durchgehends auf starkem Kraftverbrauch beruhen und daher alle mehr oder weniger rasch erschöpfend wirken, gegen die Annahme, dass die Lust in einem Gleichgewicht zu suchen sei, welches doch seiner Natur nach die Tendenz zu seiner Aufrechterhaltung in sich tragen müsste. Entspräche die Lust dem Gleichgewicht, so wäre nicht abzusehen, weshalb sie erschöpfend wirken sollte. Sodann würden wir aber auch eines dauerden Gleichgewichts so gut wie jedes andern dauernden Zustandes überdrüssig werden; und endlich können selbst ziemlich starke Abweichungen vom Gleichgewicht noch angenehm empfunden werden“[1].

Dieser Einwand ist vollständig berechtigt, so lange man als das physiologische Gleichgewicht den Zustand der Nervenruhe, „den stationären Zustand des Nerven, in welchem weder die Temperatur desselben geändert noch eine äussere Arbeit geleistet wird“, betrachtet. Besser würde die Lustempfindung aus dem physiologischen Gleichgewichte abzuleiten sein, wenn man als solches nicht den Zustand der Nervenruhe, sondern den gereizten Zustand des Nerven betrachten wollte, in welchem sich positive und negative Moleculararbeit die Wage halten, auch wenn jede derselben noch so sehr gesteigert ist.

[1] Horwicz: „Psychologische Analysen etc.“ III. S. 38.

Eine besondere Gleichgewichtshypothese hat Delboeuf aufgestellt. Nach ihm strebt die Thätigkeit des Sinnesnerven, die er sich als oscillatorischen Process denkt, darnach, sich mit dem von aussen kommenden Reize ins Gleichgewicht zu setzen. Bei vollständigem Gleichgewicht findet keine Empfindung statt; jede Störung des Gleichgewichts bewirkt Empfindung und zwar positive (Wärme, Licht, Schall), wenn der Reiz, und negative (Kälte, Dunkel, Ruhe), wenn die Nerventhätigkeit überwiegt[1].

Nach Lotze beruht Lust und Unlust auf dem Einklang oder Widerstreit des Reizes mit den Bedingungen der Erregbarkeit des Nerven.[2] Wenn man aber unter diesem Einklang verstehen will, dass der Reiz eine vollkommene Erregung zu bewirken vermag, während der Widerstreit so gedacht wird, dass der Reiz eine weniger vollkommene oder gar keine Erregung verursachen kann, wie es Horwicz auffasst, dann ist der Gedanke falsch. „In der That, wenn der Reiz in dem einen Falle den Bedingungen der Erregbarkeit eines Nervenorganes entspricht, im andern Falle nicht entspricht, so folgt daraus weiter Nichts, als dass der Process der Erregung und der ihm folgende der Empfindung mehr oder weniger gut zu Stande komme, nicht aber, dass das in der Form von Lust und Unlust geschehe. Consequenter Weise müsste man sogar folgern, dass der den Functionsbedingungen ganz und gar unangemessene Reiz gar keine Empfindung veranlasse, während er doch in Wirklichkeit Schmerz, d. h. eine sehr intensive Empfindung giebt“ [3].

Der Mangel dieser Empfindungstheorien liegt darin, dass man die Empfindung zu einseitig vom rein physiologischen und zu wenig vom zoologischen und psychologischen Standpunkte beurtheilt hat. Um die Empfindungen zu verstehen, müssen wir uns vor allem die Tendenz des Lebensprocesses und insbesondere des Nervenprocesses vergegenwärtigen. Diese Tendenz ist nicht der Stoffumsatz, die (positive und negative) Moleculararbeit überhaupt, wie sie allen animalischen Wesen eigen ist, sondern es ist der Stoffumsatz,

---

[1] Delboeuf: „Théorie génér. de la sensibilité.“ Bruxelles, Hayez 1876. „La loi psychophysique etc.“ Revue philosophique de la France et de l'Étranger par Ribot p. 225. Paris 1877. Baillière. Vergl. ausserdem Fechner: „In Sachen der Psychophysik.“ Leipzig 1877.

[2] Lotze: „Medicinische Psychologie etc.“ Leipzig 1852.

[3] Horwicz: „Psychologische Analysen.“ III. S. 34.

die Moleculararbeit in ganz bestimmter, durch die Vererbungsgesetze genau fixirter Richtung, das durch die Vererbung bis ins einzelnste vorgezeichnete physiologische Streben nach Arterhaltung, welches Streben im Einzelnen ja in jeder Thierclasse, jeder Gattung, Art und selbst bei jedem Individuum mehr oder weniger ein anderes ist.

Wenn wir nun den LOTZE'schen Satz dahin abändern, dass wir sagen: „Lust und Unlust beruht auf dem Einklang oder Widerstreit des Reizes mit der durch die Vererbung genau bestimmten Tendenz der Nervenprocesse, mit dem physiologischen Streben des Lebensprocesses nach möglichst vollkommener Erhaltung des Individuums und der Art, dann ist damit ungefähr das Richtige getroffen“ [1].

Allein dieser Einklang oder Widerstreit an sich ist nicht die directe Bedingung zur Entstehung der Lust- oder Unlustempfindung, sondern immer erst die Bedingung zur Förderung oder Hemmung des partiellen Lebensprocesses, und erst diese bestimmt den Gefühlston der Empfindung.

Wenn nun die Lust- und Unlustempfindungen auf Förderungen und Hemmungen des Lebensprocesses beruhen, so folgt daraus, dass wir nicht einen bestimmten Zustand des Nerven, etwa einen Schwingungszustand direct als solchen, sondern vielmehr nur die Zustandsänderung, die Differenz der Zustände, den Contrast empfinden. Dass dem in der That so sei, habe ich selbst a. a. O. [2] schon ausführlicher zu beweisen versucht. Diese Annahme verbreitet sich auch in neuerer Zeit immer mehr und mehr, da alle Beobachtungen auf dieselbe hinführen [3].

Die Empfindungs- bezüglich Fühlfähigkeit oder Bewusstseinsfähigkeit im weiteren Sinne besteht demnach darin, eine Veränderung des Lebensprocesses d. h. eine Förderung oder Hemmung desselben

---

[1] „Der menschliche Wille.“ XII. Capitel.

[2] Vergl. meine Arbeiten: „Die Empfindung der Ruhe.“ Zürich 1876. „Die Unterscheidung etc.“ ebendaselbst 1877. „Warum bemerken wir mässig bewegte Dinge leichter als ruhende?“ Vierteljahrsschrift für wissensch. Philosophie II. 4. 1878.

[3] Vergl. Delboeuf: „Théorie génér. de la sensibilité.“ Bruxelles 1876. Leon Dumont: „Lust und Schmerz.“ Leipzig 1876. Horwicz: „Psychologische Analysen.“ III. S. 41.

zu spüren, zu fühlen. Damit ist die Empfindung, bezüglich das Empfindungsgefühl nicht im letzten Grunde erklärt; denn wir können darnach immer noch nicht begreifen, wie ein physiologischer Process, der offenbar aus einzelnen chemischen und elektrischen oder galvanischen Vorgängen zusammengesetzt ist, bei einer durch eine Einwirkung verursachten Veränderung etwas fühlen kann. Aber das Fühlen und Empfinden ist doch auf eine tiefer liegende Ursache, auf den Lebensprocess und dessen Veränderung zurückgeführt.

Hiermit wird uns nun auch das Verhältniss der Lust- oder Unlustempfindung zur Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer Einwirkung klar.

Diejenigen Stoffe, welche an den betreffenden Körperstellen, an den peripherischen Nervenenden schon partielle Förderungen oder Beeinträchtigungen des Lebensprocesses verursachen, wirken im Allgemeinen auch, wenn sie in den Körper aufgenommen werden, fördernd oder beeinträchtigend auf den gesammten Lebensprocess und sind darnach entweder nützlich oder schädlich.

Die Lust- und Unlustempfindungen zeigen dem Organismus gleichsam die partiellen Förderungen und Beeinträchtigungen des Lebensprocesses an und verkünden dem Centralnervensystem bezüglich dem Centrum des gesammten Lebensprocesses damit, dass etwas Förderndes oder Hemmendes, ein nützlicher oder schädlicher Stoff vorhanden ist; und wie wir unten sehen werden, antwortet dann das Gehirn damit, dass es zweckentsprechend den Körper leitet, den fremden Gegenstand aufzunehmen oder zu entfernen und zu meiden.

Einfacher und deshalb leichter verständlich sind diese Verhältnisse bei den niedersten Thieren, insbesondere bei den Wurzelfüssern (Rhizopoda), wie ich dies a. a. O. schon hervorgehoben habe.

„Während bei den Wimperinfusorien die Nahrungsaufnahme bereits vollständig localisirt ist, und auch die Verdauung nur im Innern des Thieres, obgleich noch ohne differencirte Verdauungsorgane, stattfindet, so wird bei den Wurzelfüssern (Rhizopoda) die Nahrung nicht nur an jeder beliebigen Stelle, an welcher das Thier mit der Nahrung gerade in Berührung kommt, aufgenommen, sondern es findet auch, sobald die Berührung stattgefunden hat, sofort eine Verdauung statt, noch ohne, dass der Nährkörper ins Innere des Thieres aufgenommen ist. In geringer Weise hat auch jeder Sarkodefaden die Verdauungs-

fähigkeit. Die Berührung mit geeigneter Nahrung verursacht unmittelbar eine gegenseitige chemische Beeinflussung und im Thiere eine Förderung des Lebensprocesses, einen lebhafteren Stoffumsatz und eine grössere Thätigkeit der Sarkodefäden [1].

Wird dagegen ein Wurzelfüsser in schädlicher Weise berührt, so erscheint es, als ob der Lebensprocess überhaupt sehr beeinträchtigt würde, denn die an den Sarkodefäden zu beobachtende continuirliche Körnchenströmung (offenbar eine physiologische Bewegung) steht still, die vorher lang ausgestreckten und hin- und hertastenden Fäden ziehen sich zusammen bezüglich zurück, und das Thier liegt zu einem kugelförmigen Klümpchen zusammengezogen einen Augenblick ruhig" [2].

Die partielle Förderung des Lebensprocesses resp. die Verdauung, welche am berührten Sarkodefaden stattfindet, übt also auch einen sofortigen belebenden Einfluss auf den übriger Körper aus; und es ist offenbar der Empfindungsvorgang, der die entsprechende centrale Erregung in Veranlassung des äusseren Reizes vermittelt, wenn man bei diesen mikroskopischen Urthieren ohne differencirtes Nervengewebe überhaupt schon eine Differencirung der peripheren und centralen Erregung annehmen kann und nicht beides noch zusammenfällt.

Und zwar müssen wir aller Analogie nach annehmen, dass bei der Berührung der geeigneten Nahrung, die unmittelbar den Verdauungsprocess anregt, auch eine angenehme Empfindung entsteht; so dass hier die causale Beziehung der partiellen Förderung des Lebensprocesses zur Lustempfindung offen zu Tage liegt. An Stelle dieser peripheren Anregung des Verdauungsprocesses tritt dann bei den Thieren mit differencirtem Nervengewebe allmählig eine periphere Nervenerregung, die aber offenbar jener peripheren Erhöhung der Lebensthätigkeit entspricht und auch eine partielle Lebensförderung ist. In jedem Falle ist also die Empfindung nicht nur die Folge einer partiellen Förderung oder Hemmung, sondern die partielle, periphere Veränderung des Lebensprocesses entspricht auch der centralen, und die Empfindung ist das Bindeglied zwischen beiden. —

Wie bei den niederen Thieren, so sind auch beim neugebornen

---

[1] Vergl. M. Schultze: „Über den Organismus der Polythalamien."
[2] Vergl. „Der menschliche Wille." IX. Capitel.

Menschen die Lust- und Schmerzempfindungen, welche mit subjectiven Zuständen verbunden sind, und die bei unmittelbarer Berührung mit den Aussendingen, bei directer Wirkung derselben auf den Lebensprocess entstehen, und die der directe Ausdruck der Förderung oder Beeinträchtigung des Lebensprocesses sind, die einzigen Freuden und Leiden, deren der junge Mensch zu geniessen und zu ertragen fähig ist, und die den ganzen Inhalt seines psychischen Lebens ausmachen.

Die Pein des Hungers bei Nahrungsmangel, das unangenehme Kältegefühl, das der Neugeborene empfindet, wenn er geboren wird, oder wenn er in nassen Windeln liegt, der Schmerz bei unsanfter Behandlung oder bei Einwirkung grellen Lichtes und andererseits die wonnige Empfindung, die ihm die Berührung warmer und weicher Körper insbesondere der Mutterbrust verursacht, und die Lustempfindung, welche er beim Saugen und Stillen seines Hungers empfindet, das sind etwa die Leiden und Freuden des Neugebornen[1]. Noch kennt er nichts von der Lust, die er später beim Anblick verlockender Früchte und Zuckersachen, bei Wahrnehmung geliebter Personen, etwa der Eltern, oder glänzender Gegenstände und glanzvoller Erscheinungen empfinden wird, geschweige, dass er auch nur eine Ahnung hätte von den berauschenden Freuden und den verzehrenden Leiden glücklicher oder unglücklicher Liebe, von den drückenden Sorgen beim Misslingen der Unternehmungen oder den frohen Hoffnungen bei rüstigem Vorwärtsstreben. Noch weiss er nichts von den Leiden der Unzufriedenheit, des Unglücks, der Verzweiflung und Trostlosigkeit, des Hasses, der Eifersucht, der Reue etc. oder von den Freuden der Liebe, des Glückes, der Befriedigung, des Trostes, des Muthes, der Hoffnung und all der anderen Gefühle, welche das Leben des erwachsenen Menschen immer abwechselnd bewegen.

Keine Amme und keine Mutter denkt nun daran anzunehmen, dass, wenn das Kind schreit, sich dasselbe wohl fühle, und dass die Pein des Hungers oder die Gefühle der Kälte und des Schmerzes zur Gesundheit beitrügen oder der Ausdruck des körperlichen Wohlbefindens seien; es ist vielmehr jede Mutter und jeder denkende Mensch, insbesondere der Arzt überzeugt, dass das Schreien der Ausdruck des Schmerzes oder der Unlust ist, diese Gefühle aber der Ausdruck eines unvollkommenen Zustandes, eines Mangels im Ver-

---

[1] Vergl. W. Preyer: „Die Seele des Kindes." Leipzig 1882.

laufe des Lebensprocesses sind. Und ebenso weiss jede Mutter und ist wohl jeder denkende Mensch davon überzeugt, dass, wenn das Kind Lustempfindungen hat, wie etwa beim Saugen, sich dasselbe auch wohl befindet und dass sein Lebensprocess gut von statten geht. —

Wie verhält es sich nun aber mit den höheren Gefühlen, die man als psychische im engeren Sinne von den sinnlichen unterscheidet? Beruhen auch sie auf Förderungen und Hemmungen des Lebensprocesses?

Dass der Schmerz, der bei Erkrankung oder Verwundung eines Körpertheiles entsteht, unmittelbar aus der Störung des Erhaltungsprocesses, und dass die angenehmen Empfindungen, welche durch die Aufnahme geeigneter Nahrung verursacht werden, oder die Wollustgefühle, welche mit dem Geschlechtsacte verbunden sind, einer Förderung des Arterhaltungsprocesses entsprechen, leuchtet wohl Jedermann sofort ein. Was haben aber z. B. die Gefühle, wie Liebe und Hass, Ärger und Neid, Furcht und Hoffnung, Zufriedenheit, Unzufriedenheit und Reue u. a. mit den partiellen Förderungen und Hemmungen des Lebensprocesses zu thun?

Die primitiven Empfindungsgefühle der Lust und Unlust, welche subjectiven Veränderungen des Lebensprocesses entspringen oder bei unmittelbarer Einwirkung der Aussendinge auf den Organismus resp. auf den Lebensprocess durch unmittelbare Berührung des Körpers entstehen, geben in jeder Beziehung die Grundlage ab zu allen höheren Freuden und Leiden, wie ich dies a. a. O. schon ausführlicher dargelegt habe [1].

Reife Früchte und Zuckerwaaren würden gewiss nicht diese verlockende Wirkung auf die Kinder haben, und diesen würde nicht bei Wahrnehmung oder auch nur bei Vorstellung der leckeren Speisen der Mund wässerig vor Verlangen werden, wenn nicht die Kinder in ihrem individuellen Leben, und wenn nicht seit vielen Generationen unsere Vorfahren diese Speisen gekostet hätten und die Wahrnehmung derselben niemals mit den angenehmen Geschmacksempfindungen associirt worden wäre.

Wie sehr die Wahrnehmungs- und Vorstellungsgefühle des Ge-

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille." IV. Abschnitt und „Der menschliche Wille." IX., X. und XII. Capitel.

fallens und Missfallens, der Liebe und des Hasses von den betreffenden Empfindungsgefühlen abhängig sind, dies beweist die einfache Thatsache, dass sich erstere je nach den Empfindungen verändern. Speisen, die uns beim ersten Anblick anekeln, erregen, nachdem wir sie genossen und sie gut geschmeckt haben, später schon bei Wahrnehmung oder blosser Vorstellung unser Gefallen und Begehren, und umgekehrt mögen wir solche Gerichte, die wir früher liebten, später nicht mehr sehen, wenn sie, etwa nach übermässigem Genusse, unangenehme Empfindungen verursacht haben. Ob sich im ehelichen Leben die gegenseitige Liebe steigert oder ins Gegentheil umwandelt, dies hängt lediglich davon ab, welche Empfindungen sich die Personen gegenseitig verursachen [1].

Denken wir uns, dass der Hunger nicht existirte oder dass dieser ein Lustgefühl sei, dass wir uns demnach beim Hungern wohler befänden als im gesättigten Zustande, dass wir nicht nur keiner Nahrung bedürften, um uns wohl zu fühlen, sondern uns diese nur lästig sei; denken wir uns ferner, dass uns alle Bequemlichkeit im Hause und alle Kleidung zuwider sei und wir uns nur dann wohl befänden, wenn wir unbekleidet auf hartem Erdboden lägen, dass wir also entweder ganz bedürfnisslos wären oder uns jeder Besitz dessen, was wir jetzt Bedürfnisse nennen, lästig sei und unser Bedürfniss nur das wäre ohne alle Nahrung, Kleidung und Wohnung uns frei in der Natur zu bewegen; wäre dann das drückende Gefühl der Nahrungssorgen denkbar, das wohl das verbreitetste des Menschengeschlechtes ist?

Thatsache ist, dass z. B. die Hindus und die Singhalesen, denen eine Hand voll Reis zur täglichen Ernährung genügt, und die sich angemessen gekleidet wissen, wenn sie ihre Scham mit einem Schurz oder einer Badehose bedeckt haben, schon bei Weitem nicht so von Nahrungssorgen gedrückt werden, als etwa die Mittel- und Nordeuropäer, die verhungern müssen, wenn ihnen nicht ein grösseres Quantum täglicher Nahrung zur Verfügung steht, und im Winter erfrieren, wenn sie nicht für Kleidung, Wohnung und Heizung sorgen können.

Wie alle Empfindungsgefühle, so sind auch alle Wahrnehmungs- und Vorstellungsgefühle zum einen Theile angenehme und zum andern Theile unangenehme, was bei diesen wie bei jenen der zweifachen

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ X. Capitel.

Veränderung des Lebensprocesses, der Förderung und der Hemmung entspricht.

Wie die Empfindungsgefühle aus den directen partiellen Förderungen und Hemmungen des Lebensprocesses entspringen und dem Organismus gleichsam mittheilen, dass eine weitere Förderung oder Hemmung bevorsteht, so gehen auch die höheren Gefühle aus der Wahrnehmung oder Vorstellung eines Nutzens oder Schadens, aus der Erkenntniss der gegenwärtigen oder erwarteten Förderung oder Hemmung des Selbst- und Arterhaltungsprocesses, des individuellen, familiären, nationalen, humanitären Wohles oder Wehes hervor.

Wie sollen z. B. die Gefühle der Befriedigung, des Glückes, der Hoffnung, des Trostes u. a. ohne die Wahrnehmung oder Vorstellung eines Nutzens, des Gelingens unserer Unternehmungen, der Förderung unseres Wohles, und wie sollen die Gefühle des Missmuthes, Ärgers, des Unglücks, der Sorge und des Kummers, der Furcht, der Eifersucht, des Misstrauens etc. ohne die Wahrnehmung oder Vorstellung eines Schadens, einer thatsächlichen oder möglichen Beeinträchtigung des Einzel- oder Allgemeinwohles denkbar sein?

Wir lieben diejenigen Personen, die uns selbst lieben, die uns wohlwollen, d. h. bereit sind unser Wohlergehen zu fördern oder deren Charakter dem unserigen entspricht, und hassen dagegen diejenigen Personen, die uns oder anderen Menschen übel wollen oder deren Charakter ein anderer ist als der unserige, d. h. die einem anderen Ziele entgegenstreben als wir, deren Willensmotive den unserigen entgegenstehen und diese unter Umständen hemmen können.

Dass die Geschlechtsliebe und die Eifersucht und dass die Eltern- und Kindesliebe mit der Förderung und Hemmung unseres Wohles und Wehes, unseres Selbst- und Arterhaltungsprocesses in intimster Beziehung stehen, brauche ich kaum noch zu erwähnen.

Die genauere Unterscheidung aller höheren Gefühle beruht aber nicht etwa auf einem so verschiedenen Fühlen und auf einer genaueren Unterscheidung der Gefühle an sich, sondern nur auf der verschiedenen Erkenntniss, mit der das Gefühl verbunden ist. Das Gefühl an sich ist nur ein angenehmes oder unangenehmes, das wir erhalten oder beseitigen möchten, es ist der gefühlte Einfluss der Erkenntnisserscheinung auf unseren Lebensprocess, welchen wir als angenehmen d. h. den Lebensprocess fördernden oder als unangenehmen d. h. den Lebensprocess hemmenden empfinden.

Erkennen wir, dass uns ein Ereigniss direct oder indirect nützlich ist, oder voraussichtlich nützlich sein wird, dass es uns Freud bringt, so wirkt auch diese Erkenntniss unmittelbar fördernd auf unseren Lebensprocess, und dieses erst fühlen wir. Machen wir dagegen die Beobachtung, dass uns ein Ereigniss schädlich ist oder glauben wir, dass es uns schädlich sein, uns Leid bringen wird, so wirkt diese Erkenntniss auch unmittelbar hemmend auf unseren Lebensprocess, und diese Hemmung erst fühlen wir. Ohne dass diese Erkenntnisse, die Vorstellungen und Urtheile unseren Lebensprocess in der einen oder anderen Weise beeinflussten, würden wir eben auch nichts fühlen.

Dass aber in der That solche Erkenntnisserscheinungen einen unmittelbaren Einfluss auf den Verlauf unseres Lebensprocesses ausüben, dass das Fühlen in dem Empfinden dieser günstigen oder ungünstigen Veränderungen besteht, und wie stark oft diese Einwirkungen sind, dies beweist die Thatsache, dass die Erkenntnisserscheinungen, welche lang andauernde angenehme oder unangenehme Gefühle verursachen, den Menschen gesund oder krank machen und selbst den Tod herbeiführen können.

Wir haben oben gesagt, dass die Gefühle aus den Vorstellungen vom individuellen, familiären, nationalen und humanitären Nutzen und Schaden direct oder indirect entspringen. Woran erkennen wir aber, was uns nützt und was uns schadet? Ob uns eine Speise oder ein Getränk nützlich oder schädlich ist, erfahren wir entweder sofort durch die Geschmacksempfindungen oder durch die nachfolgenden Empfindungen des Wohlbefindens oder der Übelkeit, der Kraft oder der Mattigkeit. Dass uns Zugluft schadet, kommt uns sofort nach der Einwirkung der Zugluft durch die schmerzenden Empfindungen zum Bewusstsein, welche eine Erkältung im Gefolge hat. Einen Krieg betrachten wir soweit als schädlich, als er, abgesehen von den schmerzenden Verwundungen und von den Todesfällen, eine Verarmung zur Folge hat und viele Menschen erwerbsunfähig macht. Die Erwerbsunfähigkeit und Verarmung aber betrachten wir deshalb als etwas Schädliches, als ein Übel, weil sie Hunger, mangelhafte Wohnung oder Kleidung u. a. mit unangenehmen Empfindungen verbundene Zustände im Gefolge hat. In jedem Falle erfahren wir in letzter Instanz durch die angenehmen und unangenehmen Empfindungsgefühle, ob uns etwas nützlich oder schädlich ist.

Geeignete Witterung betrachten wir als nützlich, einmal weil dieselbe unsere Gesundheit fördert und schmerzhafte Krankheiten verhütet und dann, weil sie eine gute Ernte bedingt. Die voraussichtlich gute Ernte erscheint uns aber als nützlich und gut, und sie erregt in uns das Gefühl der Hoffnung, weil sie eine bessere Ernährung zur Folge hat, und die Nützlichkeit einer besseren Ernährung gegenüber dem Hunger und der Noth erfahren wir wieder durch die entsprechenden Empfindungsgefühle.

Die Furcht vor einem Kriege oder vor einer Hungersnoth ist nun zwar so wenig ein unangenehmes Empfindungsgefühl, so wenig die Hoffnung auf eine gute Ernte ein angenehmes ist. Aber die Furcht und die Hoffnung sind Anticipationen dieser Empfindungsgefühle. Alle höheren Gefühle sind, soweit sie sich auf zukünftige Vorgänge beziehen, directe oder indirecte, einfache oder complicirte Anticipationen der Empfindungsgefühle.

Die Wahrnehmung einer leckeren Speise, etwa reifen Obstes erweckt nicht nur leicht die Vorstellung, also die Reproduction ihres Geschmackes, sondern mit der Wahrnehmung ist, abgesehen von dieser Reproduction, direct ein Gefühl des Gefallens verbunden, welches dem Empfindungsgefühl des guten Geschmackes entspricht, die Wahrnehmung verursacht eine directe und einfache Anticipation des Empfindungsgefühles. Hat aber einmal die Wahrnehmung eine solche Anticipation hervorgerufen, dann hat die blosse Vorstellung dieselbe Wirkung. Entsteht dann eine Vorstellungsverbindung, etwa das Urtheil, dass geeignete Witterung reichen Obstsegen bringt, wird also die Vorstellung oder Wahrnehmung der Witterung mit der Vorstellung des Obstes associirt, dann ist auch die Vorstellung der guten Witterung schon geeignet eine Anticipation jenes Vorstellungsgefühles, also eine indirecte Anticipation des angenehmen Empfindungsgefühles zu erregen. Aber die Vorstellung der guten Witterung wird nicht nur mit der Vorstellung von der Obsternte, oder einer guten Ernte überhaupt, sondern auch mit anderen Vorstellungen associirt. Wenn wir reisen, Feldarbeiten oder irgend welchen anderen Beschäftigungen im Freien obliegen, so ist es uns nicht gleichgiltig, ob es regnet oder ob die Sonne scheint, im ersten Falle haben wir unangenehme, im zweiten Falle angenehme Empfindungen. Diese Empfindungen der Nässe und Kälte oder der angenehmen Sonnen-

wärme werden aber bei Wahrnehmung oder Vorstellung der Regenwolken oder des blauen Himmels durch diese Wahrnehmungen anticipirt. Diese Anticipation kann sich dann mit der vorhergenannten verbinden; und dann ist das Gefühl der Hoffnung, das durch das Urtheil „es wird jedenfalls gutes Wetter geben“ verursacht wird, nicht nur eine indirecte, sondern auch eine zusammengesetzte Anticipation verschiedener Empfindungsgefühle.

Die Furcht vor einem Kriege ist eine indirecte und zusammengesetzte Anticipation der Empfindungsgefühle des Hungers bei Nahrungsmangel, des Frierens bei Obdachlosigkeit, des Schmerzes bei Misshandlung, Verwundung oder Tödtung u. a., und die Furcht überhaupt ist die Abstraction von äusserst mannigfachen indirecten und zusammengesetzten Anticipationen unangenehmer Empfindungen.

Ähnlich verhält es sich mit allen anderen höheren Gefühlen.

Die Gefühle der Erwartung, der Angst und Sorge, des Misstrauens, des Vertrauens, der Liebe, des Hasses, Neides etc. sind lauter indirecte und zusammengesetzte oder auch einfache Anticipationen verschiedener Empfindungsgefühle, die sehr mannigfacher Art sein können.

Unter Umständen findet sogar eine Verbindung der Anticipationen ganz entgegengesetzter Empfindungen statt. So bestehen die Gefühle des Zweifels, des Misstrauens u. a. aus Anticipationen angenehmer als auch unangenehmer Empfindungen.

Das Wesen der höheren Gefühle als Anticipationen der sinnlichen Gefühle wird uns aber besonders durch die Untersuchung ihrer Entwickelung aus den sinnlichen Gefühlen klar.

Diese Entwickelung, besonders diejenige der Wahrnehmungsgefühle aus den Empfindungsgefühlen durch wiederkehrende Associationen dieser Gefühle mit den Wahrnehmungen habe ich in meinen anderen Arbeiten[1] bereits so ausführlich erörtert, dass ich dieselbe hier nicht weiter erörtern will und auf jene Arbeiten verweise.

Die Thatsache, dass durch eine Wahrnehmung die Anticipation eines Empfindungsgefühles verursacht werden kann, beruht nach dieser Entwickelung aber offenbar darauf, dass beide Nervenerregungen

[1] „Der thierische Wille.“ IV. Abth. und „Der menschliche Wille.“ X. und XII. Capitel.

durch die gleichzeitigen Associationen allmählig so mit einander verbunden werden, dass der Wahrnehmungsprocess einen Einfluss auf die Erregung derjenigen Nervencentren gewinnt, durch welche die Empfindungsgefühle vermittelt werden.

Während also anfangs der Organismus von einer bevorstehenden Förderung oder einer drohenden Beeinträchtigung des Lebensprocesses erst dann etwas erfuhr, wenn bereits eine Berührung mit dem betreffenden Objecte und damit eine partielle Förderung oder Hemmung stattgefunden hatte, so bietet die Entwickelung der Wahrnehmungsgefühle den Vortheil im Kampfe ums Dasein, dass der Organismus durch die Wahrnehmungen von einer bevorstehenden Förderung oder einer drohenden Beeinträchtigung des Arterhaltungsprocesses auch schon dann etwas erfährt, wenn das Object noch weit von ihm entfernt und nur in wahrnehmbarer Nähe ist. Und die Vorstellungsgefühle bieten dann den weiteren Vortheil, dass die erst bevorstehende Förderung oder Hemmung schon zum geringen Theile gefühlt wird, wenn sich das Object, von dem die Einwirkung zu erwarten ist, noch gar nicht in wahrnehmbarer Nähe befindet.

Gleichwie die Empfindungsgefühle aus den peripheren Veränderungen des Lebensprocesses entstehen und dem Organismus diese Veränderung gleichsam mittheilen, so gehen auch die Wahrnehmungs- und Vorstellungsgefühle aus den partiellen Veränderungen des Lebensprocesses in bestimmten Nervenzellen (welche Veränderungen durch die Wahrnehmungen und Vorstellungen verursacht worden sind) hervor und theilen dem Gesammtorganismus mit, welcher Art die Einwirkung des Objectes ist, und ob eine grössere Förderung oder Hemmung bevorsteht.

In jedem Falle erfährt der Organismus, ob eine grössere angenehme Einwirkung bezüglich eine Förderung oder eine grössere unangenehme Einwirkung bezüglich eine Beeinträchtigung des Arterhaltungsprocesses bevorsteht, nur dadurch, dass eine angenehm empfundene partielle Förderung oder eine unangenehm gefühlte partielle Beeinträchtigung in einzelnen Nervenzellen bereits stattfindet; und die Erkenntnisserscheinungen und Gefühle, welche aus den Erregungen der Sinnesnerven und bestimmter Ganglien-

zellen d. h. aus den Förderungen oder Hemmungen des Lebensprocesses in diesen Nerven hervorgehen, haben und erfüllen in jedem Falle keinen andern Zweck, als den, die partielle Förderung oder Hemmung bezügl. angenehme oder unangenehme Veränderung dem Gesammtorganismus zum Bewusstsein zu bringen, dies gleichsam mitzutheilen, wodurch dann der Gesammtorganismus erfährt, was bevorsteht, ob Freud oder Leid, d. h. ob Förderung oder Hemmung.

Die partielle Förderung oder Hemmung, die bei Einwirkung auf die Sinnesnerven entsteht, ist demnach als eine Anticipation der bevorstehenden allgemeineren Förderung oder Hemmung zu betrachten, und die Empfindungsgefühle, welche durch Erregung einzelner Sinnesnerven und einzelner Ganglienzellen verursacht werden, sind die Anticipationen derjenigen Gefühle, welche entstehen müssten, wenn die betreffende Einwirkung sich auf den ganzen Organismus ausdehnen würde.

Wenn mein Finger in die Nähe eines Feuers kommt, so dass eine Schmerz verursachende Einwirkung am Finger stattfindet, dann ist diese geringe Veränderung am Finger gleichsam die Anticipation der grossen Veränderung, welche stattfinden müsste, wenn der ganze Körper mit dem Feuer in Berührung kommen, d. h. wenn er verbrennen würde; und das geringe Schmerzgefühl, welches am Finger entstanden ist, ist die Anticipation von dem Schmerz, welcher bei Verbrennung des ganzen Körpers entstehen müsste[1]. Insofern also die meisten Empfindungsgefühle nur aus partiellen Veränderungen entstehen und nur locale Empfindungen sind, müssen auch sie schon als Anticipationen betrachtet werden, so dass wir in denselben dasselbe Princip, bevorstehende Förderungen oder drohende Beeinträchtigungen des Lebens- bezüglich Arterhalt-

[1] Ich erinnere an die oben schon erörterte Thatsache, dass die Empfindungen, welche bei den Einwirkungen auf die Haut entstehen, nicht etwa den Zweck haben können, die geringste Verletzung derselben zu verhüten, da, sobald die Empfindung entsteht, eine geringe Hemmung oder Verletzung bereits stattgefunden hat. Sondern die Hautempfindlichkeit kann, wie oben schon gezeigt worden ist, nur den Zweck haben, eine weitere Verletzung auch der wichtigeren inneren Organe zu verhüten; dies wird aber durch die Anticipation der grösseren Verletzung bezweckt.

ungsprocesses zu anticipiren, erkennen, welches den Wahrnehmungs- und Vorstellungsgefühlen zu Grunde liegt.

Alle Gefühle von den einfachen Empfindungsgefühlen bis zu den complicirtesten Urtheilsgefühlen zeigen dem Organismus dadurch, dass die durch die betreffenden Einwirkungen und Erkenntnisserscheinungen bewirkten partiellen Förderungen oder Hemmungen des Lebensprocesses in den Nerven als angenehm oder unangenehm gefühlt werden, an, dass Gelegenheit zu einer weiteren grösseren Förderung oder Hemmung vorhanden ist, oder dass eine solche bevorsteht oder — stattgefunden hat, wie dies letztere bei denjenigen Gefühlen der Fall ist, die aus der Erkenntniss des Erfolges unserer Handlung entspringen, (z. B. das Gefühl der Reue, der Befriedigung, Enttäuschung u. a.) und welche aus der Reproduction der stattgefundenen Förderungen oder Hemmungen resultiren.

Alle Freuden und Leiden, die höheren, psychischen sowohl, wie die niederen, sinnlichen gehen also in jedem Falle aus partiellen oder allgemeineren Förderungen oder Beeinträchtigungen des Lebens- bezüglich Arterhaltungsprocesses hervor, und soweit sie nicht direct aus den partiellen Veränderungen in den specifischen Sinnesnerven und den betreffenden Ganglienzellen des Sensoriums resultiren, sind sie directe oder indirecte und einfache oder zusammengesetzte Anticipationen oder Reproductionen von intensiveren und allgemeineren Gefühlen und von bevorstehenden grösseren Förderungen oder drohenden grösseren Beeinträchtigungen.

Und zwar sind die angenehmen Gefühle der Ausdruck der Förderungen und die unangenehmen sind der Ausdruck der Beeinträchtigungen. Allein wie für die Empfindungsgefühle, so gilt dies auch für die Wahrnehmungs- und Vorstellungsgefühle nur so weit, als sich dieses Verhältniss mit Nothwendigkeit aus den Entwickelungsgesetzen ergiebt, als die Anpassung eine vollkommene ist, und als keine anormalen, krankhaften Erscheinungen vorliegen.

In allen Fällen, in denen die partielle Förderung oder Hemmung, welcher die Empfindungsgefühle entspringen, nicht einer allgemeinen Förderung oder Hemmung des Arterhaltungsprocesses entsprechen, in denen also die Anpassung dieser beiden Processe eine unvollkommene oder gar zweckwidrige ist, und in denen die Empfindungsgefühle irreleiten (s. unten), entsprechen auch die höheren Gefühle,

welche directe oder indirecte Anticipationen dieser Empfindungsgefühle sind und weil sie solche sind, auch nicht in zweckmässiger Weise den thatsächlich eintretenden Förderungen oder Hemmungen des Arterhaltungsprocesses. Wir erwarten in solchen Fällen angenehme Gefühle des Glücks und der Befriedigung und nähren das Gefühl der Hoffnung, und später zeigt es sich, dass das Ereigniss ein schädliches, unangenehmes ist, oder wir fürchten uns vor Ereignissen, halten sie für schädliche und Unglück bringende, während wir hinterher finden, dass sie nützliche und Glück bringende waren.

Ich habe schon a. a. O. ausführlich gezeigt, wie, ganz abgesehen von den ausgesprochenen Geisteskrankheiten, mit einer mangelhaften, anormalen Organisation des Körpers auch anormale Beziehungen zwischen den Einwirkungen und den Gefühlen und Trieben und wie damit ein anormales instinctives und zweckbewusstes Streben Hand in Hand geht[1]. Solche mangelhafte Organisation, besonders eine mangelhafte Beschaffenheit des Nervensystems ist aber gerade innerhalb des Menschengeschlechts und besonders bei den Culturvölkern in mannigfacher Weise durch ausschweifendes, unnatürliches Leben ausgebildet und vererbt worden; und es sind gerade diese anormalen Erscheinungen, auf denen die übermässigen Leiden absterbender Culturvölker beruhen, und welche die pessimistischen Weltanschauungen verursacht haben.

Es ist aber klar, dass solche anormale Erscheinungen das grosse Gesetz nicht umstossen können, nach welchem die Freuden aus den Förderungen, und die Leiden aus den Beeinträchtigungen des Selbst- und Arterhaltungsprocesses resultiren. —

---

[1] „Der menschliche Wille.“ VI. und XIV. Capitel.

II. Capitel.

Die Summe der Freuden und die Summe der Leiden.

Kritik des SCHOPENHAUER'schen und v. HARTMANN'schen Pessimismus: Die Widerlegung SCHOPENHAUER's durch seine eigene Annahme, dass der Schmerz dem Absterben entspricht. Warum möchte kein Mensch das bereits zurückgelegte Leben noch einmal durchmachen? HARTMANN's Bedingungen des Nullpunktes der Empfindungen. Die Fressgenüsse aller Raubthiere im Verhältniss zu den Sterbensschmerzen aller erwürgten Beutethiere. HARTMANN's Beurtheilung des Liebeslebens. Der Werth der Hoffnung. Das Maass für die Freuden und Leiden. Das Übergewicht der Freuden oder der Leiden, je nachdem die Lebensförderungen die Absterbungsprocesse resp. die Beeinträchtigungen des Lebens oder diese die Lebensbildungsprocesse überwiegen.

Giebt es mehr Freud oder mehr Leid auf dieser Welt? Ist das Leben ein Gut oder ein Übel? Ist die gegebene Welt die denkbar beste oder die schlechteste? Können sich die Freuden des Menschengeschlechts mehren und erhöhen und die Leiden mindern und mildern oder umgekehrt die Leiden mehren und die Freuden mindern? Sind nur die Freuden positive Erfahrungen oder nur die Leiden?

Nach dem vorhergehenden Capitel haben die Leiden so gut eine positive Grundlage in den materiellen Lebensvorgängen als die Freuden und umgekehrt; und man kann hiernach ebensowenig die Leiden nur als negative Freuden (LEIBNIZ), wie die Freuden nur als negative Leiden (SCHOPENHAUER) betrachten. Wir können also weder einem reinen Optimismus, noch einem reinen Pessimismus zustimmen. Die letztere Weltanschauung hat in der Geschichte der Philosophie wohl die meisten und bedeutendsten Vertheidiger gehabt, und wir wollen deshalb dieselbe hier näher untersuchen.

SCHOPENHAUER versteht unter dem Leiden die Hemmung des Willens durch ein Hinderniss, das sich zwischen ihn und sein einst-

weiliges Ziel stellt; während er nur die Erreichung des Zieles, die momentane Befriedigung hierüber als Freude, als Glück betrachtet. Da nun diese Befriedigung niemals eine dauernde ist, sondern vielmehr nur den Anfang eines neuen Strebens bildet und alles Streben aus dem Mangel, aus der Unzufriedenheit entspringt, so ist auch alles Streben nur ein Leiden, die Basis alles Wollens und Lebens nur Schmerz.

Je mehr ein lebendes Wesen strebt, desto mehr leidet es. Mit der Entwickelung der Intelligenz und des Wollens von den niedersten Thieren bis zum Menschen steigert sich das Leiden. Je vollkommener die Intelligenz, desto grösser ist die Qual des Lebens; und der intelligenteste Mensch, das grösste Genie leidet am meisten[1]. Die Befriedigung oder das Glück ist durchaus nur negativ, nie positiv, nicht ursprünglich und selbstständig, von selbst kommend, sondern bedingt durch die Erfüllung eines Wunsches; denn der Wunsch d. h. der Mangel ist die vorhergehende Bedingung jedes Genusses. Die Beglückung ist also nur die Befreiung vom Schmerz[2]. Die unaufhörlichen Bemühungen, das Leiden zu verbannen, leisten nichts weiter, als dass es seine Gestalt verändert. Diese ist ursprünglich Mangel, Noth, Sorge um die Erhaltung des Lebens.

„Ist es, was sehr schwer hält, geglückt den Schmerz in dieser Gestalt zu verdrängen, so stellt er sogleich sich in tausend anderen ein, abwechselnd nach Alter und Umständen, als Geschlechtstrieb, leidenschaftliche Liebe, Eifersucht, Neid, Hass, Angst, Ehrgeiz, Geldgeiz, Krankheit u. s. w. Kann er endlich in keiner anderen Gestalt Eingang finden, so kommt er im traurigen grauen Gewand des Überdrusses und der Langeweile, gegen welche dann mancherlei versucht wird. Gelingt es endlich diese zu verscheuchen, so wird es schwerlich geschehen, ohne dabei den Schmerz in einer der vorigen Gestalten wieder einzulassen und so den Tanz von vorne zu beginnen; denn zwischen Schmerz und Langeweile wird jedes Menschenleben hin- und hergeworfen“[3].

Diese Schlussfolgerungen scheinen ganz richtig; und doch zeigt uns die Erfahrung, dass es überaus glückliche Menschen giebt. Man

[1] Arthur Schopenhauer: „Die Welt als Wille und Vorstellung.“ Leipzig 1877, I. Bd. S. 365.

[2] Ebendaselbst. I. S. 376.

[3] Ebendaselbst. I. S. 371.

beobachte ein recht gesundes Kind, das nach ungestörtem gesunden Schlafe lächelnd erwacht, mit gutem Appetit sein Frühstück verzehrt, den ganzen Tag in übersprudelnder, fröhlicher Stimmung sich umhertummelt, an jedem Schritt und Sprung, an jedem Purzelbaum sich erfreut, mit Lust die Tische und Bänke, Hügel und Bäume erklettert, an dem einfachsten Spiel, an der Beschäftigung mit Steinchen, Sand und Wasser seine grosse Freude hat, bei der geringsten Veranlassung in schallendes Gelächter ausbricht und am Abend, von lauter Lust und Lebensgenuss ermüdet, in tiefen Schlaf versinkt, um am andern Morgen wiederum mit Lachen zu erwachen und das Spiel des fröhlichen Lebens von neuem zu beginnen! Ist das Leben eines solchen Kindes wirklich aus lauter Leiden zusammengesetzt? Macht die übersprudelnde Laune und das lustige Tummeln wirklich den Eindruck, als ob das Kind nichts als Mangel und Schmerz fühlte, und als ob jede Bewegung der Unzufriedenheit als aus einem Leiden entspränge?

Man frage doch ein glückliches Liebespaar, dem das Glück, das in ihrer gegenseitigen Liebe liegt, die Erde zum Paradiese macht, ob es das Leben als eine Leidenszeit betrachtet?

Kann ein Mann — der mit gesundem und kräftigem Körper seine tägliche Arbeit mit Lust und Freude vollbringt, am Abend mit Befriedigung auf sein Tagewerk zurückschaut und mit froher Zuversicht in die nächste und fernere Zukunft blickt, mit glücklich strahlendem Gesichte seine liebende Gemahlin empfängt und mit herzlicher Vaterfreude seine gesunden, ihm fröhlich entgegenjubelnden Kinder in die Arme schliesst — das Leben als ein Übel, als eine Zeit des Leidens betrachten und zugeben, dass es kein positives Glück gäbe?

Schopenhauer's Beurtheilung der Freuden und Leiden ist ganz durch seinen Willensbegriff bestimmt. Steht denn aber in der That Freud und Leid in dieser Beziehung zum Willen? Nach dem Schopenhauer'schen Willensbegriff sind die Lebensvorgänge in den Pflanzen ebensogut Objectivationen des Willens als wie die animalischen Lebensprocesse; denn der Wille ist ja das wahre Wesen der Dinge an sich, und die ganze Erscheinungswelt ist nur die Mannigfaltigkeit der Objectivationen dieses Willens.

Die Pflanzen wie die Thiere streben einem gemeinsamen Ziele, dem der Arterhaltung zu. Wenn nun der in der Pflanze thätige Wille gehemmt wird, muss die Pflanze dann nicht ebenso gut Leid empfinden wie jedes Thier und jeder Mensch? Wenn aber dies der

Fall sein soll, wie kommt es, dass sich die Fähigkeit der Pflanzen, Leid zu empfinden, nicht ebensogut weiter entwickelt hat, als wie bei den Thieren, dass wir bei jenen nichts von Leidäusserungen oder von Beweisen des Nachdenkens wahrnehmen, dass nicht auch aus den Pflanzen Wesen hervorgegangen sind, welche die psychischen Fähigkeiten des Menschen haben?

A. a. O.[1] haben wir bereits ausführlicher gezeigt, wie verschieden die rein physiologischen Vorgänge von den psychischen sind, und wie wenig der rein physiologische Trieb nach Arterhaltung mit dem psychischen, d. h. dem gefühlten, zum Bewusstsein kommenden Trieb und dem, was wir den Willen im engeren Sinne nennen, zusammenfällt. Nur der psychische Trieb nach Arterhaltung bezügl. zu einer Handlung, welche bewusst oder unbewusst die Arterhaltung fördert, kann als Wille, und zwar als Wille im weiteren Sinne betrachtet werden. Dieser Wille ist aber nicht vor jedem Gefühl, jeder Freude und jedem Leid vorhanden und Ursache desselben, sondern er geht erst aus den Gefühlen hervor, und soweit letztere dem Willen folgen, entspringen sie nicht direct diesem, sondern der Erkenntniss vom Erfolg oder Misserfolg[2].

Alle anticipirenden Gefühle, auch die Gefühle der Zuversicht, der Hoffnung, des Vertrauens entspringen nach Schopenhauer dem Mangel und sind Schmerzen. Wem ist aber jemals die Hoffnung, auch die süsseste, als Schmerz, als Leid erschienen? Ist es nicht vielmehr gerade die Hoffnung, die das Leben so werthvoll macht und uns über jedes Leid hinweghilft?

Nur die Befriedigung über ein erreichtes Ziel ist nach Schopenhauer eine Befreiung vom Schmerz, den Werth der Hoffnung beurtheilt er ganz falsch. Seine Philosophie ist die Weltanschauung eines ganz hoffnungslosen, d. h. eines kranken und absterbenden Menschen; und ohne Hoffnung ist das Leben allerdings nur ein Leiden. Aber die Hoffnung, die jedem gesunden Menschen bis zu seinem Tode, insbesondere aber in der ersten Zeit seines Lebens innewohnt, ist das Gegengewicht gegen alle Leiden.

Ob das Leben eines Menschen eine Kette von Freuden oder eine Reihe von Leiden ist, das hängt eben davon ab, ob er gesund

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille“ II., „Der menschliche Wille“ I. und II. Capitel.

[2] „Der menschliche Wille.“ VIII., XII. und XIII. Capitel.

und hoffnungsvoll oder kränklich und hoffnungslos ist. Diesen Unterschied des irdischen Glücks und des Leidens je nach der körperlichen Gesundheit schildert HERBERT SPENCER vortrefflich mit folgenden Worten:

„Nach ungestörtem Schlafe aus dem Bette aufspringend, singend oder pfeifend während des Ankleidens, mit strahlendem Gesichte herunterkommend, bei der geringsten Veranlassung zum Lachen bereit, sehen wir den wahrhaft gesunden Menschen voll frischer Kraft, vergangener Erfolge bewusst und durch seine Energie, Raschheit und Erfindungsgabe vertrauensvoll in Bezug auf die Zukunft gestimmt, an sein tägliches Geschäft gehen, nicht mit Widerstreben, sondern mit frohem Muthe; und nachdem er von Stunde zu Stunde seine Befriedigung in der mit Erfolg erledigten Arbeit gefunden, kommt er mit einem reichlichen Überschuss an Energie nach Hause, welche noch für alle Stunden der Muse ausreicht. Ein ganz anderes Bild bietet der, welcher durch starke Vernachlässigung seiner selbst geschwächt ist (und schon eine mangelhafte Gesundheit geerbt hat). Seine von vornherein mangelhaften Kräfte werden noch mangelhafter durch fortwährende Anstrengungen, Dinge auszuführen, welche sich als sein Vermögen übersteigend herausstellen, sowie in Folge der daraus entspringenden Entmuthigung. Hinter dem niederschlagenden Bewusstsein von der unmittelbaren Zukunft lauert noch die quälende Angst vor der entfernteren Zukunft mit ihrer Wahrscheinlichkeit einer Häufung der Schwierigkeiten und einer noch grösseren Schwächung des Vermögens, denselben Trotz zu bieten. Stunden der Muse, die, wenn richtig verbracht, Freuden mit sich bringen, welche die Lebenswelle erhöhen und die Arbeitskraft erneuern, können gar nicht ausgenützt werden: es ist nicht Frische genug vorhanden, um ein Vergnügen zu geniessen, das mit irgend einer Thätigkeit verbunden ist, und der Mangel an froher Stimmung hindert auch ein lebhaftes Eingehen auf passive Erholungen. Kurzum das Leben wird zu einer Last“ [1].

Wie einseitig und hinfällig die Schlüsse SCHOPENHAUER's in Bezug auf die Freuden und Leiden des Menschen sind, wird aber durch nichts so schlagend bewiesen, als durch seinen richtigen Hinweis darauf, dass die Leiden dem Absterben entsprechen.

---

[1] „Die Thatsachen der Ethik.“ S. 208.

Schopenhauer hatte ganz richtig erkannt, dass die Leiden mit dem Absterben in Beziehung stehen. Das eigentliche Dasein ist nach ihm nur in der Gegenwart, deren ungehemmte Flucht in die Vergangenheit ein steter Uebergang in den Tod, ein stetes Sterben ist. Das Dasein, das Leben ist nichts, als ein dauernd gehemmtes Sterben, ein immer aufgeschobener Tod, und die Regsamkeit unseres Geistes ist nur eine gehemmte Langeweile. Dem Tode sind wir seit unserer Geburt schon verfallen [1].

Bevor aber etwas sterben kann, muss doch etwas Lebendes da sein. Wenn sich keine Lebewesen entwickelten, wie wäre dann eine Vernichtung, ein Untergang solcher möglich? Wenn sich nicht erst Leben anhäuft, wie kann dann Leben schwinden? Ohne Leben giebt es auch keinen Tod, beides sind nur Gegensätze. Allerdings finden von Anfang unseres Lebens an immerwährend Absterbungsprocesse, Zersetzungen lebender Zellen statt; aber ebenso gewiss findet von Anfang unseres Lebens an ein Lebensaufbauen, eine Lebensentwickelung, eine Anhäufung von Lebenskraft statt, und zwar überwiegt diese in der ersten Lebenshälfte das Absterben, und nur deshalb wächst der Organismus. Wäre es anders, wie sollte dann ein Wachsthum und eine Fortpflanzung möglich sein? (s. unten.)

Wenn also Schopenhauer die Absterbungsprocesse bejaht, dann kann er die Lebensbildungsprocesse nicht verneinen; und wenn er zugiebt, dass die Leiden aus den Absterbungsprocessen hervorgehen, wie kann er dann diejenigen Gefühle verneinen, die aus den Lebensbildungsprocessen entstehen? Hierin liegt offenbar eine Inconsequenz.

Hartmann betrachtet zwar nicht, wie Schopenhauer, diese Welt als die denkbar schlechteste, sondern vielmehr als die bestmögliche; und dennoch hält er das Leben für ein Leiden. Er sagt u. a.

„Fasst man dann die allgemeine und specielle Betrachtung zusammen, so ergiebt sich das unzweifelhafte Resultat, dass gegenwärtig die Unlust nicht nur in der Welt im Allgemeinen in hohem Grade überwiegt, sondern auch in jedem einzelnen Individuum, selbst dem unter den denkbar günstigsten Verhältnissen stehenden. Es geht daraus ferner hervor, dass die

[1] „Die Welt als Wille und Vorstellung." Leipzig 1877, I. S. 367.

minder empfindlichen und die mit einem stumpferen Nervensysteme begabten Individuen besser daran sind, als die sensibleren Naturen, weil bei dem gleichzeitigen Minderwerthe der percipirten Lust und Unlust auch die Differenz zu Gunsten der Unlust kleiner ausfällt. Dies stimmt durchaus mit dem an Menschen empirisch Constatirten überein, hat aber vermöge seiner allgemeinen Ableitung auch allgemeine Gültigkeit, so dass es auf Thiere und Pflanzen mit auszudehnen ist.

Erfahrungsmässig sind die Individuen der niederen und ärmeren Classen und rohen Naturvölker glücklicher, als die der gebildeten und wohlhabenden Classen und der Culturvölker, wahrlich nicht deshalb, weil sie ärmer sind und mehr Noth und Entbehrungen zu tragen haben, sondern weil sie roher und stumpfer sind; man denke an „das Hemd des Glücklichen", in welcher Erzählung eine tiefe Wahrheit liegt. So behaupte ich denn auch, dass die Thiere glücklicher (d. h. minder elend) als die Menschen sind, weil der Überschuss von Unlust, welchen ein Thier zu tragen hat, kleiner ist als der, welchen ein Mensch zu tragen hat. Man denke nur, wie behaglich ein Ochse oder ein Schwein dahinlebt, fast als hätte es vom Aristoteles gelernt, die Sorglosigkeit und Kummerlosigkeit zu suchen, statt (wie der Mensch) dem Glücke nachzujagen. Wie viel schmerzvoller ist schon das Leben des feinfühligeren Pferdes gegen das des stumpfen Schweines, oder gar gegen das des Fisches im Wasser, dem ja sprichwörtlich wohl ist, weil sein Nervensystem auf so viel tieferer Stufe steht. So viel beneidenswerther, wie das Fischleben als das Pferdeleben ist, mag das Austerleben als das Fischleben und das Pflanzenleben als das Austerleben sein, bis wir endlich beim Hinabsteigen unter die Schwelle des Bewusstseins die individuelle Unlust ganz verschwinden sehen.

Andererseits erklärt sich jetzt schon rein aus der höheren Sensibilität, warum die Genies sich so viel unglücklicher im Leben fühlen, als die gewöhnliche Menschheit, wozu aber meist noch (wenigstens bei Denkergenies) die Durchschauung der meisten Illusionen hinzukommt. Dies ist nämlich das Dritte, was wir aus der bisherigen Betrachtung gelernt haben, dass das Individuum um so besser daran ist, je mehr es in der durch den instinctiven Trieb geschaffenen Illusion befangen ist („wer die Kenntniss mehrt, mehrt das Weh" — Koheleth); denn erstens hat sie sein Urtheil über das

wahre Verhältniss der vergangenen Lust und Unlust gefälscht, und es fühlt in Folge dessen sein Elend nicht so sehr und wird von diesem Gefühle des Elends nicht so bedrückt, und zweitens bleibt ihm nach allen Richtungen das Glück der Hoffnung, über deren Enttäuschung es sich möglichst schnell durch neue Hoffnungen, sei es in derselben, sei es in einer anderen Richtung, hinwegsetzt. Es lebt also gleichsam von Dusel zu Dusel, und tröstet sich über alles gegenwärtige Elend mit der Illusion, die ihm eine goldene Zukunft verheisst. (Man denke an das Käthchen von Heilbronn oder an den Mr. Micawber in David Copperfield.)

Dieses Glück des Illusionsdusels ist besonders der Charakter der Jugend. Jeder Jüngling, jedes Mädchen sieht sich mehr oder weniger als den Helden oder die Heldin eines Romanes an, und tröstet sich über die gegenwärtigen Unglücksfälle oder Widerwärtigkeiten wie bei der Romanlectüre mit der Aussicht auf den glänzenden Schluss; blos mit dem Unterschiede, dass er ausbleibt, und dass sie vergessen, dass hinter dem scheinbar glänzenden Romanschlusse auch blos die gemeine Misère des Tages lauert.

Von der reichen Auswahl der Jugendhoffnungen wird aber bei zunehmendem Alter und Erfahrung eine nach der anderen als illusorisch erkannt, und der Mann steht schon verhältnissmässig viel ärmer an Illusionen da als der Jüngling; ihm ist gewöhnlich nur noch Ehrgeiz und Erwerbstrieb geblieben.

Auch diese beiden werden vom Greise als illusorisch erkannt, wenn nicht der Ehrgeiz in kindische Eitelkeit, der Erwerbstrieb in Geiz sich verknöchert, und unter verständigen Greisen wird man in der That nicht mehr viel Illusionen finden, die auf das Leben des Individuums Bezug haben, ausgenommen natürlich die instinctive Liebe zu ihren Kindern und Enkeln.

Das Resultat des individuellen Lebens ist also, dass man von Allem zurückkommt, dass man wie Koheleth einsieht: „Alles ist ganz eitel“, d. h. illusorisch, nichtig“[1].

Indem wir uns nun aber den Beweisen Hartmann's zuwenden, werden wir bald finden, dass der Grundfehler seiner Beurtheilung der Freuden und Leiden darin liegt, dass er die Freuden da sucht, wo

---

[1] „Philosophie des Unbewussten.“ 5. Aufl. S. 665.

sie nicht sind, nämlich in erreichten und stationären Zuständen, während sie allein in den Übergängen vom Schlechteren zum Besseren, in den Förderungen des Arterhaltungsprocesses zu suchen sind, gleichwie die Leiden aus den Übergängen vom Besseren zum Schlechteren, aus den Beeinträchtigungen hervorgehen (s. III. Capitel).

Seiner Beurtheilung der einzelnen Freuden und Leiden schickt Hartmann einige Beispiele voraus, die von vornherein beweisen sollen, dass das Leid die Freuden überwiege.

„Man denke sich“, sagt er, „Einen, der kein Genie ist, aber ein Mann von universeller moderner Bildung, mit allen äusseren Gütern einer beneidenswerthen Lage ausgestattet, in den kräftigsten Mannesjahren, der sich des Vorzuges, welchen er vor den niederen Ständen, vor den ungebildeten Nationen und vor den Mitgliedern roherer Zeiten geniesst, in vollem Maasse bewusst ist, und die von allerlei ihm ersparten Unbequemlichkeiten geplagten über ihm Stehenden keineswegs beneidet, einen Mann, der weder durch übermässigen Genuss erschöpft und blasirt, noch jemals durch besondere Schicksalsschläge niedergedrückt worden ist.

Nun denke man sich den Tod zu diesem Manne treten und sprechen: „„Deine Lebenszeit ist abgelaufen und in dieser Stunde fällst Du der Vernichtung anheim; doch hängt es von Deiner jetzigen Willensentscheidung ab, nach vollständigem Vergessen alles Bisherigen Dein jetzt beschlossenes Leben noch einmal genau in derselben Weise durchzumachen. Nun wähle!““

Ich bezweifle, dass der Mann die Wiederholung des vorigen Spieles dem Nichtsein vorziehen wird, wenn er bei uneingeschüchterter ruhiger Ueberlegung ist und wenn er nicht überhaupt so gedankenlos ohne jede Selbstbesinnung dahingelebt hat, dass er in seiner Unfähigkeit, an den Erfahrungen seines Lebens eine summarische Kritik zu üben, mit seiner Antwort blos dem Instinkte des Lebenwollens um jeden Preis Ausdruck giebt, oder doch hierdurch sein Urtheil allzusehr verfälschen lässt. Wie viel mehr aber muss nun dieser Mann das Nichtsein erst einem Wiedereintritt in's Leben vorziehen, welcher ihm nicht die günstigen Bedingungen verbürgt, wie sie sein voriges Leben bot, welcher im Gegentheil es völlig dem Zufall überlässt, in welche neuen Lebensbedingungen er einträte, welcher also mit einer an Gewissheit grenzenden Wahrscheinlichkeit

ihm schlechtere Lebensbedingungen bietet, als die, welche er soeben verschmähte" [1].

In der That möchte wohl jeder Mensch noch einmal jünger sein als er jetzt ist, aber nur unter der Voraussetzung, dass er in dem jüngern Alter dann dieselbe Erfahrung hätte, als in dem jetzigen; allein Niemand wünscht genau dasselbe Leben, das er hinter sich hat, noch einmal durchzumachen. Nichts ist auch wohl mehr geeignet die Überzeugung von dem Leidensüberschuss des Lebens mehr zu stärken und scheinbar für die Richtigkeit derselben zu sprechen, als gerade diese Thatsache. Allein dieselbe erklärt sich aus anderen Ursachen.

Ist etwa die Thatsache, dass der Mensch nach dem höchsten sinnlichen Genuss, wenigstens unmittelbar darnach, nicht geneigt ist den Act zu wiederholen, ein Beweis dafür, dass derselbe keinen Genuss geboten hätte, oder liegt nicht dies vielmehr an der Ermüdung des Nervensystems?

Jeder Mensch wird schliesslich allmählig des Lebens müde, weil sich sein Nervensystem abnutzt, und dann hat er weder Lust noch Muth dazu das Leben zu wiederholen.

Aber selbst der noch in frischer Jugendkraft stehende Mensch sehnt sich nicht nach Wiederholung desselben Lebens, welches er schon hinter sich hat. Und warum nicht?

Man frage einen Menschen, der nicht besonders mit irdischen Gütern gesegnet ist und nicht zu den glücklicheren gerechnet werder kann, ob er lieber jetzt schmerzlos sterben oder weiter leben will, so wird er das letztere wünschen. Wie kommt es aber, dass, obgleich wir uns vielleicht sagen, dass unsere Zukunft nicht angenehmer, sondern höchst wahrscheinlich weniger Glück bringend sein wird als die Vergangenheit, und obgleich wir von der letzteren das Angenehme besser im Gedächtniss behalten als das Unangenehme, wir doch die Vergangenheit so gering schätzen und die Zukunft so hoch?

Die Zukunft ist uns ungewiss, und wir sind neugierig dieselbe zu erfahren, die Vergangenheit kennen wir. Der Zukunft geht besonders der einigermaassen gesunde Mensch, und mehr oder weniger jeder Mensch mit einer gewissen Hoffnung entgegen; diese Hoffnung fehlt aber, wenn wir uns denken, dass wir das uns genau bekannte,

---

[1] Ed. v. Hartmann: „Die Philosophie des Unbewussten." 5. Aufl.

zurückgelegte Leben noch einmal durchmachen sollten; aber gerade diese Hoffnung auf die noch unbekannte Zukunft ist es, die dem Leben und Streben des Menschen seinen Reiz verleiht und in der zum grössten Theile das Lebensglück besteht.

Dass dies so ist, wird uns verständlich, wenn wir bedenken, dass nicht nur seit dem Bestande des Menschengeschlechtes, sondern seit Anfang alles animalischen Lebens an jede Generation auf Grund der Empfindungs- und Wahrnehmungsgefühle, sowie der anticipirenden Vorstellungsgefühle immer nur der ungewissen Zukunft entgegengelockt worden ist und ihr entgegengestrebt hat, und dass also auf Grund der Vererbung unsere ganze Organisation darnach beschaffen ist, nur in dieser Richtung weiterzustreben.

Im Interesse des Arterhaltungsprincipes liegt es, dass alle Organismen unaufhaltsam der Arterhaltung entgegenstreben, und eben deshalb hat sich nur ein solches Vorwärtsstreben ausgebildet. Das ganze Gefühlsleben ist so beschaffen, dass wir vom Anfang an durch die Gefühle dem nächstfolgenden, nie dem vorhergehenden Stadium des Arterhaltungsprocesses entgegengeführt worden sind; und nur auf die folgenden, zukünftigen Vorgänge ist unser Triebleben concentrirt, für die vergangenen individuellen Entwickelungsstadien stirbt unser Triebleben ab.

Das anticipirende Gefühl der Hoffnung auf Überwindung der Hindernisse, Beseitigung der Schmerzen und auf Herbeiführung angenehmer Zustände leitet unserer Organisation nach von Anfang an das Streben des Menschen, und mit der Hoffnung schwindet die Energie des Wollens und die Lebenslust.

Hätte ein Mensch am Ende seines Lebenslaufes die Wahl zwischen dem Sterben und einem neuen unbekannten Lebenslauf, etwa auf einem andern Planeten, der ihm mindestens ebensoviel Leid bieten würde, als der alte, so würde er entschieden das Letztere wählen, vorausgesetzt, dass nicht die Müdigkeit vom Leben den Wunsch nach dem Weiterleben überwöge. Würde umgekehrt einem Menschen seine Zukunft in allen Einzelheiten bekannt, so dass er immer wüsste, was er in der nächsten Stunde und am nächsten Tage beginnen, was ihm widerfahren und wie weit er seine Ziele erreichen würde oder nicht, kennte er also die Zukunft mit allen Freuden und Leiden so genau wie seine Vergangenheit, und vermöchte er auch

die Gefühle in dem Grade zu anticipiren, wie er die vergangenen nachfühlt; so würde ihm seine Zukunft höchst langweilig vorkommen, und er würde alle Lebenslust verlieren und einem solchen Leben, vor die Wahl gestellt, vielleicht den Tod vorziehen, trotzdem doch hier keine Wiederholung eines Lebens vorläge und die Zukunft immer noch den Reiz hätte, dass die Leiden und Freuden neue wären.

Die Thatsache, dass der Mensch sich nicht darnach sehnt, seinen bereits zurückgelegten Lebenslauf noch einmal genau in derselben Weise durchzumachen, kann also in keiner Weise als Beweis dafür betrachtet werden, dass die Summe der Leiden die Summe der Freuden überwöge, die Ursachen dieser Erscheinung sind, wie wir gesehen haben, ganz andere.

Hartmann citirt dann folgenden Satz aus Plato's Apologie:

„Ist nun der Tod ohne alle Empfindung und gleichsam wie ein Schlaf, in dem der Schlummernde keinen Traum sieht, so wäre er ja ein wunderbarer Gewinn. Denn ich meine, wenn Jemand eine solche Nacht, in der er so fest geschlafen, dass er keinen Traum gehabt, herausgriffe, und die andern Nächte und Tage seines Lebens neben diese Nacht stellte, und dann nach ernstlicher Überlegung sagen sollte, wie viele Tage und Nächte er in seinem Leben besser und angenehmer zugebracht habe, als diese Nacht, dass nicht etwa blos ein gewöhnlicher Mann, sondern der grosse König von Persien selbst diese leicht werde zählen können, den anderen Tagen und Nächten gegenüber." Schöner und anschaulicher, sagt Hartmann, lässt sich der Vorzug, den im Durchschnitt das Nichtsein vor dem Sein verdient, kaum ausdrücken[1].

Weshalb schätzen wir denn aber den traumlosen Schlaf so hoch und halten die Nacht, welche wir fest und traumlos geschlafen, für so angenehm? Doch nicht etwa, weil wir das Nichtsein dem Sein vorziehen würden, sondern doch nur deshalb, weil unser Nervensystem mit Nothwendigkeit der zeitweiligen Ruhe bedarf und nach solcher verlangt, weil der traumlose Schlaf der gesundeste ist, und weil wir aus einem solchen gekräftigt, lebenslustig, lebensmuthig und genussfähig erwachen und dann das Leben in ganz anderer Weise geniessen, als wenn der Schlaf durch Träume unterbrochen worden

[1] „Philosophie des Unbewussten." 5. Aufl. S. 645.

ist und wir mit gerötheten Augen, müde, schlaff und missmuthig dem folgenden Tag entgegensehen.

Würden wir nach traumvollen Nächten ebenso gekräftigt erwachen, als nach traumlosen, und immer angenehme Träume haben, dann würden wir dem festen Schlafe auch das Träumen vorziehen.

Gesundheit, Jugend, Freiheit und auskömmliche Existenz betrachtet Hartmann bekanntlich als die Bedingungen des Nullpunktes der Empfindung. Er sagt (S. 665):

„Die genannten Zustände werden meistens als die höchsten Güter des Lebens in Anspruch genommen, und nicht ohne Grund; gleichwohl gewähren sie durchaus keine positive Lust, ausser wenn sie durch Übergang aus den ihnen entgegengesetzten Unlustzuständen soeben erst entstehen: während ihres ungestörten Bestandes aber stellen sie durchaus nur den Nullpunkt der Empfindung und keineswegs eine positive Erhebung über denselben dar, den Bauhorizont, auf dem erst die zu erwartenden Genüsse des Lebens errichtet werden sollen. Hiermit stimmt überein, dass der Bestand dieser Zustände so wenig ein Lust- als ein Unlustgefühl erweckt, da am Nullpunkte überhaupt nichts zu fühlen ist, dass aber jedes Herabsinken von diesem Bauhorizont in Krankheit, Alter, Unfreiheit und Noth schmerzlich empfunden wird. Diese Güter haben also in der That den rein privativen Charakter, den Leibniz dem Übel zuschreiben wollte, sie sind die Privation von Alter, Krankheit, Knechtschaft und Noth, und sind ihrer Natur nach unfähig, sich über den Nullpunkt der Empfindung nach der Seite der Lust zu erheben, also unfähig, eine Lust zu erzeugen, es sei denn durch Nachlassen einer vorangehenden Unlust, und sollte diese auch nur als Furcht oder Sorge in der Vorstellung bestehen. Bei der Gesundheit ist Alles dies ganz von selbst einleuchtend; Niemand fühlt ein Glied, als wenn er krank ist, nur der Nervenkranke fühlt, dass er Nerven, nur der Augenkranke, dass er Augen hat; der Gesunde aber nimmt nur durch Gesichts- und Tastsinn wahr, dass er einen Leib hat. Mit der Freiheit ist es ebenso. Niemand fühlt, wenn er selbst seine Handlungen bestimmt, denn dies ist der selbstverständliche natürliche Zustand; wohl aber empfindet er schmerzlich jeden Zwang von aussen, jeden Eingriff in seine Selbstbestimmung gleichsam als eine Verletzung des ersten und ursprünglichsten Naturrechtes, das er mit jedem Thiere, mit jeder Atomkraft theilt.

Die Jugend ist erstens das Lebensalter, in welchem allein eine vollkommene Gesundheit und ungehinderter Gebrauch des Körpers und Geistes gefunden wird, während mit dem Alter auch seine Gebrechen sich einstellen, welche schmerzlich genug empfunden werden. Zweitens aber besitzt allein die Jugend, was eigentlich schon aus dem unbehinderten Gebrauch des Körpers und Geistes folgt, die volle Genussfähigkeit, während im Alter wohl alle Beschwerden, Unbequemlichkeiten, Verdruss, Widerwärtigkeiten und Plage sich doppelt fühlbar machen, die Fähigkeit zum Geniessen aber mehr und mehr abnimmt. Diese Genussfähigkeit hat aber doch auch nur den Werth des Bauhorizontes, sie ist nur Fähigkeit, d. h. Möglichkeit (nicht Wirklichkeit) des Genusses; was nützen einem z. B. die besten Zähne, wenn man nichts zu beissen hat!

Endlich kann auch die auskömmliche Existenz, oder das Gesichertsein vor Noth und Entbehrung nicht als ein positiver Gewinn oder Genuss angesehen werden, sondern nur als die conditio sine qua non des nackten Lebens, das erst seiner genussreichen Erfüllung harrt. Hunger, Durst, Frost, Hitze oder Nässe zu ertragen, ist schmerzlich; der Schutz vor diesen Übeln durch nothdürftige Wohnnung, Kleidung nud Nahrung kann kein positives Gut heissen (der Genuss beim Essen gehört nicht in diese Betrachtung). Wäre nämlich das in seinen Existenzbedingungen gesichterte nackte Leben schon ein positives Gut, so müsste das blosse Dasein an sich selbst uns erfüllen und befriedigen. Das Gegentheil ist der Fall: Das gesicherte Dasein ist eine Qual, wenn nicht eine Erfüllung desselben hinzukommt. Diese Qual, welche sich in der Langeweile ausspricht, kann so unerträglich werden, dass selbst Schmerz und Übel willkommen sind, um ihr zu entgehen.

Die gewöhnliche Erfüllung des Lebens ist die Arbeit; es kann kein Zweifel obwalten, dass die Arbeit für den, der arbeiten muss, ein Übel ist, mag sie auch in ihren Folgen für ihn selbst, wie für die Menschheit und den Fortschritt in ihrer Entwickelung noch so segensreich sein; denn Niemand arbeitet, der nicht muss, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Übeln auf sich nähme — sei nun das grössere Übel die Noth, die Qual des Ehrgeizes oder auch blos die Langeweile, — oder der nicht die Absicht hätte, durch Übernahme dieses Übels sich grössere positive Güter zu erkaufen (z. B. die Befriedigung über Verannehmlichung des Lebens für

sich und seine Lieben oder über den Werth der vermittelst der Arbeit producirten Leistungen). Alles, was man über den Werth der Arbeit sagen kann, reducirt sich entweder auf volkswirthschaftlich günstige Folgen, oder auf die Vermeidung grösserer Übel durch dieselbe (Müssiggang ist aller Laster Anfang), und das Höchste, was der Mensch erreichen kann, ist, „dass er fröhlich sei in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil", d. h. dass er das Unabwendliche durch Gewohnheit so gut als möglich ertragen lerne, wie das Karrenpferd zuletzt auch den Karren mit leidlich guter Laune zieht. Über der Arbeit tröstet sich der Mensch mit der Aussicht auf die Muse, und über die Muse haben wir uns soeben durch den Gedanken an die Arbeit trösten müssen. So kommt das Wechselspiel von Muse und Arbeit darauf heraus, dass der Kranke sich im Bette wendet, um aus seiner unbequemen Lage herauszukommen; bald findet er die neue Lage ebenso unbequem und wendet sich wieder zurück.

In der Regel ist nun die Arbeit der Preis, um welchen die gesicherte Existenz erkauft wird. Nicht genug also, dass die gesicherte Existenz an sich kein positives Gut, sondern nur den Nullpunkt der Empfindung repräsentirt, muss dieses rein privative Gut noch durch Unlust erkauft werden, im Gegensatz zu Gesundheit und Jugend, welche man nur geschenkt bekommt. Und wie gross ist häufig die Unlust, welche dem Armen durch die Arbeit auferlegt wird. Ich will nicht an die Sklavenarbeit erinnern, nur an die Fabrikarbeit unserer Grossstädte. „Im Alter von fünf Jahren eintreten in die Garnspinnerei oder sonstige Fabrik, und von dem an erst zehn, dann zwölf, endlich vierzehn Stunden darin sitzen und dieselbe mechanische Arbeit verrichten, heisst das Vergnügen, Athem zu holen, theuer erkaufen." (W. a. W. u. V. II. 661.)

Nicht minder grosse Opfer, wie der Erwerb des Lebensunterhaltes, fordert das Erkämpfen einer relativen Freiheit, denn volle Freiheit erlangt man nie. Dafür haben aber die Sicherung der Existenz und der erreichbare Grad der Freiheit den Vortheil, dass man sie doch überhaupt durch eigene Kraft erobern kann, während man sich zu Jugend und Gesundheit ganz passiv empfangend verhält.

Hat man nun wirklich diese vier privativen Güter im Besitz, so sind die äusseren Bedingungen zur Zufriedenheit gegeben; tritt dann die erforderliche innere Bedingung, die Resignation, das sich Bescheiden bei dem Nothwendigen, hinzu, so wird in

dem Betreffenden Zufriedenheit herrschen, so lange als keine erheblichen Unglücksfälle und Schmerzen ihn betreffen. Die Zufriedenheit verlangt kein positives Glück, sie ist gerade die Verzichtleistung auf ein solches, sie verlangt nur das Freisein von erheblichen Übeln und Schmerzen, also ungefähr den Nullpunkt der Empfindung; positive Güter und positives Glück können der Zufriedenheit nichts hinzufügen, wohl aber können sie dieselbe gefährden, denn je grösser die positiven Güter und das Glück, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, durch ihren Verlust grosse Schmerzen zu erleiden, welche die Zufriedenheit zeitweilig aufheben. Die Zufriedenheit kann also so wenig als ein Zeichen von positivem Glück betrachtet werden, dass vielmehr der Ärmste und Bedürfnissloseste ihrer am leichtesten dauernd habhaft wird. Wenn trotzdem so vielfach die Zufriedenheit als ein Glück, ja als das höchste erreichbare Glück gepriesen wird, so kann dies nur dann richtig sein, wenn der Zustand der Schmerzlosigkeit und freiwilligen Resignation auf alles positive Glück vor dem seiner Natur nach dauerlosen Besitze positiven Glückes den Vorzug verdient. Überhaupt wenn, wie ich glaube, es berechtigt ist, Gesundheit, Jugend, Freiheit und sorgenfreies Dasein die höchsten Güter und Zufriedenheit das höchste Glück zu nennen, so geht daraus von vornherein hervor, eine wie missliche Bewandtniss es mit allen positiven Gütern und positivem Glück haben müsse, dass man die privativen, d. h. in blosser Freiheit von Schmerz bestehenden, ihnen mit Recht voransetzen darf. Denn was bietet denn die Freiheit vom Schmerz? Doch nicht mehr als das Nichtsein! Wenn also mit den positiven Gütern und Glück noch ein Aber verknüpft ist, was sie im Ganzen noch unter die Zufriedenheit, d. h. noch unter den Nullpunkt der Empfindung stellt, auf dem das Nichtsein permanent steht, so ist eben damit erklärt, dass sie auch unter dem Nichtsein stehen. Dem Nichtsein an Werth gleichstehen würde nur das absolut zufriedene Leben, wenn es ein solches gäbe; es giebt aber keines, denn auch der Zufriedenste ist nicht immer völlig und in jeder Hinsicht zufrieden, folglich steht alles Leben an Werth unter dem absolut Zufriedenen, folglich unter dem Nichtsein" [1].

Allerdings sind Gesundheit und Jugend an sich kein Lebensgenuss, keine Freuden; und der gesunde, jugendliche Mensch steht

[1] „Philosophie des Unbewussten." S. 665.

auf dem Nullpunkte des Empfindens, wenn er — schläft. Aber Gesundheit und Jugend sind die Ursachen davon, dass der Organismus immer überschüssige Lebenskraft in genügender Menge erzeugt, deren Äusserung in Handlungen immer angenehm empfunden wird, so dass die Einwirkungen auf den Organismus einen grossen Überschuss von Freuden hervorrufen, und eben deshalb sind Gesundheit und Jugend positive Güter. Zur Beurtheilung aller Freuden aber müssen wir bedenken, dass unserer Organisation nach, die nach fortschreitender Arterhaltung drängt, kein Stillstand, kein stationärer Zustand mit Freude verbunden sein kann. Stillstand wird ebenso wie Rückschritt als Unlust empfunden, weil ein Stillstand in Rücksicht auf den in uns liegenden Trieb zum Vorwärtsschreiten in der That den Werth eines Rückschrittes hat. Wie wir im vorigen Capitel gesehen haben, werden ja nur die Förderungen des Lebensprocesses als Lust empfunden, aber nicht einzelne bestehende Zustände als solche, auch nicht der continuirlich fortschreitende vegetative Lebensprocess als solcher; wird dieser aber in irgend einem Theile des Organismus zum Stillstand gebracht, so ist dies eine Hemmung des Lebensprocesses, die dann nothwendig als Unlust empfunden wird.

Sobald nun der Besitz, besonders der geerbte, die Ursache davon wird, dass ein weiteres Streben zum Nahrungserwerb nicht mehr stattfindet, sobald hiernach die bisher gewohnte Thätigkeit aufhört und die seit langen Jahren empfundenen Gefühle der Hoffnung und Befriedigung nicht mehr entstehen können, dann wird der Besitz leicht die Ursache von Unlustgefühlen; dieser Stillstand wird als Rückschritt, als Hemmung empfunden, um so mehr, als man an anderen Personen ein weiteres Fortschreiten wahrnimmt und sieht, wie man diesen gegenüber zurückbleibt (s. unten).

Das Gesichertsein vor Noth und Elend ist demnach kein Glück, wohl aber das hoffnungsvolle Streben darnach und das Fortschreiten in diesem Streben, das Erringen der einzelnen Erfolge. Das gesicherte, abwechselungslose Dasein ist also nur deshalb kein angenehmes, vielmehr ein langweiliges, weil es dem in uns liegenden Trieb zum Fortschreiten nicht entspricht. Das Leben eines blutarmen Menschen, welcher durch Arbeit und Sparsamkeit jeden Tag seine materielle Lage verbessert, der in seinem Streben nach einer besseren Existenz jeden Tag einen Schritt

vorwärts kommt, täglich die kleinen Erfolge seines Strebens wahrnimmt und eben deshalb mit der schönen Hoffnung auf die Erreichung seines Zieles (sich ein Vermögen zu erwerben) der sogenannten gesicherten Existenz erst allmählig entgegengeht, ist deshalb ein viel glücklicheres, als das Leben eines Menschen, der als Millionär geboren wird, aber wegen schlechter Erziehung den Trieb zum Erwerben weiterer materieller Güter und den Genuss des Vorwärtsschreitens in diesem Streben nicht kennt.

Eben wegen dieser äusserst wichtigen Thatsache ist die communistische Idee von der Gütervertheilung eine durchaus unpraktische und krankhafte, die in keiner Weise der menschlichen Natur entspricht.

Dass der Schutz vor Frost und Hitze, Hunger und Durst keine positiven Güter, sondern nur privative seien, ist ebenfalls ein Irrthum. Wenn man bei rauher Witterung durchnässt und erstarrt vor Frost vom Felde kommt und in die warme Stube tritt, sich umkleidet und dann in behaglicher Ruhe vom Zimmer aus beobachtet, wie der Wind den Regen peitscht oder die Schneeflocken jagt, dann befinden sich unsere Gefühle der Wärme, der Behaglichkeit und der Sicherheit ganz gewiss über dem Nullpunkte des Fühlens, diese Gefühle sind dann positive Lustgefühle. Wäre dies nicht der Fall, so müssten wir ja entweder immer noch Unlustgefühle haben oder wir würden gar nichts fühlen; denn der Nullpunkt ist ja ohne alle Gefühle, der Zustand der vollkommenen Indifferenz; jeder Mensch wird aber sagen, dass er sich in dem gegebenen Fall wohl fühle.

Das Gesichertsein vor Frost und Hitze verursacht nur dann kein Lustgefühl, wenn keine Differenzen, keine Hemmungen und Förderungen vorliegen, wenn dieses Gesichertsein ein stationärer Zustand ist, der deshalb Mangel an psychischem Leben bedeutet, weil das ganze psychische Leben in der Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung der Zustandsänderungen, der Differenzen besteht. Nach dem vorigen Capitel ist es ja selbstverständlich, dass der Schutz vor Kälte und Hitze resp. dass die Einwirkung der Wärme und der frischen Luft auf unseren Organismus nur soweit als Lust empfunden wird, soweit diese Einwirkung eine den Lebensprocess fördernde ist, ebenso wie dieselbe Einwirkung dann nur soweit als Unlust empfunden wird, wenn und soweit sie eine Beeinträchtigung des Lebensprocesses bewirkt. —

Ein ganz grober Irrthum HARTMANN's ist aber besonders der, dass er meint, die Arbeit sei ein Übel und werde auch immer als Unlust empfunden. Das ist doch nur beim älteren und lebensmüden, beim kränklichen und beim überarbeiteten oder mangelhaft ernährten Menschen der Fall, bei welchem der Kraftersatz dem Kraftverbrauch nicht entspricht. Der gesunde und kräftige Mensch geht mit Lust und Liebe an seine Arbeit, verrichtet sie vielleicht singend oder pfeifend und freut sich über jeden kleinsten Fortschritt der Arbeit, über jeden Erfolg seiner Handlungen. Die Arbeit ist ihm Bedürfniss, und eine Reihe arbeitsloser Tage sind ihm unerträglich, weil das Nichtarbeiten, die dauernde Ruhe nicht der gesunden Organisation, dem fortschreitenden Lebensprocess und der immerwährenden Kraftproduction entspricht.

Wie wäre es möglich, dass das Faullenzen von einem gesunden Menschen als Unlust empfunden würde, wenn die Arbeit ein Schmerz verursachendes Übel und das Faullenzen die Befreiung von diesem Übel wäre?

Dass es in den übervölkerten Culturstaaten sehr viele giebt, und dass es vielleicht die meisten sind, welche an mangelhafter Ernährung leiden, die kränklich und gezwungen sind sich zu überarbeiten oder sich zu solchen Arbeiten genöthigt sehen, die ihrer Neigung nicht entsprechen, diese Thatsache darf unser Urtheil über den Werth des Handelns und Arbeitens überhaupt nicht fälschen. Diesen Werth dürfen wir nicht etwa nach den Gefühlen beurtheilen wollen, welche die Arbeit in nervenschwachen, schlecht genährten, durch das Culturleben verdorbenen, überarbeiteten, armen Fabrikarbeitern verursacht, die vielleicht bereits in rapider Weise dem Untergange entgegengehen, und bei denen dann allerdings auch die Leiden des Lebens die Freuden überwiegen.

Jeder gesunde Mensch, insbesondere der jüngere, producirt einen Überschuss von Nervenkraft; und die Äusserung derselben in Handlungen macht an sich schon Vergnügen, ganz abgesehen davon, dass wir auch bei jeder Wahrnehmung eines Erfolges der Handlungen Lust empfinden.

Was endlich das Gefühl der Zufriedenheit betrifft, so setzt dasselbe nicht, wie HARTMANN meint, den Besitz der vorhergenannten Güter voraus, sondern nur die Wahrnehmung eines stetigen Fortschreitens nach einem gesteckten Ziel oder die Wahrnehmung einer

Differenz zwischen uns und anderen Menschen, die zu unseren Gunsten ausschlägt; im anderen Fall könnte ja ein älterer oder ein armer Mensch niemals zufrieden sein.

Der gesunde Mensch, der wegen seines normalen Gesundheitszustandes auch in seinem Streben vorwärts kommt und kein unmoralischer und leidenschaftlicher Mensch ist, ist auch meist zufrieden mit sich und mit der Welt; die immerwährend unzufriedenen Menschen sind die kränklichen, die schlecht erzogenen und diejenigen, welche nicht mehr vorwärtsschreiten und sehen, dass sie hinter anderen zurückbleiben.

Das Gefühl der Zufriedenheit kann nun niemals den Nullpunkt des Empfindens bilden; denn auf dem Nullpunkte empfinden wir überhaupt nichts mehr, weder Lust noch Schmerz. Dass wir dieses Gefühl, welches wir Zufriedenheit nennen, überhaupt als solches kennen, beweist schon, dass es existirt und dass es nicht etwa ein Nichtfühlen ist. Ausserdem hat aber auch dieses Gefühl verschiedene Grade, wie jedes Gefühl, und das Gefühl der vollkommenen, höchsten Zufriedenheit, das Hartmann erst auf den Nullpunkt des Empfindens stellt, kennt jeder Mensch aus seiner Erfahrung als ein sehr angenehmes, das sich nicht durch Wortdeuteleien hinwegdisputiren und ins Nichtsein verdrängen lässt. Im Nichtsein giebt es ja überhaupt kein Gefühl, also auch keine Zufriedenheit.

Die Erörterungen über den Hunger schliesst Hartmann mit folgenden Worten: „Das Resultat in Bezug auf den Hunger ist also das, dass das Individuum durch Stillung seines Hungers als solchen nie eine positive Erhebung über den Nullpunkt der Empfindung (?) erfährt, dass es unter besonders günstigen Umständen allerdings durch den mit der Befriedigung des Hungers verknüpften Wohlgeschmack und Verdauungsbehagen einen positiven Überschuss an Lust (!) gewinnen kann, dass aber im Thierreiche und Menschenreiche im Ganzen die durch den Hunger und seine Folgen geschaffene Qual und Unlust bei Weitem die mit seiner Befriedigung verknüpfte Lust überwiegt und stets überwiegen wird. An sich selbst betrachtet ist also das Nahrungsbedürfniss ein Übel, nur der Fortschritt in der Entwickelung, zu welchem es durch den Kampf um die Nahrung als Triebfeder wirkt, nicht sein eigener Werth, kann dieses Übel teleologisch rechtfertigen.

Ich kann mich nicht enthalten, hierzu die Worte Schopenhauer's

anzuführen (Parerga II. 313): „„Wer die Behauptung, dass in der Welt der Genuss den Schmerz überwiegt, oder wenigstens sie einander die Wage halten, in der Kürze prüfen will, vergleiche die Empfindung des Thieres, welches ein anderes frisst, mit der dieses letzteren““ [1].

Wenn irgend etwas geeignet sein könnte, das Übermaass des Leidens auf dieser Welt zu beweisen, so wäre es allerdings diese Bemerkung von Schopenhauer. Man versuche sich nur einigermaassen zu vergegenwärtigen, wie viel Menschen und Thiere in Indien den Raubthieren jährlich zum Opfer fallen, wie viel lebende Thiere nur ein einziger Tiger oder Löwe in einem Jahre zu seiner Ernährung braucht, und wie viel in seinem ganzen Leben. Von den die Erde bewohnenden Raubsäugethieren allein werden schon an jedem Tage gewiss Hunderttausende von höheren Thieren grausam erwürgt und gefressen. Wie viel Kerbthiere und Würmer werden aber von einem einzigen Singvogel täglich vertilgt? Wie viel Fische braucht ein einziger Hai zu seiner Ernährung, und wie viel Millionen Fische müssen täglich ihr Leben hergeben, um die anderen Fische zu ernähren? Es ist unmöglich bei aller Kenntniss dieser Verhältnisse sich auch nur annähernd eine Idee davon zu machen, welch ungezählte Millionen lebender, fühlender Wesen tagtäglich ihr Leben lassen müssen und oft in der grausamsten Weise erwürgt und zu Tode gemartert werden, nur damit die anderen ihren Hunger stillen können. Und was ist nun der Genuss bei einer Sättigung im Verhältniss zu den Qualen der sterbenden Beutethiere? In der That, diese Thatsache könnte bei oberflächlicher Betrachtung auch den reinsten Optimisten zum Pessimisten machen — aber auch nur bei oberflächlicher Betrachtung.

Ich gebe zunächst zu bedenken, dass der Nahrungsgenuss der Raubthiere nicht etwa das Gegengewicht bildet zu den Todesqualen der sterbenden Beutethiere, wie man überhaupt nicht immer bestimmte Freuden bestimmten Leiden gegenübersetzen kann.

Dennoch wollen wir einmal den Nahrungsgenuss sämmtlicher Thiere mit den Todesqualen aller derjenigen Thiere, die gefressen werden, vergleichen.

Dass mit der Nahrungsaufnahme überhaupt ein Genuss ver-

---

[1] „Philosophie des Unbewussten.“ S. 671.

bunden ist, dies brauche ich wohl nicht noch zu beweisen; denn selbst HARTMANN giebt ja zu, dass der Wohlgeschmack und das behagliche Gefühl des Gesättigtseins sich über den Nullpunkt des Empfindens erhebt und einen positiven Ueberschuss an Lust bildet. Ich gebe zu, dass dieser Genuss äusserst gering ist gegenüber den Todesqualen eines sterbenden Thieres; aber man wird mir auch einräumen, dass derselbe zu diesen Qualen ungefähr in demselben Verhältnisse steht, wie die geringe Erhöhung bezüglich Anhäufung des Lebens, die durch die Nahrungszufuhr bewirkt wird, zur Vernichtung eines ganzen Lebens. Nehmen wir also an, ein Thier, etwa ein Tiger, lebe von einer Thierart, die ungefähr auf gleicher Entwickelungsstufe stehe und Leid und Freud in ähnlichem oder gleichem Grade empfinde, als wie die Tiger; dann würde also erst der ganze Genuss, den ein Tiger während seines ganzen Lebens bei aller Nahrungsaufnahme gehabt hat, ungefähr den Todesqualen eines ebenso alten Beutethieres gleich zu stellen sein; und angenommen, der Tiger habe in seinem Leben seinen Hunger 4000mal gestillt, so würden erst diese 4000 Esslustempfindungen die einmaligen Todesqualen des einen sterbenden Beutethieres aufwiegen, erstere also nur $\frac{1}{4000}$ von letzteren betragen. Ich will also die Intensität des Fressgenusses nur als $\frac{1}{4000}$ von der Intensität des Sterbensschmerzes für diesen gesetzten Fall annehmen. Diese Zahlen gebe ich aber nur an, um das angenommene Verhältniss des Nahrungsgenusses zum Schmerze beim Sterben zu verdeutlichen.

Wenn wir nun annehmen, wie das aus dem vorigen Capitel folgt, dass die Lust der Lebensförderung und der Schmerz der Lebensminderung im Allgemeinen auch ihrem Grade nach entsprechen, so würde im gegebenen Falle die Lebensförderung durch eine einmalige Nahrungsaufnahme etwa $\frac{1}{4000}$ von der Lebenszerstörung betragen. Bei einer einzigen Tigermahlzeit würde demnach 4000mal soviel animalisches Leben vernichtet, als durch die Nahrungszufuhr neugebildet wird.

Und doch kann im Ganzen nicht mehr animalisches Leben vernichtet werden als entsteht und sich entwickelt, und wenn von heute an täglich nur 1% mehr vernichtet würde als neugebildet wird, so müsste ja das Thierreich binnen 100 Tagen aussterben. Setzen wir aber den Fall, dass jedes Thier ein Raubthier wäre und täglich nur ein anderes Thier zu seiner Ernährung brauchte und dies auch verzehrte, so würden sämmtliche Thiere des Erdballes sich an einem

einzigen Tage gegenseitig aufzehren, nur das letzte Individuum, das kein anderes mehr zum Verspeisen hätte, würde übrig bleiben. Ein Auffressen in diesem Maassstabe findet aber nicht statt; die Anzahl der Thiere bleibt vielmehr trotz aller Raubthiere ungefähr dieselbe. Wenn aber jedes fleischfressende Thier während seines Lebens 4000mal so viel animalisches Leben vernichtet, als es durch Nahrungsaufnahme bildet, und wenn sich trotzdem das Thierreich nicht vermindert; so folgt mit Nothwendigkeit daraus, dass von 4000 Thieren durchschnittlich höchstens 1 von erwürgten Thieren lebt, während sich die anderen von Pflanzen und todten Thierkörpern ernähren.

Ob nun dieses Verhältniss das von 1 : 4000 oder ein anderes ist, hat keine Bedeutung; doch so viel ist gewiss, dass nach dem Vorhergehenden das animalische Leben, welches bei der Nahrungsaufnahme neu gebildet wird, zu dem Leben, welches bei dieser Nahrungsaufnahme vernichtet wird, ungefähr in demselben Verhältnisse steht (und stehen muss, wenn sich das Thierreich nicht vermindern soll), wie die Anzahl der Raubthiere zu den übrigen Thieren, oder genauer, wie die Anzahl der Fälle, in denen lebende Thiere erwürgt und gefressen werden, zur Anzahl der Fälle, in denen Thiere Pflanzen und todte Thierkörper verzehren.

Oder, was dasselbe sagt, die Anzahl der nur fleischfressenden Thiere bildet von allen Thieren höchstens denselben Bruchtheil, den das animalische Leben, welches bei einer Mahlzeit neugebildet wird, von dem Leben bildet, welches bei einer solchen Mahlzeit vernichtet wird. So muss es wenigstens sein, wenn sich die Anzahl der Thiere nicht vermindern, das Thierreich nicht aussterben soll. Dabei ist noch angenommen, dass alle Thiere, welche sterben, durch Erwürgen umkommen und gefressen werden; dies ist aber nicht der Fall, die erwürgten Thiere bilden nur einen Theil aller sterbenden Thiere. Daraus folgt aber, dass die Fälle der Ernährung von lebenden Thieren von allen Fällen der Ernährung einen noch kleineren Bruchtheil bilden, als welchen das durch eine einzige Mahlzeit gewonnene animalische Leben von dem bei dieser Mahlzeit vernichteten darstellt.

Dass es verhältnissmässig so wenig reine Raubthiere giebt,

wird nicht sofort einleuchten; und doch kann es nicht anders sein und ist auch so.

Nehmen wir an, dass ein Raubsäugethier während seines Lebens 1000 oder 2000 pflanzenfressende Säugethiere frisst, so müssen wir, da sich die Anzahl der Pflanzen fressenden Individuen nicht vermindert, nothwendig auch annehmen, dass es 1000 oder 2000mal soviel Pflanzen fressende Säugethierindividuen giebt als Raubsäugethierindividuen (nicht etwa Arten oder Gattungen).

Ein einziger Singvogel vernichtet während seines Lebens vielleicht Hunderttausende von Insekten; nehmen wir an, es seien gerade 100 000. Aber von diesen 100 000 Insekten lebt mindestens die Hälfte von Pflanzen- bezüglich Blumensaft, Pflanzentheilen und verwesenden Thier- und Pflanzenkörpern. Dem einen Singvogel, der lebende Thiere frisst, stehen also 50 000 Thierindividuen gegenüber, die sich nicht von lebenden Thieren ernähren.

Brehm sagt in seinem Thierleben: „Was fressen die Fische? Wieder Fische!“ Man nehme aber an, dass jeder Fisch von seiner Geburt an Raubfisch wäre und täglich nur einen andern Fisch verzehrte, so würden sich ja die Fische an einem einzigen Tage gegenseitig aufzehren. Da sich aber ungefähr ebensoviel Fischleben ersetzt als vernichtet wird, und die Fische nicht am Aussterben sind, und da nicht jeder sterbende Fisch durch Gefressenwerden zu Grunde geht, so wird durch sämmtliche Raubfische immer noch weniger Fischleben vernichtet, als ersetzt wird; und nehmen wir nun an, dass ein Raubfisch durchschnittlich 1000 andere Fische zur Erhaltung seines Lebens braucht, so kann durchschnittlich von 1000 Fischmahlzeiten immer nur eine Mahlzeit aus einem lebenden Fische bestehen und von 1000 Fischindividuen kann durchschnittlich höchstens ein Individuum ein reiner Raubfisch sein.

Seien diese Verhältnisse nun diese oder andere, soviel ist gewiss, dass ungefähr ebensoviel Leben durch Ernährung ersetzt wird als vernichtet wird. Und wenn nun die Intensität der Lust und des Schmerzes der Summe des gewonnenen oder vernichteten Lebens entspricht, dann sind die gesammten Schmerzen, welche alle Beutethiere erleiden, die erwürgt und gefressen werden, nicht grösser als alle Lustempfindungen, welche bei der Nahrungsaufnahme entstehen. Denn wenn nach

den hier angenommenen Voraussetzungen die Intensität des Nahrungsgenusses auch nur $\frac{1}{4000}$ von der Intensität der Todesqualen eines sterbenden Beutethieres beträgt, so haben auch von 4000 Thieren 3999 Individuen den Nahrungsgenuss, *ohne dass dadurch anderen Individuen Schmerz verursacht wird*, oder auf eine Todesqual kommen 4000 Lustempfindungen des Fressens. $4000 \cdot \frac{1}{4000} = 1$ d. h. *die Summe aller Todesqualen = der Summe aller Lustempfindungen des Fressens.*

So wenig aus der Welt ein einziges Atom verschwindet und die geringste Kraftmenge verloren geht, und so wenig eine einzige chemische Verbindung mehr verschwindet (sich auflöst) als solche jemals entstanden sind; so wenig kann eine einzige kleinste Lebensmenge, ein einziges Lebensatom mehr zu Grunde gehen, als jemals entstanden ist. Und wenn es nun wahr ist, dass die Freude im Allgemeinen ungefähr der gewonnenen Menge animalischen Lebens, das Leid dagegen der vernichteten Menge animalischen Lebens entspricht, so dass sich also die Freude zum Leid oder die Lust zum Schmerz etwa verhält, wie die Entstehung einer chemischen Verbindung zur Auflösung derselben, oder wie die Bildung animalischen Lebens zur Vernichtung desselben; dann kann kein Schmerzatom mehr entstehen als sich Freudenatome gebildet haben; die Summe aller jemals entstandenen und noch entstehenden Leiden ist unter dieser Voraussetzung gleich der Summe aller entstandenen und noch entstehenden Freuden.

Doch diese Beziehung des Fressgenusses zum Todesschmerz des Beutethieres ist nur eine indirecte. In directerer Beziehung steht der erstere zum Hungergefühl. Je intensiver dieses letztere, desto intensiver der Ernährungsgenuss und je länger ersteres gedauert hat, desto anhaltender hat der Fressgenuss eine besonders hohe Intensität.

In der ersten Hälfte des menschlichen Lebens ist der Hunger immer sehr intensiv, aber der Ernährungsgenuss offenbar noch höher, es wird deshalb mehr gegessen, und dem Organismus mehr Kraft zugeführt, als er momentan verarbeitet; die Lebenskraft mehrt und der Organismus wächst und entwickelt sich. In der zweiten Lebens-

hälfte tritt der Hunger nicht so oft und so intensiv auf, und der Appetit bezüglich der natürliche Nahrungsgenuss ist noch schwächer als der Hunger; und nur die künstliche Reizung der Geschmacksnerven durch pikante Speisen ermöglicht eine stärkere Nahrungsaufnahme, welche Nahrung aber vom Organismus dann nicht mehr verbraucht und als Fett angehäuft wird.

Überwiegt der Hunger während des ganzen Lebens den Ernährungsgenuss, und überwiegt demnach der Kräfteverbrauch den Kräfteersatz, dann tritt auch eine Verkümmerung des Organismus ein, wie dies sehr arme Districte, in denen die Menschen viel Arbeit und wenig Brod haben, genugsam beweisen.

Überwiegt der Nahrungsgenuss während des ganzen Lebens den Hunger, dann ist dies dem Organismus ebenfalls nicht zuträglich, derselbe verfettet. Bei normaler Gesundheit entspricht der Nahrungsgenuss und die Nahrungszufuhr ganz dem Hunger und dem Kräfteverbrauch.

Was nun die Todesqualen des von einem Raubthiere zerrissenen Beutethieres betrifft, so entsprechen dieselben, wie die Todesschmerzen eines jeden auf irgend eine Weise sterbenden Thieres, im Allgemeinen dem Überschusse an Lebensfreuden, den dasselbe während seines ganzen individuellen Lebens genossen hat, theils durch Ernährung, theils durch Spiel und durch Begattung etc., sowie dem Überschusse der Freuden, welche seine Vorfahren bei der Begattung erfahren haben. —

Mit besonders lebhaften Farben schildert Hartmann die Leiden der Geschlechtsliebe und sucht dieselbe in jeder Weise als ein Übel darzustellen. „Nun existiren aber“, sagt er, „bei dem unendlich viel grösseren Theile des Thierreiches nicht einmal Wollustorgane, welche zur Begattung reizen; ohne solche ist mithin die Begattung ein dem Egoismus des Individuums gleichgültiges Geschäft, welches durch den treibenden Zwang des Instinctes ausgeführt wird wie das Spinnen des Netzes von der Spinne, oder das Bauen des Vogelnestes für die später erst zu legenden Eier. Auf die Genusslosigkeit des Befruchtungsgeschäftes bei den meisten Thieren weist auch die mannigfache, von der unmittelbaren Begattung abweichende indirecte Form dieses Geschäftes hin. Wo bei den Wirbelthieren ein individueller physischer Genuss einzutreten scheint, ist derselbe zu Anfang gewiss noch so dumpf und nichtssagend wie möglich; bald aber tritt

auch der Kampf der Männchen um das Weibchen hinzu, der bei vielen Thierarten mit der grössten Erbitterung geführt wird, und häufig schmerzliche Verletzungen, nicht selten auch Tödtung eines Theiles zur Folge hat. Dazu kommt bei solchen Thieren, welche in der Brunstzeit von dem siegreichen Männchen geführte Heerden bilden, die unfreiwillige Enthaltsamkeit der Junggesellen, sei es, dass dieselben sich in besonderen Heerden absondern, sei es, dass sie bei der Hauptheerde bleiben, wo dann ein Eingreifen in die Rechte des Familienhauptes von diesem in grausamster Weise gestraft wird. Diese unfreiwillige Enthaltsamkeit des grössten Theiles der Männchen und die den Unterliegenden durch die Kämpfe verursachten Schmerzen und Ärger scheinen mir an Unlust die den beglückten Männchen aus dem Geschlechtsgenuss erwachsende Lust hundertfach zu überbieten. Was aber die Weibchen betrifft, so kommen diese erstens bei den meisten Thieren viel seltener zur Begattung, als die bevorzugten Männchen, und zweitens überwiegen bei ihnen die Schmerzen des Gebärens offenbar bei Weitem die bei der Begattung empfundene Lust.

Beim Menschen, namentlich dem cultivirten, ist die Geburt schmerzhafter und schwieriger als bei irgend einem anderen Thiere, und zieht meist sogar ein längeres Krankenlager nach sich; um so weniger kann ich Anstand nehmen, die summarischen Leiden des Gebärens für das Weib für grösser zu erklären, als die summarischen physischen Freuden der Begattung. Es darf uns nicht beirren, dass der Trieb das Weib in praktischer und vielleicht auch theoretischer Hinsicht die umgekehrte Entscheidung treffen heisst; hier haben wir einen recht eclatanten Fall, wo der Trieb das Urtheil verfälscht. Man erinnere sich an jene Frau, die durch das mehrmalige Überstehen des Kaiserschnittes sich doch nicht von der Begattung abhalten liess, und man wird den Werth eines solchen Urtheiles richtiger würdigen. Der Mann scheint in dieser Hinsicht besser daran zu sein; aber er scheint es nur.

Kant sagt in seiner Anthropologie (Werke VII, Abth. 2. S. 266): „Nach der ersteren (der Naturepoche seiner Entwickelung) ist er im Naturzustande wenigstens in seinem fünfzehnten Lebensjahre durch den Geschlechtsinstinct angetrieben und vermögend, seine Art zu erzeugen und zu erhalten. Nach der zweiten (der bürgerlichen Epoche der Entwickelung) kann er es (im Durchschnitt) vor dem zwanzig-

sten schwerlich wagen. Denn wenn der Jüngling gleich früh genug das Vermögen hat, seine und seines Weibes Neigung als Weltbürger zu befriedigen, so hat er doch lange noch nicht das Vermögen als Staatsbürger sein Weib und Kind zu erhalten. — Er muss ein Gewerbe erlernen, sich in Kundschaft bringen, um ein Hauswesen mit seinem Weibe anzufangen, worüber aber in der geschliffeneren Volksclasse auch wohl das fünfundzwanzigste Jahr verfliessen kann, ehe er zu seiner Bestimmung reif wird. Womit füllt er nun diesen Zwischenraum einer abgenöthigten und unnatürlichen Enthaltsamkeit aus? Kaum anders als mit Lastern.

Diese Laster aber beschmutzen den ästhetischen Sinn, stumpfen das Zartgefühl des Geistes ab und verführen nicht selten zu unsittlichen Handlungen. Endlich zerrütten sie durch das ihnen fehlende immanente Maass und aus anderen Gründen die Gesundheit und legen nur zu oft schon in die folgende Generation den Keim des Verderbens.

Wer aber wirklich ausnahmsweise sich von allen das Provisorium erfüllenden Lastern frei hält und mit der Anstrengung der Vernunft die Qualen der erregten Sinnlichkeit in ewig erneutem Kampfe überwindet, der hat in dem Zeitraume von der Pubertät bis zur Verheirathung, dem Zeitraume, wenn auch nicht der nachhaltigsten Kraft, doch der lodernsten sinnlichen Gluth, eine solche Summe von Unlust zu ertragen, dass die in dem späteren Zeitraume folgende Summe der geschlechtlichen Lust sie nimmermehr aufwiegen und wieder gut machen kann. Das Alter der Verheirathung der Männer rückt aber mit forschreitender Cultur immer höher hinauf, der provisorische Zeitraum wird also immer länger und ist am längsten gerade bei den Classen, wo die Nervensensibilität und Reizbarkeit, also auch die Qual der Entbehrung am grössten ist.

Nun ist aber die rein physische Seite der Geschlechtsliebe beim Menschen die untergeordnete, weit wichtiger ist der individualisirte Geschlechtstrieb, welcher sich von dem Besitze gerade dieses Individuums eine überschwengliche Seligkeit von nie endender Dauer verspricht.

Betrachten wir zunächst die Folgen der Liebe im Allgemeinen. Der eine Theil liebt in der Regel stärker als der andere; der weniger liebende zieht sich gewöhnlich zuerst zurück, und ersterer fühlt sich treulos verlassen und verrathen. Wer den Schmerz getäuschter

Herzen um gebrochener Liebesschwüre willen, so viel davon gleichzeitig in der Welt ist, sehen und wägen könnte, der würde finden, dass er ganz allein schon alles gleichzeitig in der Welt bestehende Liebesglück übertrifft (?), schon aus dem Grunde, weil die Qual der Enttäuschung und die Bitterkeit des Verrathes viel länger anhält, als das Glück der Illusion. Noch grausamer wird der Schmerz bei dem Weibe, das aus wahrer, tiefer Liebe dem Geliebten alles geopfert, um nur als Schlingpflanze an ihm fortzuleben; wird eine solche abgerissen und fortgeworfen, dann steht sie wahrhaft gefallen, d. h. haltlos in der Welt, ihre eigene Kraft gebrochen, des Schutzes der Liebe beraubt, muss sie, eine geknickte Blume, verdorren und vergehen, — oder frech sich in Gemeinheit stürzen, um zu vergessen.

Wie viel ehelicher und häuslicher Frieden wird nicht durch die sich einschleichende Liebe zerstört! Welch' kolossale Opfer an sonstigem individuellen Glück und Wohlsein fordert nicht der unselige Geschlechtstrieb! Vaterfluch und Ausstossung aus der Familie, selbst aus dem Lebenskreise, in dem man eingewurzelt ist, nimmt Mann oder Mädchen auf sich, um sich nur mit dem Geliebten zu vereinen. Die arme Näherin oder Dienstmagd, die ihr freudenloses Dasein im Schweisse ihres Angesichtes fristet, auch sie fällt eines Abends dem unwiderstehlichen Geschlechtstriebe zum Opfer; um seltener kurzer Freuden willen wird sie Mutter und hat die Wahl, entweder Kindesmord zu begehen, oder den grössten Theil ihres für sie allein kaum ausreichenden Erwerbes auf die Erhaltung des Kindes zu verwenden. So muss sie Jahre lang Sorge und Noth mit dreifacher Härte ertragen, wenn sie sich nicht einem Lasterleben in die Arme werfen will, das für die Jahre der Jugend ihr einen müheloseren Erwerb sichert, um sie nachher einem um so schrecklicheren Elende zu überliefern. Und das Alles um das bischen Liebe!" (S. 678.)

Hartmann schildert, wie Schopenhauer, das Liebesleben nur in seiner Verzerrung, wie es in den Culturstaaten nur bei Personen vorkommen mag, die eine krankhaft gereizte Sinnlichkeit haben, denen ein gesunder, normaler Liebesinstinct abgeht, und die deshalb auch nie die überschwengliche, alle Leiden des Lebens aufwiegende Wonne einer edlen, reinen Liebe, und nur die Qualen ungesunder Liebesverhältnisse kennen lernen. Solche Schilderungen, seien sie zu Gunsten der einen oder der anderen Seite, haben aber nicht den

Werth von wissenschaftlichen Untersuchungen, welche alles Anormale und Krankhafte streng von den normalen Erscheinungen zu sondern haben.

Sehen wir ab davon, dass HARTMANN aus dem Thierreiche ganz unrichtige Thatsachen anführt[1] und ein ganz falsches Urtheil über das Liebesleben in der Thierwelt fällt; sehen wir auch ab davon, dass HARTMANN hier nicht die Liebe, sondern vielmehr den Mangel der Liebe, die Unglücksfälle in der Liebe und anormale Culturerscheinungen vorführt, die ja in der That vorkommen, so verkennt er auch den Werth einer normalen Liebe ganz und gar.

Wer von seinen Vorfahren noch etwas natürliche Kraft und eine nicht zu sehr verdorbene Gesundheit geerbt hat, wer noch einigermaassen ein gesundes, natürliches Streben und einen naturgemässen Instinct besitzt, der findet auch mit diesem Instinct die Persönlichkeit heraus, die ihn beglückt. Und wer diese nun einmal gefunden hat und wahrhaft liebt, der nimmt für einen einzigen glücklichen Augenblick, der ihm nichts bietet, als das Zusammensein, das Anschauen und die Hoffnung auf ein dereinstiges dauerndes Zusammenleben, alle Mühen und Lasten des Lebens mit in den Kauf, strebt mit Lust und Freude, energisch sein Ziel im Auge behaltend, der Zukunft entgegen, sieht und fühlt kein Leid mehr, weiss nichts mehr von moralischen Anfechtungen des Lebens, seine Hoffnung hebt ihn über alle Niedrigkeiten des Daseins hinweg, und unbekümmert um das, was rechts und um das, was links liegt, sieht er am Morgen und am Abend, wachend und im Traume nur das unaussprechliche Glück der Zukunft vor sich.

Ein solches Leben ist schon ein glückliches und ein unaus-

---

[1] Wer jemals gesehen hat, mit welcher Begierde mehrere Fischmännchen ein Eier legendes Weibchen verfolgen, sich an ihm zu reiben suchen, und bei Berührung mit dem Weibchen oder mit den Eiern vor Aufregung zitternd das Sperma abgeben, oder wer etwa gesehen, in welch zärtlicher Weise der Lippfisch sein Weibchen umkreist, es am ganzen Leibe abküsst, sich an dasselbe schmiegt und sich an ihm reibt, wie beide dann vor Liebeswonne schauern und zittern, und mit welch eifersüchtiger Wuth das Männchen auf jeden sich nähernden Nebenbuhler losschiesst und ihn verjagt —, der wird ein anderes Urtheil über das Liebesleben selbst derjenigen Thiere bekommen, denen die betreffenden Organe noch mangeln. Trotz dieses Mangels ist auch bei den niedersten Thieren mit der Fortpflanzung, mit dem höchsten Grade der Förderung des Arterhaltungsprocesses auch die höchste Wonne verknüpft.

sprechlich glückliches, selbst so lange es nur erst in der Hoffnung auf ein dereinstiges Zusammenleben besteht.

Wir dürfen hier nicht vergessen, dass es in jeder Beziehung die Hoffnung ist, welche das Leben angenehm, welche den eigentlichen Lebenswerth ausmacht und uns die Energie zum Vorwärtsstreben und zur Überwindung der Widerwärtigkeiten giebt. Wer aber gesund ist und irgend einem höheren Ziele mit Energie entgegenstrebt, hat auch immer und immer wieder neue Hoffnungen für die weitere Zukunft, und hoffnungslos ist nur der kranke, der abgestorbene oder der moralisch verkommene Mensch.

Die meiste Hoffnung hat aber der Mensch erst dann, wenn er Nachkommen besitzt, und nach dem Urtheile aller Väter und Mütter sind die Mutter- und Vaterfreuden die edelsten, heiligsten und süssesten, die der Mensch kennen lernt, und die ihm alles, was das Leben Bitteres und Herbes bietet, nur gering erscheinen lassen.

Bei alledem unterliegt es keinem Zweifel, dass es einzelne Individuen, Familien und Völker giebt, welche mehr Leid als Freud haben, das sind aber solche, welche abwärts und ihrem Untergange entgegengehen.

Schopenhauer und insbesondere Hartmann suchten ihre Behauptung, dass das Leben ein Übel sei, dadurch zu beweisen, dass sie die unangenehmen Seiten des Lebens hervorhoben und die positiven Freuden verneinten, nachdem andere Philosophen im Gegentheil zu beweisen versucht hatten, dass nur die Freude positiv und das Leid nur negativ sei (Leibniz). Aber weder der Optimismus noch der Pessimismus kannte bisher ein bestimmtes Maass, mit dem die Summen der Freuden und der Leiden abgemessen werden konnten.

Jetzt, nachdem wir wissen, dass die Freuden aus den Förderungen und die Leiden aus den Beeinträchtigungen des Lebens- bezüglich Arterhaltungsprocesses resultiren und ihnen entsprechen, haben wir auch ein ganz bestimmtes Maass, mit dem wir die Summe der Freuden und die Summe der Leiden abmessen können, dieses Maass ist der thierische Lebensprocess, d. h. das Aufleben und das Absterben.

Da die Summe der Lebensförderungen, d. h. der Anhäufung animalischen Lebens derjenigen der Freuden und die Summe der Lebensbeeinträchtigungen, d. h. der Absterbungsprocesse, derjenigen

der Leiden ungefähr entspricht, so kommt die Frage nach dem Übergewicht der Freuden oder der Leiden auf die andere Frage hinaus, ob die Lebensbildungsprocesse die Absterbungsprocesse überwiegen oder ob umgekehrt die letzteren eine grössere Summe ausmachen, als die ersteren.

Hiergegen könnte man allerdings einwenden, dass oft geringe Verletzungen, etwa das Eindrücken eines Splitters unter einen Fingernagel, mit sehr grossen Schmerzen verbunden sind, während ganz plötzliche und unerwartete stärkere Verletzungen verhältnissmässig wenig stark gefühlt werden, dass die Schmerzen, welche bei einem langsamen, qualvollen Sterben entstehen, viel grösser sind, als wenn man plötzlich erschossen oder zermalmt wird, ja dass bei manchen Vergiftungen (mit Blausäure) der Tod ohne grössere Schmerzempfindungen eintritt, und dass mithin die Summe des Lebensverlustes nicht stets der Summe der Leiden entspricht und anderentheils auch die Summe des Lebensgewinnes nicht immer im selben Verhältnisse zur Summe der Freuden steht.

Dieser Einwurf ist allerdings in mehrfacher Beziehung gerechtfertigt. Einmal gilt die Proportionalität der Leiden zum Lebensverlust nur so weit, als sie sich mit Nothwendigkeit aus den Entwickelungsgesetzen ergiebt, und künstliche Eingriffe des Culturlebens (Operationen, Vergiftungen, Betäubungen etc.), sowie abnorme Verhältnisse, etwa besondere Krankheitserscheinungen können hier weniger in Betracht kommen. Dann wird jede Förderung oder Beeinträchtigung des Lebensprocesses um so stärker gefühlt, je intensiver und je länger die Aufmerksamkeit auf dieselbe gerichtet ist, und um so schwächer, je weniger das letztere der Fall ist. Wir können aber wohl annehmen, dass sich diese Unregelmässigkeiten bei dem ewigen Wechsel der Bewusstseinsconcentrationen ungefähr ausgleichen.

Trotz all dieser Unregelmässigkeiten und trotz der einzelnen auffallenden Fälle, in denen geringe Verletzungen verhältnissmässig stark, grössere Verletzungen relativ weniger stark gefühlt werden, zeigt doch die Erfahrung, dass im Allgemeinen der Satz seine Giltigkeit behält, dass, je stärker die Verwundung, desto grösser die Schmerzen, und je grösser die Lebensförderung oder Lebensbeeinträchtigung, desto grösser die Freuden oder Leiden sind; denn man muss dabei nicht nur die momentanen Gefühle, sondern alle

diejenigen, welche durch eine solche Förderung oder Beeinträchtigung hervorgerufen werden, in Betracht ziehen. Wenn urplötzlich und unerwartet mein Arm zerquetscht wird, so habe ich in dem Momente vielleicht weniger Schmerzen, als wenn ich mir langsam und bewusst ein wenig Haut abschürfe; aber hinterher stellen sich wegen der gestörten Blutcirculation mit den auftretenden Entzündungen doch die stärkeren, der Grösse der Verwundung entsprechenden Schmerzen ein. Ähnlich ist es in anderen Fällen.

Ob also im gesammten Thierreiche oder in einzelnen Gattungen und Arten, ob im gesammten Menschengeschlechte oder in einzelnen Völkern, Familien und bei einzelnen Individuen die Summe der Freuden grösser sei als die Summe der Leiden oder umgekehrt, richtet sich darnach, ob das gesammte Thierreich, eine einzelne Gattung, ob das gesammte Menschengeschlecht, ein Volk oder eine Familie wächst und an Individuenzahl, an Verbreitung und an Macht über andere Thiere und Menschen zu- oder abnimmt. Würde im gesammten Thierreiche und Menschengeschlecht die Summe aller Lebensbildungsprocesse ganz gleich der Summe aller Absterbungsprocesse sein, dann wäre eine weitere Vermehrung und Ausbreitung der animalischen Wesen nicht möglich; und wäre gar die Summe aller Lebensauflösungen grösser als die Summe aller Lebensbildungen, dann müsste mit Nothwendigkeit das vorhandene animalische Leben allmählig abnehmen und verschwinden, das Thierreich wie das Menschengeschlecht nach und nach aussterben.

Von Anfang alles thierischen Lebens an war ein solches Verhältniss offenbar unmöglich.

In jedem Falle konnte nicht mehr animalisches Leben zu Grunde gehen, als entstanden und vorhanden war; die Summe der Absterbungsprocesse konnte beim ersten animalischen Wesen also höchstens ebenso gross sein als die Summe der Lebensförderungen; denn was nicht entstanden ist und nicht da ist, kann auch nicht vergehen.

Die Thatsache aber, dass sich das thierische Leben immer mehr vermehrt und ausgebreitet hat, zeigt uns, dass im Allgemeinen die Lebensförderungen die Absterbungsprocesse bisher überwogen haben. Dies wird offenbar noch so lange dauern, als noch eine weitere Vermehrung und Ausbreitung des thierischen Lebens möglich ist. Gesetzt aber, dass eine Grenze erreicht wird, so dass dann keine weitere Vermehrung und Ausbreitung mehr möglich ist, so können

dann auch die einzelnen Lebensförderungen die Summe der Absterbungsprocesse nicht mehr überwiegen.

Ist nun diese Grenze nicht schon längst erreicht, oder findet auch jetzt noch eine weitere Vermehrung im Allgemeinen statt?

Man muss in der That annehmen, dass schon seit lange die ganze Erde, soweit sie thierisches Leben möglich macht, bevölkert ist; und dass eine grössere allgemeine Vermehrung der Thiere jetzt nicht mehr stattfindet, wenigstens nicht in dem Maasse, wie sie früher, etwa mit der Entwickelung der ersten luftathmenden Wirbelthiere und der Verbreitung derselben ohne Zweifel stattgefunden hat.

Es dürfte nun wohl schwer sein nachzuweisen, ob im Allgemeinen die Vermehrung der Thiere immer noch langsam vorwärtsschreitet, stille steht oder allmählig zurückgeht.

Dagegen wissen wir, dass schon früher einzelne Arten und Gattungen sich auf Kosten anderer in rapider Weise vermehrt und entwickelt haben, während ganze Familien auf wenige Species reducirt worden oder ganz untergegangen sind.

Die Paläontologie zeigt uns, dass Thiergattungen, die jetzt nur noch in einzelnen kleinen Erdstrichen vorkommen und nur noch durch verhältnissmässig wenige Arten und Individuen vertreten sind, einst in ungeheurer Zahl und Mannigfaltigkeit der Arten den grössten Theil der Erdoberfläche bevölkerten, während andere Gattungen, die jetzt eine ganz allgemeine Verbreitung haben, früher höchst wahrscheinlich oder sicher noch gar nicht existirten oder erst in geringer Zahl vorhanden waren.

So haben die Pflanzenthiere, Sternthiere, Würmer und Weichthiere in den primordialen Perioden eine viel grössere Arten- und Individuenzahl gehabt als gegenwärtig; während die Glieder- und Wirbelthiere in jenen Perioden erst allmählig entstanden sind; jene Thiere haben sich vermindert, und diese auf Kosten derselben vermehrt und ausgebreitet.

Wirbelthiere, die jetzt nur noch in wenigen Arten und Individuen existiren, wie die schädellosen Wirbelthiere (Acrania), Rundmäuler (Cyclostoma), Lurchfische (Dispneusta), Schnabelthiere (Monotrema), Beutelthiere (Marsupialia) u. a., oder die jetzt ganz ausgestorben sind, wie die Seedrachen (Halisauria), die Stammschleicher (Tocosauria), Flugschleicher (Pterosauria), Drachen (Dinosauria),

Schnabelschleicher (Anomodontia) und viele einzelne Vögel- und Säugethiergattungen haben theils im primären, theils im secundären Zeitalter zahlreiche Arten gebildet und eine grosse Verbreitung gehabt, während die jetzt am meisten verbreiteten Schlangen, Vögel und Säugethiere damals noch gar nicht oder nur in wenigen Individuen und Arten vorhanden waren.

Die Reptilien haben in der secundären Periode unter den Landwirbelthieren offenbar eine dominirende Rolle gespielt, während sie jetzt von den Vögeln und Säugethieren ganz unterdrückt werden.

Zu jeder Zeit der Thierentwickelung scheint eine bestimmte Gattung eine überwiegende Verbreitung gehabt zu haben, bis sie wieder von einer andern allmählig verdrängt und unterdrückt worden ist. Und zwar ist diese herrschende Thiergattung allem Anscheine nach immer diejenige gewesen, welche sich am meisten den Bedingungen der Zeit durch die relativ grösste Intelligenzentfaltung anzupassen vermochte, welche die höchste physische und psychische Entwickelungsstufe erreicht und eben deshalb die verwandten Gattungen und Nahrungsconcurrenten im Kampfe ums Dasein zu unterdrücken vermocht hat.

Die gegenwärtig herrschende Gattung der animalischen Wesen ist das Menschengeschlecht, das sich insbesondere auf Kosten der ihm am nächsten stehenden Thiergattungen, die in gewisser Beziehung seine Nahrungsconcurrenten bilden, also auf Kosten der Affen und der Raubsäugethiere immer mehr vermehrt und ausgebreitet hat.

Und innerhalb des Menschengeschlechtes giebt es bekanntlich wieder einzelne Racen und Volksstämme, die sich auf Kosten anderer in rapider Weise vermehren und verbreiten, jene unterdrücken und allmählig ganz zum Aussterben bringen.

Man braucht sich nur der Einwanderung der Europäer in Amerika und der Unterdrückung der Indianerstämme, die gegenwärtig alle dem Aussterben nahe sind, zu erinnern, um eine Illustration dieses Processes zu haben.

Nach der von Herbert Spencer und von mir dargelegten causalen Beziehung zwischen den Freuden und den die Arterhaltung bezügl. den Lebensprocess fördernden Einwirkungen und den Leiden und den die Arterhaltung beeinträchtigenden Vorgängen können wir nun hiernach auch das Verhältniss der Leiden zu den Freuden für die einzelnen Gattungen im Allgemeinen bestimmen.

Die Frage, ob auch jetzt noch im gesammten Thierreiche die Summe der Freuden grösser sei als die Summe der Leiden, ist weder mit Sicherheit zu bejahen noch zu verneinen. Dagegen können wir als gewiss annehmen, dass, so lange eine stetige Vermehrung des thierischen Lebens im Allgemeinen stattgefunden hat, auch ein dieser Vermehrung entsprechender Überschuss an Freuden existirt hat.

Sollte dagegen aus irgend einer Ursache, etwa dadurch, dass die Erde unwirthbar würde und keinen Pflanzenwuchs, keine Nahrung mehr böte, das immerwährend zu Grunde gehende animalische Leben nicht mehr ersetzt werden können und das Thierreich eine allgemeine Abnahme erfahren, dann würden auch die Leiden grösser und zahlreicher sein als die Freuden. So viel Freuden das Thierreich in der Zeit der Vermehrung und Ausbreitung mehr genossen hat als Leid ertragen, so viel mehr Leiden würde dasselbe in der Zeit der Verminderung und des Aussterbens zu erdulden haben als es Freude empfände; und nachdem das ganze Thierreich ausgestorben wäre, würde die Summe aller Leiden, die jemals im Thierreiche vorgekommen wären, der Summe aller jemals entstandenen Freuden ungefähr gleich sein.

Ebenso gewiss ist, dass bei manchen Thierarten — nämlich bei denjenigen, welche sich jetzt noch auf Kosten anderer vermehren und ausbreiten — auch gegenwärtig die Freuden die Leiden überwiegen, während bei andern das Gegentheil der Fall ist, und das sind diejenigen, welche so viele Verfolger haben, dass sie im Kampfe ums Dasein unterdrückt werden und dem Aussterben entgegengehen.

Da beim Menschengeschlecht im Allgemeinen die Lebensbildung und Lebensentwickelung eine grössere ist, als das Absterben, d. h. da immer noch eine Vermehrung des Menschengeschlechts stattfindet, so müssen wir auch annehmen, dass dasselbe wenigstens jetzt noch einen Überschuss von Freuden hat.

Es ist aber denkbar, dass dies einst anders wird und das Gegentheil eintritt, nämlich, sobald nach eingetretener Übervölkerung wegen Nahrungsmangel eine weitere Vermehrung unmöglich geworden ist und vielmehr ein Rückgang stattfindet, so dass das Absterben die Lebensentwickelung überwiegt.

Bei einzelnen Racen und Völkern, z. B. bei den Indianern, die von anderen verdrängt und unterdrückt werden und sich den

neuen Verhältnissen nicht genügend anzupassen vermögen, den Kampf ums Dasein mit den andern Völkern nicht bestehen können, ist die Summe der Leiden auch jetzt schon unzweifelhaft grösser, als die Summe der Freuden; während diejenigen Völkerschaften, die sich eben jetzt auf Kosten der untergehenden besonders stark vermehren, ausbreiten und entwickeln, wie etwa die Engländer und die Deutschen, auch einen besonders grossen Überschuss an Freuden haben.

Dies gilt aber wieder nur im Allgemeinen von einem ganzen Volk, einer Nation oder einer Race. Innerhalb dieser giebt es wieder einzelne Familien, die in Degeneration begriffen sind, mit den andern den Kampf ums Dasein nicht zu bestehen vermögen, und die von Generation zu Generation zurückgehen; und in diesen Familien sind dann natürlich auch die Leiden zahlreicher als die Freuden. Besonders in Deutschland gehen jetzt eine Menge Adelsfamilien, die nicht die Energie haben, sich einer industriellen Thätigkeit zu widmen und in dieser mit bürgerlichen Familien zu concurriren, die eine solche Concurrenz vielmehr unter ihrer Würde halten und das Leben ihrer Vorfahren fortführen, schneller oder langsamer ihrem wirthschaftlichen Ruin und ihrem Untergange entgegen. Und wer einigermaassen einen Einblick in das Leben solcher verarmter Familien, solcher „verschämter Armuth“ hat, der zweifelt auch nicht mehr daran, dass dieselben weit mehr Leid ertragen als Freude geniessen. Andererseits gelingt es den Söhnen vieler armer bürgerlicher Familien, die seit Jahrhunderten in Noth und Elend dahingelebt haben, vielfach, durch eifriges Streben sich in Wohlstand zu versetzen und einen mehr und mehr prosperirenden Stamm zu gründen; und diese haben auch offenbar einen Überschuss an Freuden.

Kommt ein einzelner Mensch in jeder Beziehung zurück, verarmt er und hat er Familienunglück, dann überwiegen auch sicher die Leiden seine Freuden, hat er dagegen ein energisches Streben und ist dieses von Erfolg gekrönt, so dass er eine bessere Existenz erlangt und seine Familie wächst und gedeiht, dann bilden auch seine Freuden sicher einen Überschuss über die Leiden.

Endlich ist bei jedem Individuum in der ersten Hälfte seines Lebens die Anhäufung des Lebens grösser als die Auflösung desselben, und eben deshalb findet ein Wachsthum statt und es ist eine Vermehrung möglich, während in der zweiten Lebenshälfte diese Ver-

hältnisse die umgekehrten sind; und dies ist nun die Ursache davon, dass in der Jugend im Allgemeinen die Freude und Lebenslust das Leid überwiegen, während im Alter die Leiden zahlreicher sind als die Freuden. Auch macht der Mensch oft innerhalb einer kürzeren Zeit mehrere abwechselnde Perioden des Vorwärtskommens und des Freudüberschusses und andere Perioden des Rückganges und des Leidüberschusses durch.

Übrigens wird im praktischen Menschenleben schon ganz allgemein der Freud- oder Leidüberschuss ganz richtig darnach beurtheilt, ob ein Mensch in der Selbst- und Arterhaltung fortschreitet oder rückwärts geht. Von einem Menschen, der gesund ist, dessen Existenz sich verbessert und dessen Familie gedeiht, sagt man mit Recht, „es geht ihm gut", während man von einem Menschen, der kränklich ist, der verarmt oder der Unglück in seiner Familie hat, behauptet, dass es ihm schlecht gehe. Und wenn sich manche Philosophen mehr um das praktische Leben der grösseren Menschenmassen gekümmert und die praktischen Lebensanschauungen derselben in der rechten Weise gewürdigt hätten, dann würden sie auch eine brauchbarere Lebensphilosophie begründet haben.

So lange eine solche nicht den thatsächlichen Erfahrungen, dem wirklichen Leben der Menschen entspricht, so lange ist sie nicht nur unbrauchbar, sondern auch unwahr.

Wenn man bedenkt, dass nicht nur in einem Culturstaate jeder Laie, jeder Bauer, sondern dass jeder Wilde weiss, wenn es ihm gut und unter welchen Umständen es ihm schlecht geht oder schlecht gehen wird, und dass es ihm auch im Allgemeinen bewusst ist, was er zu thun hat, damit es ihm gut gehe, und weiss, dass er nur durch das Streben nach vollkommener Selbst- und Arterhaltung, nach einer gesicherten Existenz und nach Begründung einer Familie glücklich werden kann und jedes Missgeschick, das ihn von diesem Ziele zurückwirft, ihn unglücklich macht, so muss man sich in der That darüber wundern, dass bei dem jahrhunderte langen Streit über das Leben als ein Gut und als ein Übel diese intime Beziehung der Freuden zum Fortschreiten in der Selbst- und Arterhaltung und der Leiden zum Rückschreiten hierin im Allgemeinen so sehr übersehen werden konnte, und dass von hervorragenden Fachphilosophen so einseitige unpraktische Lebensanschauungen für wahr und richtig gehalten werden konnten. Die Ursache hierzu ist aber die, dass

die betreffenden Philosophen das ganze Leben hindurch in den Stuben gehockt haben und viel zu wenig mit dem praktischen Leben in Berührung gekommen sind, um für dasselbe das richtige Interesse und eine richtige Beurtheilung finden zu können. Anstatt das Leben aufzusuchen und es zu beobachten, haben sich gerade solche Philosophen, die am meisten über das Leben geschrieben haben, absichtlich dauernd von demselben zurückgezogen. Kein Wunder dann, dass auch das Urtheil ein einseitiges und falsches wurde. —

Diese Erkenntniss von dem Verhältnisse der Freuden und Leiden zum Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten in der Selbst- und Arterhaltung stimmt allerdings nicht mit einer pessimistischen Philosophie, auch nicht mit dem Idealismus der pessimistischen Religionen überein, um so mehr aber mit der Wirklichkeit des menschlichen Lebens.

Das Princip des Strebens nach allem, was unsere Selbst- und Arterhaltung bezüglich die Erhaltung des Staates fördert, um durch dieses und in diesem Streben das individuelle Glück zu finden und das Allgemeinwohl zu fördern, hat die Menschheit instinctiv schon verfolgt, ohne zu wissen, warum dieses Streben das richtige ist; und trotz alles Pessimismus unserer Religionen, trotz aller Verneinungen des irdischen Glückes hat die Menschheit doch in Wirklichkeit immer instinctiv nach diesem Glücke gestrebt und es mehr oder weniger auch gefunden.

Jetzt, da wir nun wissen, warum allein das Streben nach Arterhaltung uns glücklich macht, wie sehr die Freuden und Leiden durch die Veränderungen des Lebensprocesses bedingt sind, wie abhängig das Glück von dem Vorwärtsschreiten in der Arterhaltung ist, jetzt kommt es nun darauf an, alle die Factoren festzustellen, durch welche im Einzelnen wie im Ganzen die Selbstvervollkommnung und Arterhaltung gefördert oder beeinträchtigt wird und im vollen Bewusstsein der Zweckmässigkeit die ersteren Factoren zu suchen und die letzteren zu meiden, wie dies unten noch weiter erörtert werden wird.

III. Capitel.

Die Relativität der Freuden und Leiden.

Die Abhängigkeit der Gefühle von der individuellen Organisation und der momentanen Disposition, welche darauf zurückzuführen ist, dass bei verschiedener Organisation und Disposition dieselben Reize in verschiedener Weise fördernd oder hemmend auf den Lebensprocess wirken. Die Abhängigkeit der Freuden und Leiden von den vorhergegangenen Gefühlen und von den gleichzeitig an anderen Personen wahrgenommenen Gefühlszuständen. Nur die Veränderungen und simultanen Differenzen unserer Lebenszustände werden als Freud und Leid empfunden, nicht bestimmte Zustände als solche. Der Werth des Leidens. Die Abnutzung des Nervensystems und die darauf beruhenden Schwankungen in den Bedürfnissen des Menschen.

So verschieden die Thiere und Menschen in ihrer materiellen Organisation sind, so verschieden sind auch die Vorstellungen vom Glück und Unglück. Bei jeder Gattung, jeder Race, und jeder Altersstufe des einzelnen Individuums sind die Bedingungen der Lust und des Schmerzes verschiedene. Der Kaffer hat andere Ideale des Glückes als der Singhalese, der Amerikaner und Engländer andere als der Deutsche und der Muhamedaner und der Christ andere als der Jude. Die Frau strebt nach anderen Zielen als der Mann (manchmal leider auch nach den gleichen), das Kind denkt sich sein Glück anders als der Erwachsene, und die Neuzeit hat andere Richtungen des Strebens als das Alterthum. Ein polnischer Jude lässt sich prügeln, wenn er davon materiellen Gewinn hat; und ein deutscher Edelmann macht sich arm, nur um vermeintlich die Ehre der Familie zu retten. Heute wünscht der Mensch als kleiner Knabe, ein Soldat zu sein. Morgen erscheint ihm als Schüler der Lehrerberuf als die höchste Staffel der Rangleiter. Übermorgen hält er sein Glück ein-

zig und allein durch den Besitz eines geliebten Wesens bedingt. Später glaubt er, nur im Reichthum liege das Glück, und am Lebensabend kommt er zur Überzeugung, dass alles eitel ist auf dieser Welt und nur die Hoffnung auf die ewige Seligkeit realen Werth hat.

Der kinderlose Millionär würde die Hälfte seiner Güter für den Besitz eines Sprossen geben, und ein armes Weib, das sich nicht zu ernähren vermag, ist unglücklich darüber, dass es Kinder hat. Der Arme begehrt die Güter des Reichen, und dieser die Bedürfnisslosigkeit des Armen. Ein Kind oder ein Jüngling wünscht sich die Stärke und Würde eines Mannes; und der Mann sehnt sich nach dem Glück der Jugend zurück. Der unverheirathete Mensch strebt nach einem eheligen Leben und der verheirathete möchte gar oft wieder ledig sein.

So hat ein jeder Mensch andere Wünsche, jeder begehrt das, was er nicht hat, und was ihn vermeintlich glücklicher machen würde, als das, was er besitzt. Hat der Mensch ein Ziel erreicht, so strebt er nach einem neuen; und ist auch dies erreicht, so hat er wieder andere Wünsche. Niemals vermag ihn ein bestimmtes Ziel, die Erfüllung einer Hoffnung dauernd glücklich zu machen. So oft der Mensch glaubt, sein Sehnen und Hoffen würde mit der Erreichung eines Zieles seinen Abschluss finden und eine dauernde Zufriedenheit eintreten, so oft sieht er sich in diesem Glauben getäuscht. Niemals lässt sich das Glück mit einem bestimmten Zustande festhalten. Immer scheint es zu entfliehen, sobald wir es erfasst zu haben meinen. So führt uns die Vorstellung des Glücks von Stufe zu Stufe und lockt uns zu einem ruhelosen Vorwärtsstreben.

Bei dieser immerwährenden Flucht des vermeintlichen Glückes und der nie endenden Begehrlichkeit und Unzufriedenheit des Menschen ist es begreiflich, dass die pessimistische Anschauung entstand, in diesem Leben sei das Glück überhaupt nicht zu finden, es existire nur die Pein des Mangels, und der Mensch werde durch seine Vorstellungen eines zukünftigen Glückes nur von Enttäuschung zu Enttäuschung weiter gelockt. Und ebenso begreiflich ist hiernach der Glaube, dass erst in einem geistigen Leben nach dem leiblichen Tode das Glück und der Seelenfrieden zu finden sei.

Es ist ein allgemeiner Irrthum der Menschheit, dass sie glaubt und bisher immer geglaubt hat, das Glück sei durch ganz bestimmte

stationäre Zustände bedingt, mit deren Herbeiführung auch das Glück ein dauerndes sein werde.

Auf diesen Irrthum sind u. a. auch die die Gegenwart besonders bewegenden communistischen Bestrebungen zurückzuführen, welche von der Voraussetzung ausgehen, dass ein gewisser Besitz schon glücklich mache, dass die Menschheit in brüderlicher Eintracht ohne gegenseitige Bekämpfung nebeneinander bestehen und sich bei einer absoluten Gleichheit des Besitzes, der Rechte und Pflichten glücklich fühlen könne.

Heute wünschen die Communisten gleich vertheilten Besitz; und den ersten Tag nach dieser Vertheilung würde Jeder wünschen, mehr zu besitzen als der Andere. Jetzt verlangt der Communist die Auflösung der ehelichen Bande; aber sobald diesem Verlangen nachgegeben wäre und er eine bestimmte Frau wirklich liebte, so würde er auch als erste Bedingung seines Glückes den Alleinbesitz seiner Frau betrachten und sich mit aller Macht dagegen sträuben die communistische Idee zu verwirklichen.

Das Glück des Menschen ist weder durch einen bestimmten Besitz materieller Güter, noch durch einen bestimmten Bildungsgrad, ein gewisses Alter, einen bestimmten Stand oder irgend einen anderen fixirten Zustand als solchen bedingt; sondern es ist vielmehr von dem Vorwärtsschreiten in der Selbst- und Arterhaltung, und von der Wahrnehmung einer günstigen Differenz zwischen den gegenwärtigen und vergangenen Gefühlszuständen und zwischen den gleichzeitig bestehenden eigenen Verhältnissen und denjenigen anderer Menschen abhängig.

Glück und Unglück, Freud und Leid sind in jedem Falle nur relativ und bedingen sich gegenseitig.

Was dem Einen Freud bringt, verursacht dem Anderen Leid. Was uns heute hoch erfreut, lässt uns morgen kalt oder erregt unseren Ärger und Zorn. Und derselbe Mensch, der mit seinem Loos zufrieden ist und sich glücklich fühlt, wenn er sieht, dass es anderen Menschen weniger gut geht als ihm, wird unzufrieden und unglücklich, sobald seine Wahrnehmungen an anderen Menschen die entgegengesetzten sind.

Die Relativität der Freuden und Leiden ist eine dreifache. Einmal sind dieselben relativ, insofern als die Dinge niemals an sich freud- oder leidbringend sind, sondern nur in ihrer Beziehung zu

jedem einzelnen Individuum und zu dem momentanen Zustande desselben; dann insofern, als die Intensität der Freuden und Leiden und der angenehme oder unangenehme Charakter eines Gefühles von dem vorhergegangenen Gefühlszustande abhängig ist; und endlich insofern, als die Freuden und Leiden auch verschieden sind, je nach dem Verhältniss, in dem unsere Zustände zu denjenigen anderer Personen stehen.

Alle diese Abhängigkeiten kommen aber, wie wir sehen werden, wieder auf eine einzige hinaus, nämlich auf die Abhängigkeit von der Förderung oder Hemmung unseres Lebensprocesses, d. h. davon, wie weit durch eine Einwirkung der Lebensprocess in seiner individuellen Tendenz gefördert oder gehemmt wird, wie weit der nachfolgende Zustand im Verhältniss zum vorhergehenden als Hemmung oder Förderung zu betrachten ist, und wie weit wir uns selbst im Verhältniss zu Anderen in unserer Selbst- und Arterhaltung gefördert oder gehemmt sehen, wie weit wir also eine successive oder simultane Differenz zu unseren Gunsten oder Ungunsten erkennen.

Seit Kant (und nicht erst seit Herbert Spencer, wie dieser anzunehmen scheint) wissen wir, dass alle Eigenschaften, die wir an den Dingen wahrnehmen, und alle Gefühle, welche dieselben verursachen, nicht den Dingen an sich eigenthümlich sind, sondern nur in der Wirkung, welche dieselben auf uns ausüben, also in dem Verhältniss der Dinge zu unserem Nervensystem bestehen; und Herbert Spencer hat uns nun ausführlich gezeigt, dass alle Lust- und Schmerzempfindungen relativ sind, sowohl in Bezug auf die betreffenden Individuen, bezüglich auf deren Organisation, als auch in Bezug auf die momentanen Zustände, in denen sich diese Individuen befinden[1]. So verschieden die Organisationen der Thiere und Menschen sind, so verschieden sind auch die Wirkungen der Aussendinge auf dieselben. Was das eine Individuum mit Appetit verzehrt, verursacht dem anderen Ekel und Abscheu, und „was dem Einen Gift, ist dem Andern Speise".

„Man braucht sich blos nach den verschiedenen Dingen umzusehen, welche die verschiedenen Geschöpfe zu verzehren durch ihre Begierden angetrieben werden, und in deren Verzehren sie Befriedigung finden: Fleisch für das Raubthier, Gras für den Pflanzenfresser,

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik." X. Capitel.

Würmer für den Maulwurf, Fliegen für die Schwalbe, Samenkörner für den Fink, Honig für die Biene, ein verfaulender Leichnam für die Made — um sich zu vergegenwärtigen, dass der Geschmack an der Nahrung relativ ist zu dem innern Bau der einzelnen Geschöpfe. Und diese Wahrheit, welche bei einem Überblick über die Thiere im Allgemeinen zu Tage tritt, drängt sich unserer Aufmerksamkeit sogar bei einem Blick auf die verschiedenen Menschenracen auf. Hier wird Menschenfleisch verabscheut, dort dagegen als die grösste Delicatesse geschätzt; in diesem Lande lässt man Wurzeln in Fäulniss übergehen, bevor man sie isst, und in jenem ruft selbst die leiseste Andeutung von Zerfall Widerwillen hervor; Wallfischthran, den die eine Race mit Gier verschlingt, erzeugt bei einer anderen durch seinen blossen Geruch Übelkeit. . . . So ist es auch mit den übrigen Sinnen. Asa foetida (Teufelsdreck), welcher bei uns als Typus des Abscheulichen von Geruch hingestellt wird, gehört bei den Esthen zu einem der beliebtesten Parfüms, und selbst die Leute in unserer nächsten Umgebung haben so verschiedene Liebhabereien in dieser Hinsicht, dass der Geruch einer Blume dem Einen angenehm, dem Andern dagegen widerwärtig vorkommt. Ähnliche Unterschiede in der Vorliebe für diese oder jene Farbe können wir täglich äussern hören. Und in grösserem oder geringerem Grade gilt dasselbe auch für alle Empfindungen bis herab zu denjenigen des Tastsinnes: das bei der Berührung von Sammet erzeugte Gefühl, welches den Meisten angenehm ist, verursacht Manchem Knirschen der Zähne[1]."

Fragen wir uns nach der Ursache dieser Verschiedenheit, so haben wir keine andere Antwort dafür, als dass wegen der mannigfachen Organisation und individuellen Tendenz des Lebensprocesses dieselbe Einwirkung auf die Geschmacks- oder Geruchsnerven nicht bei allen Thieren und Menschen die gleiche Wirkung hat, nicht in jedem Falle eine partielle Förderung oder Hemmung verursacht; denn die Empfindung ist in ihrem Charakter, wie in ihrer Intensität in jedem Falle davon abhängig, ob und wie weit durch die Einwirkung auf die Sinnesnerven eine partielle Förderung oder Hemmung bewirkt wird.

Derselbe Druck, den ein Elephant kaum fühlt, verursacht einer Maus oder einer Fliege Todesqualen aus dem einfachen Grunde,

---

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ X. Capitel.

weil derselbe hier eine Zermalmung, dort nur eine kaum merkliche Verdrängung des Blutes von einer bestimmten Stelle verursacht. Beim Löwen erzeugt das Fleisch, beim Rind das Gras eine locale und allgemeine Förderung des Lebensprocesses. Faules Fleisch und verdorbene Früchte wirken bei uns hemmend sowohl auf den partiellen Nervenprocess in den Geschmacks- und Geruchsorganen, wie auf den allgemeinen Lebensprocess; bei gewissen Insecten dagegen ist diese Wirkung derselben Stoffe eine den Lebensprocess fördernde, weil die Organisation eine andere ist, als die unserige.

Derselbe Wärmegrad, welcher bei den tropischen Thieren das angenehme Gefühl der Behaglichkeit verursacht, ist den Bewohnern der arktischen Zonen unerträglich, weil nach den vererbten Dispositionen, bezüglich nach den verschiedenen Lebensgewohnheiten diese Wärme dort fördernd, hier hemmend auf den Lebensprocess wirkt. In derselben Temperatur, in welcher Eisbären und Eisfüchse vortrefflich gedeihen, gehen Affen, Löwen und tropische Schlangen zu Grunde; und hiernach sind auch die Empfindungen verschiedene, welche die gleiche Temperatur bei diesen differenten Thieren hervorruft.

Aber selbst wenn der Lebensprocess in scheinbar gleicher Weise beeinflusst wird, sind die Empfindungen doch bei verschiedenen Individuen differente. Und selbst bei ein und demselben Individuum haben die gleichen Einwirkungen vielfach verschiedene Empfindungen zur Folge. Das Kind ist gegen alle Berührungsreize empfindlicher als der erwachsene Mensch, und derselbe Schlag, dieselbe Verwundung verursacht bei ersterem eine intensivere Schmerzempfindung als bei letzterem. Ist ein Körpertheil entzündet, dann genügt der geringste Reiz, um die intensivsten Schmerzen zu erzeugen. Bei überreizten und überermüdeten Sinnesorganen und Muskeln wird derselbe Reiz und dieselbe Anstrengung als Schmerz empfunden, welche bei ausgeruhten Organen ein Bedürfniss ist und ein angenehmes Gefühl erzeugt. Diese Verschiedenheit der Empfindung bei differenten subjectiven Dispositionen hat aber, wie leicht zu sehen, ihren einzigen Grund darin, dass die Wirkung des Reizes auf den Verlauf des Lebensprocesses nicht immer die gleiche ist. Wenn ausgeruhte Organe, für die eine Anstrengung bezüglich die Auslösung der aufgespeicherten Nervenkraft ein Bedürfniss ist, irgend eine Thätigkeit ausüben, so wird dadurch der Lebensprocess offenbar gefördert,

während in dem anderen Falle, dass übermüdeten Organen, welche der Ruhe bedürfen, noch weitere Anstrengungen zugemuthet werden, dadurch der Lebensprocess unzweifelhaft beeinträchtigt wird.

Diese Verschiedenheit der Dispositionen, die beim einzelnen Individuum eine abwechselnde und vorübergehende ist, ist bei verschiedenen Individuen aber eine dauernde. Der eine Mensch ist reizbarer als der andere; der eine ist vollblütig und wegen der starken Production von Nervenkraft immer zur Thätigkeit disponirt, der andere dagegen blutarm und wegen der geringen Production von Nervenkraft meist der Ruhe bedürftig.

Blutarme, kränkliche und sehr intelligente Menschen (hohe Intelligenz scheint mit unvollkommener körperlicher Gesundheit meist Hand in Hand zu gehen) fühlen die Schmerzen bei irgend welchen Verwundungen in viel höherem Grade, als gesunde und mehr körperlich als geistig entwickelte oder gar solche, deren geistige Entwickelung auf abnorm niedriger Stufe stehen geblieben ist. Die Wilden und die wenig geistig thätigen Asiaten sollen eine wunderbare Kaltblütigkeit bei Zerfleischungen durch wilde Thiere oder durch Kämpfe und bei Operationen zeigen; und der Gleichmuth der Blödsinnigen gegen Schläge und Wunden, Hitze und Kälte ist allgemein bekannt. Ebenso bekannt ist die andere Thatsache, dass geniale Menschen stets sehr reizbar sind und irgend welche Schmerzen nur schwer zu ertragen vermögen.

Die Abhängigkeit der höheren Gefühle ist die gleiche als die der Empfindungsgefühle.

Die Wahrnehmung eines und desselben Thieres, etwa eines Löwen, verursacht in der Löwin geschlechtliche Liebe und Begattungsinstincte, in einem andern Löwenmännchen eifersüchtige Wuth und Kampfeslust und in einem Wiederkäuer Schrecken und Todesfurcht. Ein und dasselbe Mädchen erweckt in dem einen Manne Bewunderung und glühende Liebe, in dem andern das Gefühl der Geringschätzung oder gar das der Verachtung. Jeder Mensch hat seinen individuellen Geschmack, d. h. eine verschiedene individuelle Organisation, nach der sich die Gefühle bestimmen, welche durch die Einwirkungen veranlasst werden. Es giebt kaum zwei Menschen, in denen dieselbe Einwirkung genau die gleichen Gefühle verursacht.

Aber auch derselbe Mensch fühlt in der Kindheit bei Wahr-

nehmung einer bestimmten Persönlichkeit nicht die Liebe, welche er in der reifen Jugend oder im Mannesalter empfindet; und je nach den momentanen Dispositionen ist die Intensität und selbst der Charakter der Wahrnehmungsgefühle stets verschieden.

Dasselbe gilt auch von den Vorstellungsgefühlen und von der Befriedigung, welche das instinctive wie das zweckbewusste Handeln der Thiere und der Menschen gewährt.

Das Raubthier duldet keinen Nahrungs- und Liebesconcurrenten inmitten seines Jagdreviers und wird schon bei Vorstellung eines Eindringlings in sein Bereich von Kampfeswuth erfüllt, während die Heerdenthiere und die Völker oder grössere Familien bildenden Insecten die Individuen gleicher Familie oder gleicher Art aufsuchen, sich in völliger Abgeschiedenheit und Einsamkeit unglücklich fühlen und in vielen Fällen selbst wegen der Vereinsamung zu Grunde gehen. Der Biber findet seine Befriedigung darin, dass er Holzstücke zusammenschleppt und zu bauen sucht, auch wenn er eingesperrt ist und seine Thätigkeit keinen Zweck hat; der gefangen gehaltene Papagei klettert seinen natürlichen Gewohnheiten gemäss an seinem Bauer auf und ab; der jungen Katze macht es Vergnügen, ein dahinrollendes Wollenknäuel zu erhaschen; und der Singvogel hüpft den ganzen Tag von einer Sprosse zur andern. Das eine Thier ist leicht zu zähmen und findet gar bald Befriedigung in der ihm von Menschen bestimmten Thätigkeit; das andere wehrt und sträubt sich auf Tod und Leben gegen allen Zwang, den man ihm anthun will.

All diese Mannigfaltigkeit der Gefühle beruht auf der Verschiedenheit der individuellen Anlagen, der jeder Art und jedem einzelnen Individuum eigenthümlichen, durch die Lebensart der früheren Generationen und durch die Vererbung genau bestimmten Tendenz des Lebensprocesses. In jedem Falle hängt aber der Charakter der durch irgend welche Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Thätigkeiten verursachten Gefühle davon ab, ob und inwiefern das Eine oder das Andere der individuellen Tendenz des Lebensprocesses, den durch die Vererbung erhaltenen individuellen Dispositionen entspricht oder nicht, und ob der Verlauf des Lebensprocesses in seiner individuellen Tendenz darnach gefördert oder beeinträchtigt wird.

Je nach den verschiedenen Anlagen entspricht dem einen menschlichen Organismus diese, dem andern jene Thätigkeit; und

darnach hat auch der eine Mensch sein Vergnügen an diesen, der andere an jenen Handlungen. Bald ist es allein das Streben nach Erwerbung materiellen Besitzes, bald der Drang nach künstlerischen oder wissenschaftlichen Leistungen, von denen das Glück des einzelnen Menschen hervorragend bedingt ist. Der eine sieht sein höchstes Glück in der öffentlichen Wirksamkeit, der andere denkt nur an seine Familie oder gar nur an sich selbst. Dieser hat seine Freude an seinen Goldstücken, jener an seinen Büchern, seinen wohlgepflegten Blumen oder irgend welchen andern Dingen. Der Geizhals ist unglücklich, wenn er die geringste Summe Geld verliert; den genialen Künstler oder Gelehrten schmerzt ein geringer Misserfolg in seinem Streben nach geistigen Gütern mehr als ein grösserer Geldverlust (wenn er solchen haben kann).

So hängen beim Menschen sowohl wie bei den Thieren die Gefühle des Glückes niemals allein von den Aussendingen und den Wahrnehmungen oder Vorstellungen derselben, sondern immer zugleich mit von den individuellen Anlagen und den momentanen Dispositionen, von der jeder Person eigenthümlichen Tendenz des Lebensprocesses und von der Förderung oder Hemmung desselben ab, und jeder Mensch hat überhaupt und hat in jeder Altersstufe und in jedem Momente seine eigenen Bedingungen des Glückes und Unglückes, gleich wie die Lust und der Schmerz jeder Thiergattung, jeder Species und jedes Thierindividuums durch andere Factoren bedingt ist.

All diese Verhältnisse hat Herbert Spencer in seiner genialen Weise bereits vollkommen klar gelegt[1]. Dagegen hat er gerade die wichtigste Seite der Relativität der Freuden und Leiden ganz übersehen, nämlich die Relativität der Gefühle zu anderen vorhergegangenen und gleichzeitig an andern Personen wahrgenommenen Gefühlen; oder die Thatsache, dass die Freuden durch vorhergegangene Leiden, und diese durch vorhergegangene Freuden erhöht werden; dass wir ein und dieselben Zustände heute als Freude, morgen als Leid empfinden und umgekehrt; ja dass die Freude erst durch den Freudmangel und durch das Leid und dieses erst durch erstere seinen Werth erhält und das eine nicht gut ohne das andere gedacht werden kann.

---

[1] „Die Thatsachen der Ethik." X. Capitel.

Eine feste Grenze zwischen dem Lust- und Unlustgefühl existirt gar nicht. Jede Minderung eines Leides wird als Freude, jede Herabminderung der Freude in gewissem Grade als Leid empfunden.

Der Kranke, welcher tagelang ununterbrochen von den heftigsten Schmerzen geplagt worden ist, empfindet es als sehr wohlthuend, wenn diese Schmerzen aufhören oder auch nur nachlassen; und der lange Zeit von schwerem Kummer und von Sorgen geplagte Mensch athmet auf und fühlt sich wohl und zufrieden, wenn sich diese niederdrückenden Gefühle auf ein Minimum reduciren. Obgleich in dem einen Falle also immer noch Körperschmerzen und im andern noch Seelenqualen vorhanden sind, wird doch in beiden Fällen Freude empfunden.

Andererseits ist jede Herabminderung oder Aufhebung einer Freude und jeder Rückgang in der Vollkommenheit der Selbst- und Arterhaltung für uns unangenehm. Wenn ein vielfacher Millionär eine Summe verliert, die einen winzigen Bruchtheil seines Vermögens ausmacht, so dass er immer noch Geld genug behält, um sein Leben in der bisherigen Weise fortzusetzen, so empfindet er diesen Verlust schon als ein Leid; und wird er genöthigt, seinen unbegrenzten Luxus auch nur um ein Weniges einzuschränken, dann ist er unglücklich, obgleich er doch noch „in Herrlichkeit und Freuden“ leben kann.

Die Armuth ist an sich so wenig ein Übel, so wenig der Reichthum an sich ein Gut ist. Arm fühlen wir uns nur dann, und die Armuth bringt uns Leid, wenn unsere gewohnheitsmässigen Bedürfnisse derartige sind, dass sie mit unserem Besitz nicht im Einklang stehen und wir erstere nicht zu befriedigen vermögen; ebenso wie wir uns nur dann reich wissen und das Gefühl der Wohlhabenheit oder des Reichthums haben, wenn unser Besitz grösser ist als die gewohnheitsmässigen und in unserer Umgebung allgemeiner verbreiteten Bedürfnisse. Wer von Geburt an arm oder reich ist, der fühlt das Eine so wenig wie das Andere. Aber das Armwerden wird als Leid und das Reichwerden als Freude empfunden. Um sich über diesen Unterschied klar zu werden, braucht man sich nur einen Menschen, der von seinem Lebensanfang an arm ist, und einen solchen, der verarmt, in ein und derselben Lage zu denken. Ein von Geburt an blutarmes Mädchen, das etwa

durch das Mitleid anderer Menschen Sticken gelernt und ihre erste auf Bezahlung bestellte Arbeit beendet hat, legt sie mit vor Freude strahlendem Gesichte und selbstzufriedenem stolzem Herzen dem Besteller vor und ist überglücklich über die ersten selbstverdienten Groschen, die sie triumphirend der armen Mutter bringt. Welch überschwengliches Glück entsteht bei der Mutter wie bei der Tochter, wenn von diesen Groschen etwas Holz und Brot gekauft wird, wenn die Tochter sieht, dass sie durch ihre Arbeit und Geschicklichkeit den Hunger der abgemagerten Mutter stillen und den Frost der zitternden Eltern beseitigen kann, und wenn andererseits die Mutter die Gewissheit erlangt, dass sich ihr geliebtes Kind schon fortzuhelfen versteht und einer weniger sorgenvollen Zukunft entgegengeht? Wie ganz anders sind dagegen die Empfindungen eines Mädchens, das in Reichthum und Glanz aufgewachsen ist, dem in der Jugend zu jeder Arbeit Diener und Dienerinnen zu Gebote standen, welches keine Ahnung von dem Lebenskampfe hatte und nicht wusste, was Mangel war, und das nun nach plötzlicher Verarmung ihrer Familie gezwungen ist, sich und die vor Kummer erkrankte Mutter mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren, die erste Lohnarbeit, etwa auch eine Stickerei, zum Besteller trägt, den kargen Lohn mit vor Scham geröthetem Gesichte entgegennimmt und ängstlich den mitleidigen Augen solcher ausweicht, welche sie früher vor Stolz und Hochmuth keines Blickes würdigte?

Wer von Jugend auf daran gewöhnt ist, trocken Brot zu essen und barfuss zu gehen und auch nur diese Lebensweise an seiner Umgebung beobachtet hat, wie dies bei den ärmeren Gebirgsbewohnern der Fall ist, der findet darin auch kein Leid und weiss nicht, dass er arm ist, sondern fühlt sich noch reich gegenüber einem Menschen, der nicht einmal Brot hat.

Soweit der Arme von Geburt bei anderen Menschen ein besseres Leben und grösseren Besitz und Luxus wahrnimmt, soweit er erkennt, dass andere reicher sind als er, kommt ihm seine Armuth zum Bewusstsein, und nur soweit erkennt er dieselbe als ein leidbringendes Übel. Wäre auch diese simultane Differenz, dieser Unterschied des Besitzes und der Lebensweise zwischen ihm und seiner Umgebung nicht vorhanden, dann würde der Arme von Geburt gar nicht wissen, was Armuth ist, geschweige, dass er dieselbe als ein Übel empfinden könnte.

Auf der Insel Kreta, dicht bei der Stadt Canea, ist ein Negerdorf von etwa 2000 Einwohnern, das ich aus eigener Anschauung näher kennen lernte. Die während einer Hungersnoth aus dem Innern von Afrika übergesiedelten Neger ernähren sich ausschliesslich durch Lastträgerdienste. Wer nun von denselben eine halbkugelförmige, bienenkorbähnliche Strohhütte mit einer einzigen Öffnung nach Süden und noch eine Ziege und einige Hühner besitzt, wird von seinen Stammesgenossen als reicher Mann betrachtet; denn die armen Leute haben gar keine Hausthiere und leben nur unter einer zerfetzten Decke von Fellen, Matten und Tuchstücken, die eine Art Zelt bilden. Ein Neger, dessen Vermögen man auf 10 000 türkische Piaster (2000 Mark) schätzte, wurde als ein Rothschild betrachtet. Bei uns und in den anderen civilisirten Staaten mit ihren hochgeschraubten Lebensbedürfnissen ist ein Landmann mit einem Vermögen von 2000 Mark ein sehr kleiner, armer Bauer.

Wenn ein Singhalese oder ein Chinese täglich eine Handvoll Reis hat, dann ist er mit seinem Loos ganz zufrieden; und kommt ein Lazzaroni in Neapel in den Besitz einer Lira (etwa 75 Pfennige), so dünkt er sich ein Krösus zu sein, geht mit Stolz an seinen Collegen vorüber, die sich in irgend einem Gemüse- oder Früchteladen oder an einer Volksküche einige Überbleibsel erbetteln oder stehlen, wendet sich in seinem Bewusstsein als galantuomo einer Maccharoniküche zu, um sich für due soldi (etwa 8 Pfennige) Maccharoni zu kaufen, ersteht dann für einen soldo oder weniger einige von der Strasse aufgelesene oder von rauchenden Herren erbettelte und dann zum Verkaufe ausgebotene kurze Cigarrenstummel, um den Don cicillo (Stutzer) zu spielen, und fühlt sich als Patricier, wenn er am Abend, anstatt in einer Kirchthüre oder irgendwo auf offener Strasse zu übernachten, in ein albergo eintritt und für zwei soldi einen Platz auf einer Bank oder auf ebener Erde in dem kellerartigen Schlafraume kauft und nun gleich einem Geldprotzen seine ihm noch verbleibenden Reichthümer zählt.

Wie arm sind gegenüber solchen bedürfnisslosen Menschen doch jene ungezählten Familien, die zwar noch Tausende besitzen, deren Einkommen aber nicht mehr hinreicht, um sich auch nur die Hälfte des Luxus zu gestatten, an welchen sie und ihre Vorfahren gewöhnt waren, und in welchem ihre Freunde oder auch früher arm gewesene und von ihnen über die Achsel angesehene

Personen jetzt leben; die von Jahr zu Jahr mehr Schulden machen, um nur einigermaassen und nur äusserlich noch das Ansehen der Familie zu wahren, und die ihre sichere vollständige Verarmung voraussehen oder sich an den Strohhalmen von Hoffnung klammern, dass sie durch einen glücklichen Zufall, etwa durch einen Lotteriegewinn wieder reich werden könnten, nur um das Gewissen zu beschwichtigen, nur um die Qual zu verbannen, die ihnen der Gedanke an ihre Verarmung und an das erschreckende Gespenst der Ernährung durch ihrer Hände Arbeit verursacht.

Die Bedürfnisse sind, je nach dem Clima, überall verschieden, sind andere im hohen Norden, wo der Mensch nicht nur der Heizungsmaterialien und wärmeren Kleidung bedarf, sondern auch ein grösseres Quantum Nahrung zu sich nehmen muss, als im Süden; und die Bedürfnisse sind auch andere, je nach der Culturstufe, auf welcher der einzelne Mensch, sowie der Ort und die Nation steht, in der er lebt. Und je nach dem die Vorfahren schon Reichthümer genossen oder Armuth ertragen haben; und je nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse wird auch der Mangel an Besitz sehr verschieden empfunden. Das drückende Gefühl der Armuth tritt im Norden unter anderen Bedingungen ein als im Süden, bei hoch cultivirten Nationen unter anderen als bei uncivilisirten Völkern, und bei denjenigen Menschen, deren letzte Vorfahren an grösseren Luxus gewöhnt waren, untern anderen als bei solchen, die schon seit vielen Generationen arm sind. Andererseits fühlt sich ein und derselbe Mensch reich, wenn er sich mit ärmeren vergleicht, und auch arm, sobald er an reichere denkt; und die Wahrnehmung des Vorwärtsschreitens im Besitzerwerb beglückt, während die Wahrnehmung eines Rückschrittes unglücklich macht.

Reich und arm sind also ganz relative Begriffe, die weniger einen bestimmten Zustand, eine gewisse Summe des Besitzthums, als vielmehr nur den successiven und simultanen Unterschied zwischen grösserem und kleinerem Besitz ausdrücken. Ob wir das drückende Gefühl der Mangels oder die Befriedigung des Überflusses haben, das hängt ganz und gar davon ab, welche Bedürfnisse wir schon früher gehabt haben, welche in unserer Umgebung allgemeiner verbreitet sind und von uns wahrgenommen werden, wie sich also unser gegenwärtiger Besitz zu den bisher gewohnten Bedürfnissen

und zum Besitz unserer Nachbarn verhält, und wie weit wir eine successive oder simultane Differenz zu unseren Gunsten oder zu unserem Nachtheil wahrnehmen.

Sieht nun ein Mensch, dass andere Personen, insbesondere seine Nachbarn und Bekannten reicher sind als er, macht er aber zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, dass sich seine pecuniären Verhältnisse stetig verbessern, dann verursacht das Bewusstsein von der simultanen Differenz zu seinen Ungunsten ein unangenehmes, dasjenige von der successiven Differenz zu seinen Gunsten dagegen ein angenehmes Gefühl, so dass das drückende Gefühl der Armuth anderen gegenüber zum Theil oder ganz paralisirt werden kann durch die Befriedigung über das eigene Vorwärtsschreiten im Besitzerwerb.

Die Thatsache, dass die Freude des Überflusses oder der Wohlhabenheit, sowie das Leid des Mangels nicht von einem bestimmten Zustand, einem gewissen Besitz, sondern ganz und gar von den wahrgenommenen successiven und simultanen Differenzen abhängig ist, zeigt uns übrigens in evidenter Weise, wie falsch die Idee des Communismus ist, und welche schreiende Ungerechtigkeit man begehen würde, wenn man den Besitz zu gleichen Theilen vertheilte.

Nach der communistischen Idee sollen die Menschen durch eine gleichmässige Vertheilung der materiellen Güter in Rücksicht auf ihren Besitz alle in gleichem Grade glücklich werden; thatsächlich würde aber gerade das Gegentheil der Fall sein. Durch eine solche Vertheilung würden die einen ärmer, die anderen dagegen reicher gemacht; und da nicht ein bestimmtes Besitzthum, sondern nur das Reichwerden als Freude und das Armwerden als Leid empfunden wird, würde den einen Freude gegeben, den anderen Leid zugefügt, die Gefühle des Glückes und Unglückes also gerade ungleich und ungerecht vertheilt.

Der gesunde menschliche Instinct zeigt uns auch in dieser Beziehung den rechten Weg. Jeder normal entwickelte Mensch strebt, ohne über die Bedingungen des Glückes tiefer nachgedacht zu haben, instinctive darnach, mehr zu besitzen als sein Nachbar und in der Erwerbung der materiellen Güter immer vorwärts zu schreiten, und nicht etwa darnach, auf dieselbe Besitzstufe zu kommen, wie seine Nebenmenschen und dann auf derselben stehen zu bleiben. Wenn heute ein Mensch auch nur auf einer Stufe des Besitzes zu stehen wünscht, auf welcher ein anderer steht, so wünscht er morgen, wenn

er jenes Ziel erreicht hat, mehr zu besitzen als der andere. Es ist, wie schon bemerkt, auch nur dieses Vorwärtsstreben und die Wahrnehmung des Vorwärtskommens, welche dem Menschen die gewünschte Befriedigung giebt und auch das Leid, welches aus der Wahrnehmung einer ungünstigen simultanen Differenz resultirt, zum Theil oder ganz paralisirt.

Und es ist gut, dass es so ist. Denn wenn nur ein bestimmter Besitz glücklich machte, so müsste der grösste Theil der Menschheit unglücklich bleiben. Da das Glück aber nur durch das Vorwärtskommen im Besitzerwerb bedingt ist, so liegt es in eines jeden Menschen Macht, sich in dieser Hinsicht sein Glück zu schmieden. Sei der Mensch ein König oder ein Bettler, sei er ein hoch cultivirter Europäer oder ein noch wilder Australier; wenn er nicht als Krüppel oder als Sklave geboren wird, so liegt es immer bis zu einem gewissen Grade in seiner Macht, einerseits seine Bedürfnisse so zu beschränken und andererseits durch Fleiss sich so viel Besitz zu erwerben, dass letzterer einen Überschuss über erstere bildet, sich sein Besitzthum stetig mehrt und er in Rücksicht hierauf immerwährend Glück geniesst. Es ist aber wohl zu beachten, dass das Streben nach Besitzerwerb allein noch nicht das Elend der Armuth bannt. Hierzu gehört andererseits noch die nöthige Beschränkung der Bedürfnisse, also die Sparsamkeit. Gerade bei den ärmeren Classen in den Städten der heutigen Culturvölker rührt das Elend des Mangels zum grossen Theil an der ungenügenden Beschränkung der Bedürfnisse. Die Armen entfalten oft einen ebenso grossen oder noch grösseren Luxus als die Bemittelten, und ist besonders die Vergnügungssucht unter der ärmeren Bevölkerung vielfach eine abnorm gesteigerte.

Entspricht nun das Glück des Reichwerdens dem Unglück des Verarmens, ist die Freude grösser als das Leid oder kleiner als dieses.

Wenn ein blutarm geborener Mensch erst reich wird, und dann wieder verarmt, so geniesst er zuerst eine Summe von Freuden und muss dann eine Summe von Leiden ertragen; und wir haben nicht den geringsten Anhaltepunkt zur Behauptung, dass etwa die zuerst genossenen Freuden eine grössere oder geringere Summe ausmachten als die später erduldeten Leiden. Da vielmehr die Summe der verlorenen Güter genau so gross ist als die Summe der gewonnenen;

so sind wir auch zu der Annahme berechtigt, dass in diesem Falle die Freud- und Leidsummen ungefähr einander gleich sind.

Je grösser der Reichthum und der Luxus der Reichen ist, und je mehr diese das Gefühl des Überflusses geniessen, desto mehr fühlt der Arme seinen Mangel an irdischem Besitz. Je ärmer ein Mensch war, ehe er reich wurde, desto mehr macht ihn sein Reichthum glücklich, und umgekehrt, je reicher ein Mensch war, desto mehr empfindet er den Mangel, wenn er verarmt. In jedem Falle bestimmt sich der Grad der Armuth und des Reichthums und das Gefühl des Mangels oder das des Überflusses in seiner Intensität nach dem wahrgenommenen Contrast, nach den simultanen oder successiven Differenzen; und schon aus diesem Grunde kann weder die Summe der mit der Armuth verbundenen Leiden noch die Summe der mit dem Reichthum entstehenden Freuden ein auffallendes Übergewicht bilden.

Ebenso verhält es sich mit den andern Gefühlen. Den Genuss der Freiheit lernt erst derjenige schätzen, welcher unterdrückt war. Der Sklave, welcher von seiner Geburt an schon Eigenthum eines Andern gewesen ist, und auch in seiner Umgebung nichts als Sklaventhum wahrgenommen hat, fühlt die Leiden seiner Unfreiheit nur wenig oder gar nicht, weil er den Genuss der Freiheit noch nicht kennen gelernt hat. Ja seine Unfreiheit kann, wenn die Sklaverei seit vielen Generationen schon besteht, so zur Gewohnheit werden, dass er sich hernach im freien Zustande, wenigstens im Anfange nicht einmal wohl fühlt, wie dies die Aufhebung der Sklaverei in Russland genügend gezeigt hat. In einer freien Republik, oder in monarchischen Staaten, wie England oder Italien, wo Jedermann die grösste Freiheit geniesst, wird die geringste Einschränkung derselben mehr empfunden als in einem absoluten Staate die grösste Tyrannei. Das Gefühl der Freiheit wie der Unfreiheit beruht also ebenfalls auf dem Contraste.

Ist es mit dem Glück der Liebe und mit dem Schmerz der Untreue und des Verrathes oder mit der Freude an den Kindern und mit dem Schmerz bei deren Verlust etwa anders? Je geringer die anfängliche Aussicht und Hoffnung auf Liebe war, desto grösser ist hernach der Genuss der Liebe; und je grösser diese und je tiefer sie eingewurzelt war, desto grösser und anhaltender ist dann der Schmerz der Untreue und des Verrathes. Je mehr die Eltern ihr Kind lieben, desto grösser ist der Schmerz bei dessen Verlust; dieser

Schmerz bestimmt sich in seiner Intensität ganz nach der Intensität der vorhergegangenen Liebe.

Eine seit langer Zeit ununterbrochen in gleicher Weise erfahrene Liebe wird schliesslich nur noch wenig empfunden; ist sie aber durch vorübergehende Missstimmungen unterbrochen, dann erst geniesst man sie in ihrer ganzen Intensität. Eine stärkere, das ganze Wesen wonnig erschütternde Liebe ist ohne Liebesleid gar nicht zu denken. Einem Manne gegenüber, der jahraus, jahrein in gleicher Weise süss und gut ist, stirbt die Liebe der Frau leicht ab. Kleines vorübergehendes Liebesleid ist die beste Nahrung der Liebe; und gerade in der Liebe zeigt sich die unten weiter zu erörternde, von Herbert Spencer mit Unrecht bestrittene Wahrheit, dass das Leid einen grossen Werth für das Glück des Menschen hat.

Durch das Liebesleid, durch vorübergehende Missstimmungen wird die Liebe, welche allmälig erstirbt, immer von neuem wieder geboren, und die Versöhnungsacte bilden ohne Zweifel die schönsten Momente im Liebesleben. Diese Contraste zwischen Missstimmung und Versöhnung sind zur Erhaltung und zum Genuss der Liebe so nothwendig, und sie liegen so sehr in der Natur des Liebeslebens, dass der Mensch, ohne über den Werth der Missstimmung nachzudenken, und ohne einen bestimmten Zweck im Auge zu haben, instinctiv solche kleine Missstimmungen von Zeit zu Zeit herbeiführt; ja dass sich in dem instinctiven Bestreben, dem andern Theil kleines Leid zuzufügen, oft gerade die Liebe offenbart und man an dem gegenseitigen Necken und Ärgern das beiderseitige Interesse und die Liebe erkennt. Das Mädchen, das der Knabe mit der Ruthe schlägt, die er immerwährend neckt und ärgert, das hat es ihm angethan, und für es geht er in andern Momenten durch's Feuer.

In drastischer Weise offenbart sich dieses eigenthümliche Verhältniss des Leides zur Liebe bei niederen Völkern. Wenn ein russischer Bauer seine Frau nicht mehr schlägt, so wird sie unglücklich, weil sie weiss, dass sie ihr Mann nicht mehr liebt. Liebespaare und sich sehr liebende Gatten bei wilden Völkern sollen sich oft in geradezu grausamer Weise gegenseitig quälen und misshandeln, um hernach einen hohen Genuss vom Vertragen zu haben. Dasselbe ist auch bei roheren und ungebildeteren Menschen in den Culturstaaten noch der Fall; und gar manche Frau bekommt die Schläge von ihrem Mann nicht etwa aus Mangel an Liebe, sondern gerade

wegen sehr starker, leidenschaftlicher Liebe. Gar oft verursacht ein Liebender sich selbst und seinem Mädchen starke Qualen, um dieses dann Weinen zu sehen und die Liebe in ihrer ganzen Macht zu geniessen. Oft steigert sich dieser Trieb nach dem Quälen des geliebten Weibes in krankhafter Weise, und dann ist gerade die leidenschaftlichste Liebe nicht nur Ursache zu offenbaren Grausamkeiten, sondern selbst zu Lustmorden. Damit meine ich nicht jene abscheulichen Morde, die andere Schandthaten verdecken oder möglich machen sollen, sondern jene Fälle, in denen ein krankhaft leidenschaftlicher Mann seine Frau aus lauter Liebe umbringt und dazu allmälig und nicht mit einem Male tödtet, nur um den überschwenglichen Genuss ihrer schmeichelnden, bittenden Worte und ihres Jammers zu haben. Auch der Mord der Desdemona durch Othello ist zum grossen Theile hieraus und nicht allein aus der Eifersucht zu erklären. Othello, der Desdemona mit grosser Leidenschaft liebt, giebt derselben nicht in einem Ausbruch der Eifersucht rasch den Tod, sondern setzt sich zu ihr und eröffnet ihr scheinbar kaltblütig seine Absicht, sie zu tödten, um noch einmal die Wonne ihres süssen Bittens in ihrer ganzen Gewalt zu geniessen.

In allen Sprachen sind Drohungen, dem Andern ein Leid zufügen zu wollen, als Ausdruck der Liebe und der Freude gebräuchlich. „Ich dreh Dir den Hals um“, „ich breche Dir das Genick“ sagen sich besonders in den niederen Classen sehr intime Freunde zu einander, wenn sie sich gegenseitig sehr erfreuliche Mittheilungen gemacht haben. „Vieni, ti voglio amazzare“ ruft der freudig erregte Italiener aus, wenn er seinen Freund umarmen will. Sollte nicht auch diese Eigenthümlichkeit der Sprache mit den vorher erörterten Verhältnissen in Beziehung stehen? Man will in solchen Fällen dem Freunde seine grosse Liebe ausdrücken; dies kann aber nicht besser geschehen, als wenn man ihn an den starken Contrast zwischen Liebe und Hass erinnert, die Vorstellung vom Ermorden in's Gedächtniss ruft und ihn herzlich umarmt.

In allen Liebesverhältnissen zeigt sich also das Bedürfniss, den Contrast zwischen Liebesleid und Liebeswonne durch Missstimmungen, durch vorübergehendes gegenseitiges Quälen, durch momentane neckische Erregung der Eifersucht seitens des Weibes oder durch scherzhafte oder ernste Drohungen zum Bewusstsein zu bringen, und dieses Bedürfniss wird schon instinctiv immer vom Menschen be-

friedigt, weil er instinctiv fühlt, dass sonst die Liebe verschwindet oder wenig empfunden wird.

Welches ist nun die Ursache zu diesem eigenthümlichen Verhältnisse der Leiden zu den Freuden? Allem Anscheine nach unterliegen alle Gefühle bezüglich alle jene Nervencentren, welche die verschiedenen Gefühle ermöglichen, einer gewissen Abnutzung oder Ermüdung. Da schon bei all unsern Vorfahren und bei den Thieren ganz entgegengesetzte Gefühle wie Liebe und Hass immer abwechselnd erzeugt worden sind, die Nervenkraft also bald auf diese, bald auf jene Nervencentren geleitet worden ist und wir auf Grund der Vererbung eine Disposition zur abwechselnden Erregung verschiedener Nervencentren, zum Empfinden entgegengesetzter Gefühle erhalten haben; so hat die immerwährende Erregung nur der die Gefühle des Glückes vermittelnden Nervencentren offenbar eine zu starke Ermüdung und Abnutzung zur Folge, dieselbe entspricht unseren vererbten Dispositionen nicht, und die zeitweilige Ruhe dieser Nerven und die Erregung der die Gefühle des Unglücks vermittelnden Centren ist ein nothwendiges Bedürfniss.

Diese Abnutzung tritt auch in andern Erscheinungen zu Tage. Bei der so weit gehenden Differenzirung der Arbeit in den heutigen Culturstaaten ist jeder Mensch mehr oder weniger genöthigt, sich sein ganzes Leben lang nur mit einem bestimmten Gegenstande und in ganz bestimmer Weise zu beschäftigen, was den vererbten Dispositionen offenbar nicht entspricht. Die Folge davon ist nun die, dass, wenn ein Mensch sich sehr intensiv in einem eng begrenzten Gebiete beschäftigt hat, die betreffenden Nervencentren von ihm in einer Weise abgenutzt werden, dass seine Nachkommen eine gewisse Unfähigkeit in demselben Gebiete zeigen. Die geistig hervorragendsten Menschen haben, wenn sie auch ganz gesunde Kinder zeugen, in der Regel doch schwachköpfige Nachkommen; und andererseits recrutiren sich die geistigen Koryphäen nicht nur sehr oft, sondern vielleicht in den meisten Fällen aus dem Handwerker- und Bauernstande, besonders aus ersterem; während man doch meinen sollte, dass das Umgekehrte der Fall sein müsste. In solchen Fällen in denen der Vater irgend eines grossen Mannes schon auf demselben Gebiete wie der Sohn gearbeitet hat, wie z. B. bei den Vorfahren DARWIN's, ist die Thätigkeit und die geistige Leistung desselben doch noch keine aussergewöhnliche gewesen und die Nervenkraft wohl zu grosser

Thätigkeit angeregt aber nicht erschöpft worden. Dass die Söhne CHARLES DARWIN's und der Sohn HAECKEL's grosse Zoologen und die Söhne BISMARCK's grosse Politiker werden, erscheint mir sehr zweifelhaft, selbst unwahrscheinlich. Was ist aus den Nachkommen GOETHE's geworden?

Sollte nicht auch der ewige Wechsel des Geschmacks und der Mode und die abwechselnde Rückkehr zum Alten, zum früher schon Dagewesenen auf diese Erscheinung der abwechselnden Ermüdung der betreffenden Nervencentren zurückzuführen sein. Bald werden die Kleider auffallend eng, bald übermässig weit, bald lang, bald kurz getragen. Wie oft ist die Menschheit zum Geschmack der Griechen und Römer zurückgekehrt und wie oft wieder davon abgewichen?

Wir finden jetzt ganz allgemein wieder Gefallen an mittelalterlichen Formen, an altdeutschen Möbeln und Trachten, nachdem sich die letzten Generationen an dem Genusse der entgegengesetzten Formen übersättigt haben.

Auch der Wechsel der freiheitlichen Richtung mit den reactionären Bestrebungen und der abwechselnde Drang nach freien republikanischen und nach strengen monarchischen Staatsformen steht offenbar mit den Ermüdungserscheinungen des Nervensystems in Beziehung; und es ist dies gewiss ein Grund dafür, dass man weder die eine noch die andere Richtung als für alle Zeiten absolut richtig, d. h. dem menschlichen Bedürfnisse entsprechend hinstellen kann. Dieses Bedürfniss ist eben ein abwechselndes, nicht sich ewig gleich bleibendes.

Die Wahrheit, „alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen“, die Thatsache, dass der Mensch die höchsten Genüsse des Lebens bald überdrüssig wird, hat allein ihren Grund in der Übermüdung der betreffenden Nerven. Diese Wahrheit hat selbst für Naturgenüsse ihre volle Geltung. HILDEBRAND lässt in seiner Reise um die Welt die Matrosen, welche, wie er, lange Zeit in den Tropen waren, auf der Heimkehr beim Anblick des ersten bewölkten und regnerischen Himmels ausrufen „Gott sei Dank, doch endlich wieder einmal vernünftiges Wetter“.

Diese Verhältnisse erscheinen selbstverständlich, wenn wir bedenken, dass die weitere Erregung bereits übermüdeter Nervencentren den Lebensprocess nicht mehr fördert, sondern beeinträchtigt, auch

wenn es diejenigen Centren betrifft, deren Erregung im normalen Zustande mit einer Förderung des Lebensprocesses Hand in Hand geht und dann Lustempfindungen zur Folge hat.

Sehen wir nun auch ab davon, dass die zeitweilige Erregung solcher Nervencentren, durch welche im normalen Zustande Gefühle des Schmerzes entstehen, nothwendiges und durch die Vererbung bestimmtes Bedürfniss ist, so kommt uns das Leid wie die Freude nur durch den Contrast zwischen der Hemmung und Förderung des Lebensprocesses und dem relativen Ruhezustande der Nerven zum Bewusstsein. Die Freuden erscheinen uns um so grösser, mit je grösseren Leiden sie abwechseln oder einen um so grösseren Gegensatz sie zum freud- und leidlosen Zustande bilden; so dass die Intensität der Leiden diejenige der Freuden mit bestimmt und umgekehrt die Freude mit Ursache zum Bewusstwerden eines Leides ist. Freudmangel und Leid sind zum Empfinden der Freude so nothwendig als Leidmangel und Freude zum Bewusstwerden des Leides, und das eine ist ohne das andere gar nicht möglich. Jede dauernde Freude stumpft sich nicht nur ab, sondern sie wird schliesslich zum Leid. Es kann also keine Freude dauernd bestehen, und ein vollkommenes ununterbrochenes Glück ist unmöglich. Andererseits wird, wie schon bemerkt, nicht nur eine thatsächliche Beeinträchtigung des Lebensprocesses, sondern schon die Herabminderung einer Förderung als Leid empfunden. Soll eine Lebensförderung als Freude empfunden werden, so muss dieser Förderung nothwendig eine Nichtförderung oder eine Beeinträchtigung vorhergehen, die der Förderung gegenüber als Leid empfunden wird. Abwechselung der Zustände und Gefühle ist nothwendig, damit die Freude als solche immer zum Bewusstsein kommt. Die Freude kann aber nur mit dem Leide oder mit dem sogenannten leid- und freudlosen Zustand abwechseln. Aber auch dieser letztere wird in Rücksicht zur Freude als Leid empfunden, und ein völliges Nichtempfinden giebt es ja nur im bewusstlosen Zustande.

Also ist die Freude ohne das Leid gar nicht möglich.

Diese Bedeutung des Contrastes für die Leiden und Freuden hat eine tiefer liegende Ursache, sie ist in der Natur unseres ganzen Empfindungs- bezüglich Bewusstseins- oder Gefühlsvermögen begründet.

Wie ich schon vor sechs Jahren in einer besonderen Schrift[1]

---

[1] „Die Unterscheidung etc.“ Zürich 1877.

zu beweisen versucht habe, empfinden wir niemals einen bestimmten Nervenzustand als solchen, sondern nur die simultanen und successiven Zustandsdifferenzen, die Contraste, die Hemmungen und Förderungen, also die Veränderungen des Lebensprocesses; und die einzelnen fixirten Zustände kommen uns erst durch die Empfindungen von Zustandsdifferenzen zum Bewusstsein. Man sollte zwar meinen, dass, bevor wir Zustandsdifferenzen empfinden könnten, wir erst ein Bewusstsein von den verschiedenen Zuständen haben müssten; und diese Ansicht wird ja von den Gegnern meiner Unterscheidungstheorie oder meiner „Differenzansicht der Empfindungen“, wie sie Fechner genannt hat[1], hartnäckig vertheidigt. Die Sache verhält sich aber umgekehrt. So lange unser physiologischer Lebensprocess nicht alterirt, nicht gefördert oder gehemmt wird, und so lange wir nicht eine Empfindung von dieser Veränderung haben, wissen wir noch nicht, dass es verschiedene Zustände giebt. Am deutlichsten zeigt sich uns dieses an der Empfindung der Nervenruhe, der Stille, des Lichtmangels d. h. des Schwarz etc. Je grösser der Lichtmangel an einer bestimmten Stelle inmitten eines bunten Gesichtsfeldes ist, je mehr sich derselbe dem absoluten Mangel an Licht, und je mehr sich die relative Nervenruhe der absoluten nähert, desto deutlicher ist die Empfindung des Schwarz. Dies wäre unmöglich, wenn die Empfindung nur durch die Erregung des Nerven bedingt wäre, und wenn, wie dies der bekannte Physiologe Preyer annimmt, die Ruheempfindung in der Empfindung der immer noch verbleibenden minimalen Nervenerregung bestünde[2]. Die Empfindung des Schwarz wie der Stille müsste ja dann auch eine minimale sein. Wir empfinden aber das Schwarz inmitten eines bunten Gesichtsfeldes (oder nehmen es wahr) und die Stille als Unterbrechung eines starken Geräusches eben so stark als jede andere Farbe und jeden Ton; und wir würden in solchem Falle, wie dies auch der hervorragende Psychophysiker Aubert ganz richtig gezeigt hat[3], ein absolutes Schwarz und eine absolute Stille mindestens ebenso deutlich, offenbar aber noch deutlicher empfinden als das relative Schwarz. Wie erklärt sich nun die intensive Empfindung des Schwarz, also das Nichterregtsein der betreffenden Sinnesnerven anders, als allein dadurch, dass wir nicht

[1] Fechner: „In Sachen der Psychophysik.“ Leipzig 1877. S. 113.
[2] Preyer: „Über die Grenzen der Tonwahrnehmung.“ Jena 1876.
[3] Aubert: „Physiologie der Netzhaut.“ Breslau 1865. S. 65.

die einzelnen Nervenzustände als solche, sondern nur die Contraste, die Differenzen in den Nervenzuständen empfinden, wodurch uns dann natürlich auch die verschiedenen Nervenzustände zum Bewusstsein kommen. Fechner giebt mir gegenüber deshalb auch zu, dass es sich bei Empfindung der Ruhezustände in der That nur um die Auffassung des Contrastes handele [1].

Diese Thatsache zeigt uns aber mit Evidenz, dass die Empfindung einer Differenz, eines Contrastes zwischen zweien Zuständen möglich ist, ohne dass wir vorher diese Zustände empfunden haben; denn das Schwarz resp. die absolute Nervenruhe können wir ja als einzelnen Zustand überhaupt nicht empfinden; dieser Zustand kommt uns nur durch seinen Contrast mit andern Zuständen zum Bewusstsein [2].

Dasselbe ist aber auch mit allen anderen Empfindungen der Fall. All die verschiedenen Dinge in der Welt existiren als solche, soweit die Materie Differenzen zeigt, und indem wir diese Differenzen wahrnehmen, erkennen wir eine Mannigfaltigkeit der Dinge und auch nur so weit. So lange wir an einem zusammengesetzten Körper keine Unterschiede der Theile wahrnehmen, so lange ist für uns derselbe ein einfacher, so lange erkennen wir keine verschiedenen Theile desselben. Auch nur die Verschiedenheit und Veränderung der Dinge wirkt als Nervenreiz, und nur die Differenz der Nervenzustände kann direct Gegenstand der Empfindung sein [3].

Wie mit den primitivsten Empfindungen, so verhält es sich auch mit allen Gefühlen. Soweit in den Nerven bezüglich im Lebensprocess keine Veränderung und keine simultane Differenz entsteht, so weit fühlen wir überhaupt nichts; und so lange uns keine Differenz der Gefühle zum Bewusstsein kommt, so lange wissen wir nichts von mehreren verschiedenen Gefühlen. Das Leid kommt uns als solches durch seinen Unterschied von der Freude und diese durch den Unterschied vom Leid zum Bewusstsein. Alle Gefühle sind Differenzgefühle, wenn man will, d. h. Gefühle von Zustandsdifferenzen.

Aus diesem Grunde ist ein ungetrübt glückliches Dasein, das nur Glück und niemals Leid empfände, unmöglich. Und sei ein Mensch auch mit allen Gütern des Lebens überschüttet, so hat er doch sein Leid, und soweit er dieses nicht hat und auch nicht an andern Menschen wahrnimmt, so weit fühlt er auch sein Glück nicht.

---

[1] Fechner: „In Sachen der Psychophysik.“ S. 116.
[2] Vergl. meine Schrift: „Die Empfindung der Ruhe.“ Zürich 1876.
[3] Ebendaselbst. „Die Unterscheidung etc.“ Zürich 1877.

IV. Capitel.

Directe und indirecte Wirkungen der Freuden und Leiden.

Die christliche Lehre in Bezug auf die Folgen des Freudgenusses und des Leidtragens. Die schädlichen Wirkungen der Leiden und die guten Wirkungen der Freuden auf die körperliche Gesundheit (nach Herbert Spencer). Leidbringende Freuden: Leidenschaften, Vergehen gegen die natürlichen Schranken und gegen die staatlichen Gesetze. Princip der Staatsordnung. Freud bringende Leiden. Das Leid als Bedingung der Vervollkommnung. Übermässiges, verderbliches Streben nach Vollkommenheit. Die gemischte directe Wirkung von Freud und Leid. Die Wirkungen der Gefühle auf die Nachkommen und die Mitmenschen: Indirecte (potentielle) Anpassung und potentielle Wirkung der Gefühle. Die Mitgefühle (Mitleid, Mitfreud) und die Thier- und Menschengesellschaften. Die Mittheilung der Gefühle durch die Rechtspflege und die Literatur.

„Selig sind, die da Leid tragen“ heisst es in der Bergpredigt, und diese dem Christenthume zu Grunde liegende Lehre, dass das Leidtragen heilsam und glückbringend, das Geniessen von Freuden aber teuflisch und schädlich sei, ist nicht nur von den christlichen Ascetikern in der extremsten Weise ausgedehnt, sondern auch von classischen Philosophen, insbesondere von den Stoikern vertreten worden.

Die Erfahrung hat dem Menschengeschlechte schon frühzeitig gelehrt, dass, wenn der Mensch, insbesondere der zur Überreizung neigende, also nicht mehr vollständig gesunde sich ganz seinen momentan angenehmen Empfindungen überlässt und seiner Genusssucht in unbeschränktem Maasse fröhnt, er damit um so grössere spätere Leiden herbeiführt; während die Entbehrung, das Ertragen des Mangels, ja oft die Erduldung von Unrecht und Unterdrückung indirect die besten Folgen hat und eine relativ dauernde Glückseligkeit sichert.

Wer besonders in den Culturstaaten, in denen die unnatürlichsten und raffinirtesten Genüsse ersonnen werden, seinen Gelüsten

nicht zu widerstehen vermag und sich ohne Einschränkung irgend welchen Genüssen hingiebt, sei es, dass er als jugendlicher Leckerer oder als alter Gourmand einer unnatürlichen Ernährung huldigt, sei es, dass er sich der Trunksucht und den nächtlichen Zerstreuungen und Schwelgereien ergiebt und seine Nerven durch zu reichlichen Alkoholgenuss und durch Beraubung des Schlafes allmälig schwächt und ruinirt, oder dass er in der Befriedigung seiner Spielsucht sein Vermögen in leichtsinniger Weise dahingiebt oder durch ungezügelte Befriedigung seiner unnatürlich starken sexuellen Leidenschaften sich bald zum Greise macht: der führt in jedem Falle durch seine Freuden solche Leiden herbei, die jene überwiegen und liefert damit den Beweis, dass der Genuss von Freuden unter Umständen äusserst schädlich ist, nicht nur schädlich und leidbringend für ihn selbst, sondern besonders auch für seine Nachkommen und seine Mitmenschen. Ein solcher Genuss der Freuden ist dann in der That ein sittliches Vergehen, eine Sünde.

Solche unnatürliche, leidbringende Freuden sind aber am meisten bei den Culturvölkern und besonders bei alternden, niedergehenden Culturvölkern verbreitet; und vielleicht in keiner andern Zeit der Geschichte und bei keinen andern Völkern machten sich die durch Schwelgereien, durch anormale Freuden herbeigeführten Leiden der Entnervung, der Kränklichkeit, der Verstimmung etc. in solchem Maasse geltend, als bei den Griechen und Römern zur Zeit ihres moralischen Niederganges. Kein Wunder, dass sich allmälig die Idee Bahn brach, als seien alle Freuden verderblich, alle natürlichen Triebe nach dem Genuss von solchen sündhaft, und als sei es die erste Aufgabe des Menschen alle natürlichen Triebe zu unterdrücken und allen irdischen Freuden zu entsagen. Kein Wunder also, dass Christus, der die Bedürfnisse seiner Zeit so vollkommen erkannte, den Satz aussprechen konnte „selig sind, die da Leid tragen etc.“, ganz abgesehen davon, dass dieser Satz ein Trost für die leidende Menschheit sein sollte.

Die nähere Untersuchung zeigt uns indessen, dass der im ersten Capitel bewiesene Satz, dass die angenehmen Gefühle eine Förderung des Lebensprocesses, die unangenehmen dagegen eine Beeinträchtigung desselben involviren, dennoch im Allgemeinen, nämlich soweit ganz normale, gesunde Verhältnisse vorliegen, seine Giltigkeit behält, dass jene leidbringenden Freuden entweder unnatürliche oder solche

sind, welche natur- und vernunftgemäss anderen Freuden untergeordnet werden müssen, und dass es nur an der mangelnden vernünftigen Unterordnung fehlt, wenn die Freuden Zustände des Elendes und Leides zur Folge haben.

Die directen Folgen der Freuden und Leiden, die nützlichen oder schädlichen Wirkungen, welche dieselben auf den physiologischen Lebensprocess ausüben, schildert Herbert Spencer ganz vortrefflich mit folgenden Worten:

„Lang anhaltende Qualen des Körpers führen den Tod durch Erschöpfung herbei. Noch häufiger wird dadurch, dass die Thätigkeit des Herzens eine Zeit lang still steht, jener vorübergehende Tod veranlasst, den wir Ohnmacht nennen. Bei andern Gelegenheiten tritt in Folge davon Erbrechen auf. Und wo sich nicht so offenbare Störungen zeigen, da können wir doch immer in der Blässe und dem Zittern die allgemeine Bedrückung erkennen. Abgesehen von dem thatsächlichen Verlust des Lebens, der bei einem intensiver Kälte ausgesetzten Menschen eintritt, beobachten wir weniger ausgeprägte Herabsetzungen der Lebenskraft in Folge minder heftiger Kälte — zeitweilige Entkräftung tritt nach allzu langem Eintauchen in eiskaltes Wasser ein, allgemeine Schwäche und Siechthum ist die Folge von ungenügender Bekleidung. Ähnliche Wirkungen zeigen sich beim Ertragen grosser Hitze: man beobachtet Erschlaffung, die sich gelegentlich bis zur Erschöpfung steigert: bei schwachen Personen kommt es zu Ohnmachten mit darauffolgender längerer Kraftlosigkeit, und in den schwülen tropischen Dschungeln zieht sich der Europäer Fieber zu, die, wenn sie nicht das Leben gefährden, so doch oft lebenslängliche Leistungsunfähigkeit zur Folge haben. Bedenken wir ferner die Übel, die nach gewaltsamen Anstrengungen auftreten, welche ungeachtet schmerzhafter Gefühle fortgesetzt wurden: entweder solche Übermüdung, dass der Appetit ganz verloren geht oder die Verdauung still steht, wenn Nahrung aufgenommen wird, was also eine Unterbrechung der den Wiederersatz besorgenden Vorgänge bedingt, gerade wo sie am nöthigsten wären, oder gar eine Herabsetzung der Herzthätigkeit, die hier eine Zeit lang anhält und dort, wo die Überschreitung des richtigen Maasses Tag für Tag wiederholt wurde, auf die Dauer sich einnistet, so dass der ganze Rest des Lebens auf ein niedrigeres Niveau herabgedrückt wird.

Nicht minder deutlich sichtbar sind die niederschlagenden Wir-

kungen von Leiden des Gemüthslebens. Manchmal kommen Todesfälle in Folge von Kummer vor, oder der geistige Schmerz, den ein Unglücksfall verursachte, zeigt seine Wirkung ähnlich wie ein körperliches Leiden in einer Ohnmacht. Häufig stellt sich nach einer schlimmen Nachricht Krankheit ein und anhaltende Sorge erzeugt Verlust des Appetits, beständige Verdauungsstörungen und Verminderung der Widerstandskraft. Übermässige Furcht, mag sie durch physische oder sittliche Gefahr hervorgerufen sein, hemmt auf gleiche Weise für einige Zeit die Ernährungsvorgänge und veranlasst bei schwangeren Frauen nicht selten Fehlgeburt, während in weniger extremen Fällen der kalte Schweiss und die zitternden Hände eine allgemeine Herabsetzung der Lebensthätigkeiten verrathen, welche theilweises Unvermögen des Körpers oder des Geistes oder beider nach sich zieht. Welch eingreifende Störungen ein emotioneller Schmerz in den Thätigkeiten der Eingeweide hervorrufen kann, zeigt uns die Thatsache, dass unaufhörliche Gemüthsqualen nicht selten Gelbsucht im Gefolge haben. Und hier ist es sogar zufällig möglich gewesen, die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung durch ein directes Experiment nachzuweisen. Als Claude Bernard bei einem Hunde die Einrichtung getroffen, dass der Gallengang sein Secret nach aussen ergoss, bemerkte er, dass, so lange er den Hund liebkoste und ihn in fröhlicher Stimmung erhielt, die Secretion in normaler Stärke anhielt; wenn er aber zornig sprach und ihn eine Zeit lang so behandelte, dass er niedergeschlagen wurde, dann hörte das Fliessen der Galle auf.

Lässt sich auch dagegen einwenden, dass schlimme Folgen der genannten Art nur dann aufzutreten pflegen, wenn die körperlichen wie die geistigen Schmerzen sehr gross sind, so bleibt es doch unbestreitbar, dass bei gesunden Personen die durch kleinere Leiden verursachten schädlichen Störungen, wenn sie auch schwer nachzuweisen sein mögen, doch vorhanden sind, und bei Solchen, deren Lebenskräfte bereits durch Krankheit bedeutend geschwunden sind, genügt oft eine geringe physische Erregung oder eine unerhebliche moralische Beunruhigung, um einen Rückfall herbeizuführen. . . .

Was sind die schwächlichen, missgestalteten Kinder, die man in verarmten Gegenden zu sehen bekommt, Anderes als Geschöpfe, deren Verlangen nach Speise und Bedürfniss für Wärme nicht genügend befriedigt worden ist? Woher kommt es, dass ganze Be-

völkerungen im Wachsthum zurückbleiben und vor der Zeit alt werden, wie sie sich in einzelnen Theilen von Frankreich finden, als daher, dass alle durch übermässige Arbeit und mangelhafte Ernährung geschädigt werden, jene ein positives, diese ein negatives Leiden bedingend? Welches ist die Bedeutung jener grössern Sterblichkeit, wie man sie bei den Leuten beobachtet, die durch Entbehrungen geschwächt sind, wenn nicht die, dass körperliches Elend zu tödtlichen Krankheiten führt? Oder endlich, was ergiebt sich aus der furchtbaren Höhe, welche Krankheit und Tod bei den im Felde liegenden Heeren häufig erreichen, wenn diese von spärlichen und verdorbenen Vorräthen leben, auf feuchtem Boden liegen, der grössten Hitze und Kälte ausgesetzt, nur ungenügend vor dem Regen geschützt und erschöpfenden Anstrengungen unterworfen sind — was Anderes, als dass schreckliches Elend auftritt, wo der Körper fortwährend eine Behandlung erfährt, gegen welche die Gefühle protestiren? . . .

Ganz entgegengesetzt sind die Wirkungen der Freude auf die Constitution des Menschen. Es kommt allerdings gelegentlich, wenn auch selten vor, dass schwache Personen in Folge einer intensiven Freude — einer Freude, die beinah Schmerz zu nennen ist — eine Erschütterung ihrer Nerven erleiden, welche nachtheilig wird; niemals aber tritt dies bei solchen ein, die noch nicht durch freiwillige oder gezwungene Ausübung von dem Organismus schädlichen Thätigkeiten geschwächt sind. Unter normalen Verhältnissen sind grosse wie kleine Freuden treffliche Anregemittel für die Vorgänge, durch welche das Leben erhalten wird. . . .

Eine angenehme Temperatur befördert die Thätigkeit des Herzens und damit auch alle andern Functionen, für welche diese die Grundlage bildet. Wenn auch die Menschen, die sich ihrer vollen Kraft erfreuen und gehörig bekleidet sind, die Temperatur ihres Körpers selbst im Winter constant zu erhalten und mehr Nahrung als gewöhnlich zu verdauen vermögen, um den Wärmeverlust auszugleichen, so verhält es sich doch mit Schwachen anders, und je mehr die Kraft abnimmt, desto mehr wird der wohlthätige Einfluss der Wärme empfunden. Dass die angenehmen Empfindungen, wie sie die frische Luft wachruft und wie sie die Thätigkeit der Muskeln nach hinlänglicher Ruhe oder die Ruhe nach vorheriger Anstrengung begleiten, mit vortheilhaften Folgen verknüpft sind, kann von Niemand bezweifelt werden. Der Genuss dieser Freuden trägt zur Erhaltung des Kör-

pers in einer für alle Zwecke des Lebens geeigneten Beschaffenheit bei.

Noch auffälliger sind die physiologischen Vortheile von emotionellen Freuden. Jedes körperliche und geistige Vermögen wird erhöht durch „gute Laune“, wie wir eine allgemein befriedigte Gemüthsstimmung bezeichnen. Der Satz, dass die wichtigsten Lebensthätigkeiten — diejenigen der Ernährung — durch ein zum Lachen reizendes Gespräch oder vielmehr durch das angenehme Gefühl, welches zum Lachen führt, gefördert werden, ist von Alters her in Geltung, und jeder Magenschwache weiss, dass er in erheiternder Gesellschaft auch ein starkes und verschiedenartig zusammengesetztes Mittagessen, selbst mit Einschluss nicht allzu leicht verdaulicher Dinge, ungestraft und sogar mit Vortheil verzehren darf, während ein kleines, sorgfältig ausgewähltes, aus einfachen Speisen bestehendes Essen, in der Einsamkeit eingenommen, Verdauungsbeschwerden im Gefolge hat. Diese schlagende Wirkung auf das Ernährungssystem wird von andern ebenso bestimmten, wenn auch minder bemerkbaren Wirkungen auf den Blutkreislauf und die Athmung begleitet. Und wer, den täglichen Arbeiten und Sorgen entrückt, an schönen Gegenden sich erfreute oder durch das Neue, was er draussen sah, lebhaft angeregt wurde, der verräth bei der Rückkunft schon durch seine heitere Miene und sein lebendiges Wesen den grösseren Vorrath an Energie, mit dem er für die Wiederaufnahme seines Berufes ausgerüstet ist. Gebrechliche Leute besonders mit ihrer auf ein verengertes Gebiet beschränkten Lebenskraft, auf welche sich jeder Einfluss der äusseren Bedingungen sehr deutlich bemerkbar macht, lassen in der Regel den Vortheil erkennen, den ihnen angenehme Empfindungszustände bringen. Eine lebhafte Gesellschaft, der Besuch eines alten Freundes, schon die Übersiedelung in ein helleres Zimmer kann, indem sie eine heitere Stimmung erzeugt, ihr körperliches Befinden um ein Bedeutendes bessern. Kurz, wie jeder Arzt gut genug weiss, es giebt kein wirksameres tonisches Mittel als das Glück“ [1].

Diese Thatsache, dass bei ganz normalen Verhältnissen die Lustgefühle fördernd, die Unlustgefühle hemmend auf den Lebensprocess wirken, stimmt vollständig mit unseren Erörterungen im I. Capitel überein und erklärt sich auch aus denselben.

---

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ VI. Cap.

Wie wir dort gesehen haben, beruhen die angenehmen Gefühle auf partiellen Förderungen, die unangenehmen dagegen auf partiellen Hemmungen des Lebensprocesses. Nun wissen wir aber, dass jeder Nervenreiz neben seiner directen localen Wirkung noch eine indirecte allgemeine hat, welche der ersteren in ihrem Charakter entspricht, dass also mit jeder partiellen Förderung eine indirecte allgemeine Förderung und mit jeder localen Hemmung eine indirecte allgemeine Hemmung verbunden ist[1].

Auch bei den höheren Gefühlen, denen keine objective Einwirkung auf die Sinnesnerven zu Grunde liegt, ist mit der Erregung derjenigen Nervencentren, durch welche die Gefühle zu Stande kommen, stets eine allgemeinere Erregung des ganzen Nervensystems verbunden; wie umgekehrt eine allgemeinere Erregung wieder diejenige bestimmter Centren in stärkerer und jener entsprechenden Weise verursacht.

Wird nun im ersteren Falle die allgemeinere Erregung direct durch die locale Erregung an sich hervorgerufen, oder entsteht erstere auf Grund der aus der letzteren resultirenden Gefühle? Diese Frage ist wohl deshalb sehr schwer zu entscheiden, weil der physiologische Vorgang, auf welchem die psychische Erscheinung, das Gefühl beruht, mit diesem so eng verbunden ist, dass es der Wissenschaft bis jetzt noch nicht möglich ist, diesen Vorgang weiter zu analysiren, und dass es uns überhaupt unmöglich erscheint, uns das Gefühl ohne den betreffenden physiologischen Vorgang zu denken; weshalb auch die Physiologie vielfach beide Erscheinungen gar nicht unterschieden und die Bewusstseinserscheinung als mit der Nervenerregung an sich identisch betrachtet hat. Dies letztere ist nun zwar schon deshalb nicht berechtigt, weil es auch Nervenerregungen giebt, mit denen keine Bewusstseinserscheinungen verbunden sind. Allein wir vermögen doch auch bis heute noch nicht zu sagen, worin der Bewusstseinsvorgang besteht, was er seinem innersten Wesen nach ist; und wir können nur behaupten, dass unserer Erkenntniss nach das Bewusstwerden eines Zustandes etwas anderes ist, als der materielle Vorgang, welcher diesem Bewusstseinsact zu Grunde liegt.

---

[1] Vergl. Herbert Spencer: „Principien der Psychologie." §. 21, 39. Übers. v. Vetter. Stuttgart.

Beobachten wir nun insbesondere die Wirkungen der höheren Gefühle (der psychischen im engeren Sinne), so sehen wir, dass in jedem Falle die Wirkung des Gefühls von der Intensität desselben, d. h. von dem Grad der Bewusstwerdung der betreffenden Nervenerregung abhängt. Nun müssen wir allerdings von der Intensität eines Gefühls auf die Intensität der betreffenden Nervenerregung schliessen und unserer bisherigen Erfahrung nach annehmen, dass die Gefühlsstärke durch die Stärke der Nervenerregung bedingt ist. Allein von dieser letzteren erfahren wir in solchem Fall gar nichts direct, wir schliessen erst auf dieselbe auf Grund von Analogien. Wenn wir, sobald etwa die Vorstellungen von unserer Zukunft auftreten, ein intensives Gefühl der Sorge empfinden, weil uns die Zukunft unsicher oder leidbringend erscheint, so ist nur dieses Gefühl eine directe Erfahrung, nicht etwa die diesem Sorgegefühle zu Grunde liegende Erregung bestimmter Nervenzellen, von der wir nicht wissen, welcher Art sie ist, und von der wir nur auf Grund von Analogien annehmen können, dass sie eine locale Beeinträchtigung des Lebensprocesses involvirt. Wer vermöchte etwa heute schon anzugeben, in welcher Weise sich die Nervenerregung, auf welcher das Gefühl der Sorge oder der Angst beruht, von derjenigen unterscheidet, durch welche die Gefühle der Furcht, des Schreckens, der Reue, der Beschämung u. a. bedingt sind?

So wenig wir die Eigenthümlichkeit einer Nervenerregung kennen, die ein ganz bestimmtes höheres Gefühl verursacht, so wenig wissen wir auch, ob durch eine solche Erregung der allgemeine Lebensprocess beeinflusst wird, auch wenn diese Erregung nicht zum Bewusstsein (im weiteren Sinne) kommt, wenn sie kein Gefühl im Gefolge hat. Dagegen zeigt die Erfahrung wohl, dass das Gefühl allemal einen Einfluss auf den allgemeinen Lebensprocess ausübt, wenn auch das Gegentheil nicht als undenkbar hingestellt werden kann.

Zwar wird der Verlauf des Lebensprocesses auch verändert durch Erregung von Nerven (besonders von Centren des sympathischen Nervensystems), ohne dass uns diese Erregung in Form eines Gefühles zum Bewusstsein kommt; aber das sind dann, soweit unsere Erfahrung reicht, keine Erregungen sensorischer Centren, welche bei normalen Verhältnissen psychische Erscheinungen, Gefühle nothwendig zur Folge haben.

Dagegen zeigt uns die Erfahrung, dass, so lange eine Einwirk-

ung auf das Sensorium unter normalen Verhältnissen gar keine Bewusstseinserscheinung hervorruft, sie auch keinen directen und unmittelbaren Einfluss auf das psychische Leben und auf den allgemeinen Lebensprocess ausübt, wie dies häufig in solchen Fällen vorkommt, in denen die Aufmerksamkeit sehr einseitig auf bestimmte andere Einwirkungen oder auf Muskelleistungen concentrirt ist.

Wenn wir tief in Gedanken versunken, einer Gefahr entgegengehen, etwa von einer Schlange gebissen zu werden oder in einen Abgrund zu stürzen und uns aber diese Gefahr, obgleich das Bild der Schlange oder des Abgrundes auf unsere Netzhaut fällt und die sinnliche Einwirkung also gegeben ist, nicht zum Bewusstsein kommt, weil wir dieses Bild wohl percipiren, aber der abgelenkten Aufmerksamkeit halber nicht appercipiren; dann übt auch die betreffende Erregung der Sinnesnerven keinen Einfluss (wenigstens keinen merkbaren) auf den Verlauf unseres Lebensprocesses aus; dieser findet vielmehr nur dann und nur in dem Maasse statt, als und in welchem Grade das Gefühl der Furcht oder des Schreckens entsteht.

Noch augenfälliger zeigt sich diese Thatsache in der Hypnose. Ist der Bewusstseinsprocess eines Hypnotisirten auf bestimmte Haut- und Muskelempfindungen, auf Muskelleistungen, auf bestimmte Wahrnehmungen oder auf gewisse Vorstellungen concentrirt, so haben andere Einwirkungen und andere Nervenerregungen sehr wenig oder gar keinen merkbaren Einfluss, weder auf sein psychisches Leben noch auf seinen physiologischen Lebensprocess; und die Geschmacksnerven können durch Tinte, durch irgend eine Säure, durch eine Zwiebel oder eine rohe Kartoffel gereizt werden, oder der Betreffende kann einen laut ausgesprochenen Befehl erhalten (wenn der Bewusstseinsprocess auf die Gesichtseinwirkungen concentrirt ist) oder es kann ihm gedroht werden etc., ohne dass der Hypnotisirte in zweckentsprechender Weise darauf reagirt[1].

Die Beeinflussung des Lebensprocesses durch die Vorgänge im Sensorium scheint also in erster Linie von dem Bewusstwerden der betreffenden Erregungen abzuhängen.

Man könnte dem freilich wieder entgegenstellen, dass in der Hypnose die Leitung in den Nerven eine schlechte sei und infolge-

---

[1] Vergl. meine Schrift: „Die psychologische Ursache der hypnotischen Erscheinungen.“ Leipzig 1880.

dessen in den angegebenen Fällen die Erregung der Sinnesnerven gar nicht zu den Centralorganen gelange; und in der That betrachtet man ja von physiologischer Seite eine herabgeminderte Leitungsfähigkeit der Nerven als die Ursache der hypnotischen Erscheinungen[1].

Abgesehen aber davon, dass wir diese verminderte Leitungsfähigkeit erst aus der Eigenthümlichkeit der Bewusstseinsvorgänge, der psychischen Reaction schliessen und nur diese letztere direct beobachten, ist auch die Ursache der hypnotischen Erscheinungen, wie englische Forscher (besonders Braed und Carpenter), Berger und ich in der erwähnten Schrift dargelegt haben, höchst wahrscheinlich eine psychologische[2]. Die Thatsache, dass die Hyp-

[1] Heidenhain: „Der sogenannte thierische Magnetismus.“ 4. Aufl.

[2] Der einzige Einwand, der gegen meine Erklärung der hypnotischen Erscheinungen aus der abnorm einseitigen Concentration des Bewusstseinsprocesses bisher gemacht worden ist, geht von Niemand anders als der ersten deutschen Autorität auf diesem Gebiete, Herrn Prof. Heidenhain aus. Derselbe schrieb mir u. a. „Mir will es nun freilich scheinen, dass man mit dieser von Ihnen in so interessanter Weise vertheidigten Anschauung doch nicht ausreicht. Wie soll ich es mir denken, dass die Concentration der Aufmerksamkeit Leistungen zu Stande bringt, welche der Wille im wachen Zustande herzustellen ganz ausser Stande ist? Solche Muskelleistungen, wie sie schon früherhin Richot, neuerdings Berger beschrieben, sind mir als nur von der Aufmerksamkeit abhängig ganz unerklärlich. Es muss, glaube ich, der motorische Mechanismus des Gehirns, in einen bestimmten Zustand versetzt, automatisch fortarbeiten, um derartiges herzustellen. In dieser Ansicht bestärken mich Erfahrungen über Erscheinungen an gewissen Gebieten glatter Muskeln, z. B. des Accommodationsapparates, der Blutgefässe, welche ja doch dem Willen ganz entrückt sind. Kurz, ich meine, so wichtig das von Ihnen hervorgehobene Moment ist, wir würden uns den Weg zu weiterer Erkenntniss verschliessen, wollten wir dabei stehen bleiben.“

Diesen letzten Satz unterschreibe ich ganz und gar. Was dagegen den Einwand betrifft, so habe ich — abgesehen davon, dass nach Berger's Ansicht (wie er mir in einem Briefe mittheilte) bei einer Anzahl von Personen, welche sich bemühen ihre Aufmerksamkeit ausschliesslich auf eine Vorstellung zu lenken, dieser psychische Reiz völlig ausreicht, die für den Arzt besonders frappanten Krampferscheinungen sofort zu Tage treten zu lassen, ohne sogenannte magnetische Manipulationen — noch Folgendes darauf zu erwidern: Einmal ist die Thatsache, dass es gewisse glatte Muskeln giebt, die bereits seit vielen Generationen, ja die schon bei den höheren Thieren ohne Bewusstseinsprocess automatisch functionirt haben und noch functioniren, kein Beweis dafür und nicht einmal ein Anhaltepunkt zu der Annahme, dass auch solche Muskeln, die seit unzähligen Generationen nur mittels der Bewusstseinsvorgänge zweckentsprechend functionirt haben, dies nun mit einem male ohne diesen vermöchten, selbst in denjenigen Fällen, in denen keine derartige Übung der Bewegungen vorhergegangen ist, dass die Bewegungen

nose, d. h. die abnorm einseitige Concentration der Nervenkraft und des Bewusstseinsprocesses durch einseitige Concentration der Aufmerksamkeit hervorgerufen wird, lässt darauf schliessen, welch grossen Einfluss die Bewusstseinserscheinungen direct auf den Organismus auszuüben vermögen, und wie wichtig und nothwendig der Bewusstseinsprocess dazu ist, damit äussere Reize, welche auf die Sinnesnerven einwirken, den nöthigen Einfluss auf den Organismus gewinnen. Damit solche Reize bezüglich die Erregungen der Sinnesnerven bewusst werden, ist es nöthig, dass der Bewusstseinsprocess überhaupt präsent ist und sich auf die betreffenden Centren mit erstreckt oder dass er doch in diesen Centren leicht wach gerufen werden kann, was in der Hypnose nicht der Fall ist. Die Thatsache, dass in der Hypnose die Nervenleitung keine allseitige und vielmehr nur bestimmten Gebieten zugewendet, andern dagegen entzogen ist, kommt also darauf hinaus, dass der Bewusstseinsprocess einseitig concentrirt ist.

Es scheint also in der That dieser letztere und es scheinen die einzelnen psychischen Vorgänge, bezüglich die Gefühle zu sein, welche

als „mechanisch gewordene Willenshandlungen“ (wie sie Wundt sehr richtig nennt) betrachtet werden können. Dann aber ist auch die abnorm einseitige Concentration des ganzen Bewusstseinsprocesses, wie sie in der Hypnose vorliegt, doch eine andere Erscheinung als wie die einseitige Concentration der Aufmerksamkeit im normalen bezüglich wachen Zustande; für erstere ist die Bezeichnung „Aufmerksamkeit“ nach meinem Dafürhalten gar nicht mehr anwendbar, und ich habe in meiner Schrift absichtlich die Anwendung dieser Bezeichnung vermieden und immer von der abnormen Concentration des ganzen Bewusstseinsprocesses gesprochen. Im normalen Zustande gelingt es uns vermöge unserer Willenskraft niemals den Bewusstseinsprocess in so einseitiger Weise auf eine bestimmte Einwirkung zu lenken, dass andere Einwirkungen gar nicht mehr zur Geltung kommen, der Organismus nicht mehr auf dieselbe reagirt, wie dies in der Hypnose der Fall ist. Ja im vollständig normalen Zustande sind schon solche Muskelleistungen wie wir sie in der Leidenschaft instinctiv ausführen, auf Grund unseres Willens im engeren Sinne ganz unmöglich, geschweige dass wir erwarten könnten, dieselben würden (in beiden Fällen den psychischen Trieb als Ursache gesetzt) den Leistungen in der Hypnose gleichzukommen vermögen.

In der Leidenschaft und im Wahnsinn ist der Bewusstseinsprocess oft schon in einem Grade auf eine bestimmte Einwirkung oder Vorstellung concentrirt, wie uns dies im normalen Zustande durch unsere Willenskraft unmöglich ist. In der Hypnose ist aber diese Concentration noch eine viel einseitigere als in den beiden genannten Zuständen, und deshalb sind auch die Muskelleistungen so abnorm gesteigerte, wie sie im normalen Zustande überhaupt nicht vorkommen können.

im animalischen Nervensystem, soweit keine mechanisch gewordenen Willenshandlungen vorliegen, die Erregungen der verschiedenen Centren, etwa der sensorischen und motorischen vermitteln und überleiten. Und demnach ist auch die Annahme begründet, dass es die Gefühle sind und nicht die localen Nervenerregungen, welche direct den allgemeinen Lebensprocess in günstiger oder ungünstiger Weise beeinflussen resp. die Erregung einzelner Nervencentren und die Erregung des ganzen Nervensystems vermitteln, erstere auf letzteres ausdehnen oder (wie ich im ersten Capitel gesagt habe), welche die partiellen Förderungen oder Beeinträchtigungen des Lebensprocesses dem Gesammtorganismus gleichsam mittheilen und denselben darnach stimmen. Findet also durch äussere Einwirkungen auf die Sinne oder auf Grund bestimmter Vorstellungen eine locale Förderung oder Hemmung des Lebensprocesses statt in einer Weise, dass dieselbe in Form eines angenehmen oder unangenehmen Gefühls in irgend einem Grade zum Bewusstsein kommt, so wird nach unserer Annahme eben durch das Gefühl auch der gesammte Lebensprocess dieser localen Erregung entsprechend gestimmt, und entweder gefördert oder beeinträchtigt.

Wie ist es dann aber möglich, dass Freuden, die doch aus localen Förderungen hervorgehen, für den Organismus schädlich wirken und Leiden im Gefolge haben können?

Dies ist in der That unmöglich bei vollkommen gesunden animalischen Wesen, bei denen die Anpassung der Gefühle an die Zweckmässigkeit der Einwirkungen in jeder Beziehung eine vollkommene ist, und bei denen eine Überreizung der Nerven und ein zu einseitiges Fühlen und Handeln nicht vorkommt, die also in jeder Beziehung vollkommen zweckmässig organisirt sind.

In denjenigen Fällen, in denen der Genuss von Freuden die Ursache zu späteren Leiden ist, handelt es sich immer um krankhafte Dispositionen oder um Befriedigung von Leidenschaften, d. h. um die Bedürfnisse eines überreizten oder zur Überreizung disponirten Nervensystems, um unnatürliche zweckwidrige Genusssucht, um eine allzu einseitige Steigerung bestimmter, an sich guter Triebe.

Wenn z. B. ein Mensch gerade das, was er seiner Constitution nach nicht essen oder trinken sollte, leidenschaftlich gern geniesst und ihm also Dinge angenehme Geschmacksempfindungen verursachen,

die ihm nicht dienlich sind, und deren Genuss vielleicht die schädlichsten Wirkungen hat, so liegt hier eine krankhafte Disposition vor. Dasselbe ist der Fall bei den Menschen, die in Folge einer übermässigen Gereiztheit des Nervensystems unter Umständen ein ungemeines Vergnügen an starken Muskelleistungen finden, obgleich sie doch der Ruhe bedürften. Sie werden durch angenehme Gesellschaft leicht in eine sehr erregte, heitere Stimmung versetzt, sprechen, singen und tanzen, als könnten sie gar nicht ermüden, wobei sie die höchste Lust empfinden; und hinterher stellt sich eine um so grössere Erschlaffung des Nervensystems, Kopf- oder Gliederschmerz und eine abnorm trübe Stimmung ein. Auch hier ist der Genuss von Freuden die Ursache zu indirecten Leiden, aber dies nur deshalb, weil der Organismus krank ist. Der vollkommen gesunde Mensch empfindet nur insoweit Lust an Muskelleistungen, als ihm dieselben auch dauernd dienlich sind.

Alle Leidenschaften haben eine krankhafte Disposition, eine übermässige Gereiztheit des Nervensystems, bezüglich Blutarmuth, eine Neigung zur abnormen Einseitigkeit der Gefühle und des Bewusstseinsprocesses überhaupt als Ursache; und wenn die Befriedigung der Leidenschaften momentan mit Lust verbunden ist, indirect aber grössere Leiden zur Folge hat, so liegt das nicht etwa an der Beziehung der momentanen Freuden zu den zukünftigen Gemüthszuständen überhaupt, sondern an der mangelhaften Gesundheit des betreffenden einzelnen Individuums, welches den Genuss eben auf Grund der krankhaften Disposition allzusehr und in einer Weise steigert, wie es seiner Constitution nicht entspricht.

Es unterliegt z. B. keinem Zweifel, dass der Genuss anregender Getränke, wie Alkohol, Thee, Kaffee etc. momentan fördernd auf den Lebensprocess wirkt; und eben daher rührt die mit diesem Genuss verbundene gute Stimmung und die Freude am Genuss. Und wird ein solches Getränk nur in kleinen, der Constitution des betreffenden Individuums entsprechenden Mengen genossen; so zieht die momentane angenehme Wirkung auch keine üblen Folgen nach sich.

Dies ist nur dann der Fall, wenn eine Disposition zur Überreizung des Nervensystems vorhanden ist, wenn der Organismus zum leidenschaftlichen Genusse neigt und so viel von solchen Getränken zu sich nimmt, dass sein Nervensystem überreizt wird, so dass dann nothwendig eine Erschlaffung desselben, also eine Be-

einträchtigung des Lebensprocesses und damit irgend ein Leiden folgt.

So lange der Mensch gesund ist, so lange bleibt der Geschlechtsgenuss in der dem Organismus entsprechenden Grenze. Bei blutarmen, aufgeregten, also kränklichen Menschen dagegen steigert sich das sexuelle Begehren in abnormer Weise, es wird zur Leidenschaft, der Genuss wird übermässig gesteigert, führt zu unzweckmässigen, verderblichen Ausschreitungen und verursacht damit natürlich indirect grössere Leiden.

Das Streben nach Besitzerwerb, Ausbreitung der Macht und nach Ehre sind natürliche, zweckmässige Bestrebungen, die, so lange sie normal bleiben, nicht nur momentan, sondern auch in Zukunft Freude bereiten, wobei die einzelnen Gefühle der Befriedigung, welche nothwendig mit den Handlungen verbunden sind, eine gute Wirkung auf die Gesundheit ausüben. Steigert sich aber dieses Streben in einseitiger Weise zur Habsucht, zum Geiz, zur Herrschsucht und Ehrsucht, also zur Leidenschaft, dann gebiert dieses natürliche, nützliche und Lust verursachende Streben das Leid des Neides, welches dann das Leben verbittert.

So lässt sich von jedem Genusse und jedem Streben nachweisen, dass das eine wie das andere, dass jedes angenehme Gefühl und jedes Begehren erst dann indirect Leiden verursacht, wenn es zur Leidenschaft wird. Dies wird es aber allemal in dem Falle, dass es sich in einseitiger Weise steigert, so dass es mit der Situation, mit dem allgemeineren Zweckbewusstsein, mit allen übrigen Gefühlen und mit der ganzen Tendenz des Organismus nach möglichst vollkommener Arterhaltung nicht mehr im Einklang steht[1]. Und diese psychische Unvollkommenkeit hat allemal in einer mangelhaften körperlichen Gesundheit ihre Ursache. Leidbringend sind hiernach die Freuden dann und in dem Maasse, wenn und in welchem Maasse der Organismus psychisch unvollkommen und körperlich kränklich ist.

Während also die natürlichen, normalen Freuden des gesunden Menschen immer eine gute Wirkung haben, so sind dagegen die übermässigen Genüsse des kränklichen Menschen verderblich; und es ist

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ XIV. Cap., und Carneri: „Grundlegung der Ethik.“ II. Cap.

wohl Aufgabe des Menschen, diese letzteren, die Genusssucht und Leidenschaft zu unterdrücken, es kann aber niemals zweckmässig sein, allen Lebensfreuden überhaupt zu entsagen.

Wie ist es aber, wenn ein relativ gesunder Mensch, einem natürlichen Triebe folgend, gegen die staatliche Ordnung verstösst und sich dadurch die Leiden der Bestrafung zuzieht? Behält auch dann unsere Behauptung ihre Giltigkeit, oder ist die staatliche Ordnung selbst etwas Unnatürliches?

Gesetzt ein gesundes Kind gehe an einem fremden Garten vorbei, in welchem es die schönsten reifen Früchte erblicke; ist dann der Trieb zum Nehmen der Früchte nicht ein ganz gesunder und natürlicher, um so mehr, als schon unsere thierischen Vorfahren von Früchten gelebt haben? Und doch hat die Freude an dem Nehmen und Essen der Früchte Leid zur Folge, das Kind wird bestraft. Ist diese gesetzliche Schranke und die Bestrafung des Kindes nicht eine ungerechte? Oder hat in diesem Falle unsere ganze Theorie von der Wirkung der Freuden und Leiden keine Giltigkeit?

All unsere früheren, frei-, bezüglich wildlebenden Vorfahren haben das Wild gejagt und sich von diesem genährt. Ist nun der Trieb eines Wilddiebes zum Erlegen und Aneignen des Wildes nicht ein gesunder und natürlicher? Und doch hat dieser Trieb in der Bestrafung des Wilddiebes sein Leid im Gefolge.

Der Mensch ist viel früher geschlechtsreif, als er unseren gegenwärtigen Culturverhältnissen nach heirathen kann. Wenn nun ein gesunder, junger Mann oder ein Mädchen dem natürlichen Triebe folgt und sich dem Geschlechtsgenusse hingiebt, dafür aber wegen der socialen Schranken Leid erntet, sind dann die Schranken ungerecht und unnatürlich oder ist das Verhältniss der Freuden zu ihren Wirkungen ein anderes?

Die socialen bezüglich staatlichen Schranken sind nichts weiter, als eine instinctive oder zweckbewusste Vermehrung, Nachahmung oder Vervollkommnung der natürlichen Schranken, wie sie ohne Zuthun des Menschen schon bestanden haben, und wie sie im ganzen Thierreiche bestehen. Sie erfüllen auch den gleichen Zweck wie diese und liegen nicht etwa ausserhalb der biologischen Entwickelungsgesetze, sondern sind nur vollkommenere Äusserungen derselben.

Man denke sich eine Gemse, die jenseits eines Abgrundes eine schöne Weidefläche erblickt. Der Abgrund ist viel zu breit, als dass sie denselben überspringen könnte. Sie fügt sich dieser Schranke und wendet sich einer andern, erreichbaren Stelle zu. Welches ist diese Schranke, die sich ihrem Begehren entgegenstellt? Es ist die eigene Unvollkommenheit. Würde sie fliegen oder viel weiter springen können, als sie es schon kann, so würde die Schranke nicht existiren und das Begehren erfüllt werden. Dieses hat sich der Vorstellung der Unerreichbarkeit aber allmälig so vollkommen angepasst, dass sie den Sprung nicht wagt. Wäre aber das Begehren so stark, dass die Vorstellung von dem Verlust des Lebens beim Sprung ganz zurücktrete oder dass wegen des starken Begehrens die Weidefläche erreichbar erschien, obgleich sie es der Organisation der Gemse nach nicht ist, und würde demnach diese dennoch den Sprung wagen, so würde sich diese Unvollkommenheit der Anpassung, dieses krankhafte Begehren mit dem Tode bestrafen.

Wenn ein Schakal sieht, dass ein Löwe eine Beute erlegt hat, so begehrt er dieselbe wohl auch, aber er macht gar nicht den Versuch sie zu nehmen, weil er weiss, dass sich ein solches Unternehmen bestrafen würde. Welches ist hier die Schranke, die sich dem Begehren des Schakals entgegensetzt? Es ist die grössere Stärke, also die grössere Vollkommenheit des Löwen oder die relative Unvollkommenheit des Schakals der des Löwen gegenüber.

Das Begehren des Schakals hat sich der Möglichkeit der Erreichbarkeit des Zieles so weit angepasst, dass er, wie gesagt, gar nicht den Versuch macht, dem Löwen die Beute abzunehmen.

Würde es aber ein Schakal wagen mit dem Löwen zu kämpfen, so würden wir ihn toll oder doch tollkühn nennen; sein Begehren wäre in diesem Falle abnorm stark oder seine Furcht dem Löwen gegenüber abnorm gering, das Begehren der Vorstellung von der Unerreichbarkeit nicht angepasst, ein solcher Schakal wäre in abnormer Weise unvollkommen organisirt; und diese Unvollkommenheit würde sich bestrafen.

Oder stellen wir uns irgend ein Heerdenthier vor, das sich der Gesammtheit der Heerde nicht fügt, den Wachtposten nicht übernehmen will, eine andere Richtung in der Wanderung als die Heerde einschlägt und sich von derselben absondert, so wird es entweder

direct von der Heerde bezüglich vom Leitthiere körperlich gezüchtigt oder es geht vereinsamt zu Grunde, seine Handlung wird bestraft. Warum dies? Weil es sich wegen allzustarken Begehrens, das mit den Umständen nicht übereinstimmt, also wegen mangelhafter Anpassung, bezüglich mangelhafter Organisation der Schranke, d. h. der grösseren Vollkommenheit oder der eigenen Unvollkommenheit nicht gefügt hat; denn die ganze Heerde ist dem einzelnen Thiere gegenüber das Stärkere, das Vollkommenere und das einzelne Heerdenthier ist zu unvollkommen organisirt, um allein sein Leben den lauernden Raubthieren gegenüber zu erhalten.

Es liegt im ganzen Arterhaltungsprincip, im Princip der Entwickelung, dass das Vollkommenere leichter erhalten wird als das Unvollkommenere, dass das Letztere dem Ersteren immer untergeordnet wird; und wer sich dieser Unterordnung nicht fügt und von der Welt verlangt, dass sich das Vollkommenere dem Unvollkommeneren fügen und unterordnen soll, der wird durch ersteres benachtheiligt, bestraft, nöthigenfalls ausgeschieden, dem Untergang geweiht, an dem macht sich das Princip der Selection geltend.

Ist die Staatsordnung und die Rechtspflege etwa principiell etwas Anderes als diese natürliche unbewusste Weltordnung im Bereiche der Lebewesen? Keinesweges.

Schicken wir voraus, dass in der menschlichen Gesellschaft der Stärkere vollkommener ist als der Schwächere, der Intelligente vollkommener als der Dumme, der Reiche vollkommener als der Arme, die Gesammtheit vollkommener als der Einzelne etc. etc., und dass schon die einzelnen Privatverhältnisse derartige sind, dass immer eine Unterordnung des unvollkommeneren unter den vollkommeneren Menschen stattfindet und sich jede Nichtbeachtung dieses Verhältnisses, das Nichtfügen in diese natürliche Weltordnung in irgend einer Weise bestraft.

In ganz anderem Maasse tritt dies nun in dem Verhältniss des Einzelnen zur Gesammtheit, zum Staatskörper bezüglich zum Allgemeinwillen, zum Gesetz zu Tage. In einem gesunden Staate ist das Gesetz der Wille der Allgemeinheit, der Nation. Dieser Allgemeinwille ist natürlich viel mächtiger und deshalb (in dieser Beziehung) vollkommener als der Wille eines einzelnen Menschen; und eben diese grössere Vollkommenheit des Allgemeinwillens oder die Unvollkommenheit (Schwäche) des Einzelwillens ist die Schranke, die sich dem Begehren

des Einzelnen, der sich dem Vollkommeneren nicht unterordnen will, entgegenstellt und ein Nichtbeachten der Schranke bestraft.

Trotz aller idealen Theorien und Anschauungen wirkt in der Praxis doch das allgewaltige Princip alles Lebens fort, dass das Unvollkommenere dem Vollkommeneren untergeordnet, von ihm unterdrückt wird, und dass der Starke d. h. Vollkommenere das Recht behält.

„Wer die Macht hat, hat das Recht", diese Wahrheit wird ewig ihre Geltung behalten; und wenn man hier die Stärke im besseren und allgemeineren Sinne versteht und damit die grössere Vollkommenheit in jeder Beziehung meint oder besser diesen Satz dahin ändert, dass man sagt: „Wer die grössere Vollkommenheit hat, hat das Recht", dann enthält er nicht etwa eine Ungerechtigkeit, sondern er ist nur ein Ausdruck des allgewaltigen Entwickelungsprincipes, der natürlichen Selection. Jeder einzelne Mensch und jeder Staat hat das Recht sich dem unvollkommeneren Menschen bezügl. Staate überzuordnen, aber zugleich auch die Pflicht, sich dem vollkommeneren Menschen bezüglich Staate unterzuordnen.

Warum hat er dieses Recht und diese Pflicht? Weil es im Entwickelungsprincip liegt, dass das Vollkommenere stets über das Unvollkommenere siegt und dieses unterdrückt und ausscheidet; weil wir nur nach diesem Princip resp. auf Grund dieses Entwickelungsgesetzes zu einer immer grösseren Vollkommenheit gelangen können; weil wir Menschen kein anderes Princip, das besser wäre, aufstellen und durchführen können, da wir selbst nur ein Product dieses Principes sind und demselben unsere Entstehung und all unsere Fähigkeiten verdanken; und endlich, weil jede Nichtbeachtung dieser natürlichen Weltordnung und jede Zuwiderhandlung gegen dieselbe zum Verderben des Menschen führt.

Die Überordnung kann und darf also nur so weit stattfinden, so weit sie mit der Unterordnung dem Vollkommeneren gegenüber nicht in Conflict kommt.

Das nächst Vollkommenere bezüglich Stärkere, dem sich jeder einzelne Mensch unter allen Umständen unterordnen muss, wenn er erhalten und unbestraft bleiben will, ist das Gesetz bezüglich der Wille der ganzen Nation oder deren Vertretung, der Regierung.

Das Vollkommenere dem einzelnen Staate gegenüber ist das Völkerrecht bezügl. der Wille der gesammten Menschheit. Wir werden unten hierauf wieder zurückkommen.

Da nun die staatliche Ordnung in irgend einer Form und insbesondere der Schutz des Eigenthums nicht erst seit gestern, sondern seit ungezählten Generationen besteht und sich allmälig entwickelt hat; so hat auch eine allgemeine Anpassung des menschlichen Begehrens an die staatlichen Schranken stattgefunden. Ja, nur in dem Maasse als diese Anpassung möglich war, konnte sich die staatliche Ordnung entwickeln; und je allgemeiner und vollkommener die Anpassung ist, desto vollkommener ist der Staatsorganismus.

Bei den gegenwärtigen Culturnationen ist diese Anpassung des Begehrens an allgemein gültige Gesetze so weit gediehen, und sie wird durch die Erziehung in jeder Generation in einer Weise befestigt, dass fast jedes Kind schon in den ersten Jahren seines Lebens die gesetzliche Schranke, den Allgemeinwillen, der seinem individuellen Begehren unter Umständen entgegensteht, kennt und wohl weiss, dass es sich fremdes Eigenthum nicht ohne Weiteres aneignen darf. Ist aber das Rechtsbewusstsein eines erwachsenen Menschen ein so unvollkommenes oder das Begehren jenem gegenüber ein so starkes, dass es in der Regel zum Diebstahl führt, dann können wir den betreffenden Menschen nicht als einen normal organisirten betrachten; die Anpassung des Begehrens ist eine abnorm geringe; der Mensch ist sehr unvollkommen.

Alle gewohnheitsmässigen Verbrecher sind anormal organisirte, sind kränkliche Menschen, deren Begehren nicht zweckmässig ans Rechtsbewusstsein angepasst, auf Grund einer abnormen Reizbarkeit des Nervensystems allzustark ist, oder die aus dem gleichen Grunde einen Fall des psychischen Rückschlages zeigen, so dass das Rechtsbewusstsein sich nicht normal entwickeln konnte, oder die eine krankhafte Erziehung genossen haben.

Das kann aber, nebenbei bemerkt, niemals ein Grund dafür sein, einen Verbrecher unbestraft zu lassen. Je gesunder vielmehr ein Staat ist, desto consequenter bestraft er jedes Vergehen; und derjenige Staat, in welchem die Verbrechen ungestraft bleiben, dessen Organisation also der natürlichen Weltordnung, dem allgemeinen Entwickelungsprincip, der consequenten Unterordnung des Unvollkommeneren unter das Vollkommenere nicht entspricht, ist krank und

kommt zurück. Je mehr eine Staatsordnung dem Selectionsprincip huldigt; je consequenter er jedes Verbrechen bestraft, desto vollkommener ist er.

Gerade die Gewissheit, dass auf jedes Verbrechen die Strafe folgen wird, ist der mächtigste Hebel zur besseren Anpassung des Begehrens an das Rechtsbewusstsein, zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Und wenn wir erst einmal so weit sein werden, dass nicht nur jeder intelligente und erwachsene Mensch, sondern auch der Ungebildete und jedes Kind der Überzeugung ist, dass auf jedwedes Vergehen, auf jede „Sünde“ die Strafe so unausbleiblich und nothwendig folgen wird, wie jede physikalische Wirkung der Ursache folgt, dann wird ein viel energischeres Streben nach Vollkommenheit, nach dem Guten stattfinden, als wie dies jetzt der Fall ist, da die Menschheit noch an eine Vergebung der Sünden glaubt, und da sich gerade die Charakterschwachen nur zu sehr mit diesem Glauben trösten.

Wenn nun ein Mensch eine starke Neigung zu irgend einem Verbrechen hat oder ein gewohnheitsmässiger Verbrecher ist; wenn sein Begehren immer den Sieg davonträgt, obgleich er gewiss ist, dass er wieder bestraft werden oder dass ihn sein Gewissen beunruhigen wird, und wenn demnach in all diesen Fällen die momentane Freude, die Befriedigung des Begehrens schädlich wirkt und Leiden im Gefolge hat, so ist nach dem Vorhergehenden auch in diesem Falle eine unvollkommene Organisation resp. eine mangelhafte Gesundheit die Ursache davon, dass die Freude nothwendig schädlich und leidbringend ist.

Nur ein kränklicher Mensch befriedigt sein Begehren, wenn er weiss, dass die Strafe folgt. Begeht dagegen ein gesunder Knabe einen Obstdiebstahl in des Nachbars Garten, so thut er es auf Grund der Überzeugung, dass er nicht dabei erwischt und demnach straflos bleiben wird. Täuscht er sich aber hierin, dann ist er in demselben Falle, wie die Gemse, die meint so vollkommen zu sein, um ungestraft den grossen Sprung wagen zu können.

Je besser also das Begehren eines Menschen (oder auch eines Thieres) den bestehenden gesetzlichen Schranken angepasst, je vollkommener der Mensch organisirt und erzogen ist, desto weniger kommt es vor, dass augenblick-

liche Freuden indirect Leid verursachen, d. h. desto mehr sind momentane Freuden auch für die Zukunft nützlich und angenehm. Je unvollkommener dagegen ein Mensch bezüglich je weniger sein Begehren den bestehenden Schranken angepasst ist, desto öfter haben seine Freuden indirect Leid im Gefolge; und es ist demnach Aufgabe der Erziehung und der Rechtspflege, die Anpassung des Begehrens an die naturgemässen Schranken allmälig so zu vervollkommnen, dass alle momentanen Freuden auch für die Zukunft freudbringend wirken oder vielmehr, dass der Mensch nur an dem, was keine üblen Folgen hat, Gefallen findet und nur dieses begehrt[1].

Welches sind nun anderntheils die Leiden, welche indirect Freude verursachen, die heilsam sind? Oder sind etwa, wie nach Herbert Spencer, auch die indirecten Folgen aller Leiden schädliche?

Wenn ein fauler Mensch, anstatt die Ruhe weiter geniessen zu können, gezwungen wird, sich zur Arbeit zu bequemen, die für ihn von grossem Nutzen und nothwendig ist, so empfindet er die Unterbrechung der Ruhe als Leid; ist aber die Arbeit gethan, so hat er nicht nur den materiellen Nutzen, sondern er empfindet auch noch die Lust der Befriedigung. Das Leid hat also Freude zur Folge.

Von dem leidenschaftlichen Trinker, Spieler, von dem, der sich sexuellen Ausschweifungen, Schwelgereien oder irgend einem andern Laster ergiebt, wird die Entsagung des Genusses, die ihm sehr schwer fällt, als grosses Leid empfunden, besonders wenn er dazu gezwungen wird. Hat er aber gearbeitet, anstatt seiner Leidenschaft gefröhnt zu haben, dann geniesst er um so grössere Freude, da diese Entsagung in mehrfacher Hinsicht für ihn von grossem Nutzen ist.

Es leuchtet sofort ein, dass auch in diesen Fällen die mangelhafte Gesundheit die Ursache davon ist, dass indirect nützlich wirkende Thätigkeiten momentan als Leid empfunden werden. Der vollständig gesunde Mensch geht mit Lust an die Arbeit und empfindet es nicht als Leid einem Laster nicht fröhnen zu können, weil er eben nicht lasterhaft ist. Die indirect nützliche und freudbringende Thätigkeit wird von ihm auch direct angenehm empfunden.

---

[1] Vergl. hierzu auch: Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ VI. Capitel.

Aber der Culturmensch wird von Jugend auf zu Thätigkeiten gezwungen, die seinen vererbten Dispositionen wenig oder gar nicht entsprechen, und die ihm direct stets Leid verursachen. Man denke nur daran, wie die armen Kinder in den Schulen gequält werden. Sind diese Thätigkeiten aber zum Fortkommen nicht nützlich, nothwendig und indirect freudbringend?

Herbert Spencer hebt mit Recht hervor, dass man in denjenigen Fällen, in welchen die momentanen Wirkungen den indirecten Folgen nicht entsprechen, wohl den indirecten Nutzen oder Schaden bezüglich die späteren Freuden oder Leiden in Betracht zieht, die momentanen Leiden oder Freuden, die man von jenen subtrahiren müsste, aber nicht in Rechnung bringt.

„Der Genuss, den man sich vielleicht mit unverhältnissmässigen Kosten verschaffte, dessen man sich vielleicht erfreute, während eine Arbeit gethan werden sollte, oder der vielleicht einem Andern mit besserem Anspruch darauf entrissen wurde, wird nur im Hinblick auf entferntere schädliche Wirkungen betrachtet, ohne einen Posten zu Gunsten der unmittelbaren wohlthätigen Folgen abzuschreiben. Umgekehrt wird bei positiven und negativen Leiden, mögen sie nun bei dem Streben nach irgend einem zukünftigen Vortheil oder bei der Erfüllung einer übernommenen Verantwortlichkeit oder beim Vollbringen einer grossmüthigen Handlung ertragen worden sein, nur auf das entfernte Gute Gewicht gelegt und das nächstliegende Übel unberücksichtigt gelassen. Alle die angenehmen und schmerzlichen Folgen also, welche der Handelnde sofort empfindet, sind von gar keiner Bedeutung, und sie erlangen erst dann ihre Wichtigkeit, wenn vorauszusehen war, dass sie später den Handelnden oder andere Personen treffen würden. Und überdies kommen auch zukünftige, vom Handelnden zu ertragende Übel nicht in Betracht, wenn sie aus Selbstverleugnung entspringen, und nur wenn Selbstbefriedigung ihre Wurzel war, so werden sie mit Nachdruck hervorgehoben. Derartig begründete Urtheile sind offenbar irrthümlich und daher müssen auch die allgemein geltenden Ansichten über das Handeln, da sie sich auf solche Urtheile stützen, offenbar ganz verdreht sein[1]."

Wenn das nun für irgend einen Fall wahr und von Bedeutung ist, so ist es für den Zwang der Kinder zum Erlernen insbesondere der geistigen Fertigkeiten.

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik." S. 101.

Die fürchterlichen Wirkungen, die ein solcher Zwang der übermüdeten Kinder zum immerwährenden Lernen nicht nur am Tag, sondern in der Nacht, wenn sie schlafen sollten, auf das jugendliche Nervensystem ausübt, sind leider nicht allgemein genug bekannt, sonst könnte in dieser Hinsicht nicht in dieser unverzeihlichen Weise und so allgemein an der Gesundheit der Kinder gesündigt werden. Die Väter und Mütter (und die Regierungen, die den Unterrichtsstoff vorschreiben?) denken zu viel an den Nutzen des geistigen Wissens und Könnens, und zu wenig an die verderblichen Wirkungen der geistigen Überbürdung bei schlecht genährten Kindern, die zu Hause noch zu körperlichen Arbeiten gezwungen werden. Und in der Gegenwart ist es bei vielen, wenn nicht bei den meisten Kindern in der That fraglich, ob der indirecte Nutzen grösser oder geringer ist, als die directen Nachtheile für die Gesundheit, welche aus der Überbürdung und Überreizung des Nervensystems nothwendig resultiren.

Indessen, auch wenn wir keine Überbürdung voraussetzen, so ist doch ein gewisser Zwang zur Erlernung der den jetzigen Culturverhältnissen entsprechenden Fertigkeiten nothwendig und zwar deshalb, weil die vererbten Dispositionen nicht zu diesen Thätigkeiten disponiren, denselben nicht angepasst sind. Es handelt sich in diesen Fällen um Neuanpassungen an die sich immer wieder verändernden Culturverhältnisse, also um einen noch bestehenden Mangel der Anpassung bezüglich der Vererbung, demnach um eine noch unvollkommene Organisation; und diese ist nun die Ursache davon, dass indirect nützliche Thätigkeiten bei vielen und wohl bei den meisten Menschen mehr oder weniger direct der vererbten Disposition entgegenwirken und deshalb momentan Leid verursachen.

Mögen wir also diese Verhältnisse von einer Seite beleuchten, von welcher wir wollen, wir kommen immer wieder auf die Thatsache, dass in jedem Falle eine Unvollkommenheit des betreffenden Individuums, d. h. eine Unvollkommenheit der Anpassung die Ursache davon ist, dass die directen Wirkungen nicht den indirecten Folgen entsprechen, dass also Thätigkeiten, welche indirect schädlich wirken, momentan angenehm empfunden werden, und dass umgekehrt Handlungen

oder Einwirkungen, die indirect gute Folgen haben, momentan Leid verursachen.

Dies gilt selbst in gewisser Weise für den Fall, dass eine rechtswidrige Unterdrückung des schwächeren Menschen seitens des mächtigeren stattfindet; denn der schwächere ist eben der unvollkommenere, der wegen Mangels der erforderlichen Anpassung an die bestehenden Verhältnisse nicht zu der Macht gelangt ist, um einer solchen Unterdrückung kräftig entgegenwirken zu können. Diese Unvollkommenheit, beruhe sie nun auf Vererbung oder auf schlechter Erziehung, ist dann die Ursache davon, dass seine Erhaltung oder sein zukünftiges Glück von dem Bücken und vom Ertragen der Vergewaltigung, also von einer Thätigkeit abhängt, welche direct und momentan als grosses Leid empfunden wird.

Wären wir Menschen nun alle vollkommen, so dass all unser Begehren den bestehenden Culturverhältnissen so gut angepasst wäre, dass die directen Wirkungen des Freudgenusses und des Leidtragens gleiche oder ähnliche wären als die indirecten, dann liesse sich wohl die Behauptung aufstellen, dass das Leidtragen unter allen Umständen schädlich wäre. Dass alle Menschen vollkommen wären hiesse zugleich, dass alle gleich organisirt und befähigt wären, und dass es nichts Unvollkommeneres und Vollkommeneres gäbe. Dies wird aber niemals der Fall sein. Es liegt in der ganzen Entwickelung der Lebewesen, dass es mehr oder weniger Vollkommenes, also immer nur eine relative Vollkommenheit und dass es Unterschiede hierin giebt. Das Unvollkommenere wird aber immer und ewig sich dem Vollkommeneren fügen, sich ihm unterordnen müssen; dies liegt, wie wir oben schon gesehen haben, ebenfalls im Princip der Entwickelung. Demnach wird es auch immer, d. h. so lange das Menschengeschlecht existiren wird, solche Menschen geben, deren Erhaltung resp. deren zukünftiges Glück davon abhängt, dass sie momentan Leid ertragen, bei denen also unter Umständen das Leidtragen indirect gute Folgen hat, die grösser sind als die momentanen Leiden.

Ausserdem ist aber, da wir darnach streben müssen eine möglichst vollkommene Anpassung zu erzielen, das Ertragen gewisser Leiden, von denen die Anpassung abhängt, absolut nothwendig und geboten. Da die Vererbung nicht Schritt hält mit der Anpassung und sich die Disposition zu derjenigen Lebensweise, wie sie unsere vorhistorischen Vorfahren geführt haben, noch heute constant vererbt; da die Ver-

erbung der Disposition zu denjenigen Thätigkeiten, wie sie das heutige Culturleben erfordert, aber noch äusserst gering ist; da sich endlich das Culturleben auch so verändert, dass es in jeder Generation ein anderes ist, so dass die Vererbung der Disposition zu einer bestimmten Lebensweise, wie sie die Gegenwart erfordert, gar nicht möglich ist; so wird die in jedem individuellen Leben nothwendige Anpassung, die Erlernung der dem Culturstand entsprechenden Thätigkeiten, von der die Erhaltung und das dauernde Glück abhängt, die also nützlich und gut, d. h. freudbringend ist, doch anfangs immer mit Unlustgefühlen, mit Leiden verbunden sein, da diese Erlernung mehr oder weniger den vererbten Dispositionen entgegenwirkt. Also, jemehr man darnach strebt sich den Culturverhältnissen anzupassen, und sich vollkommen zu machen, desto mehr muss man Unlustempfindungen übernehmen oder mit andern Worten das Vollkommenwerden hängt zum Theil vom Leidtragen ab; so dass man in dieser Beziehung wieder mit Recht sagen kann „selig sind, die da Leid tragen, denn sie werden getröstet werden“, wenn Christus dieses Wort auch nicht in dem hier angedeuteten Sinne gemeint hat.

Dies gilt um so mehr, als bei den sich stetig verändernden Culturverhältnissen das ganze Streben des Menschen von der Kindheit bis zum hohen Alter in erster Linie darauf gerichtet sein muss und thatsächlich auch darauf gerichtet ist, ältere Dispositionen und Neigungen, die früher gut gewesen sind, jetzt aber den Verhältnissen nicht mehr entsprechen, trotz der damit verbundenen Unlust zu unterdrücken und sich den neuen Verhältnissen anzupassen, so dass das ganze Leben eine ununterbrochene Kette von Anpassungsbestrebungen ist.

Die in der Erziehung, sowie in der Rechtspflege sich nothwendig machenden Strafen haben den gleichen Zweck der Anpassung; und wenn auch zugestanden werden muss, dass empfindliche Strafen momentan in der That nur einen ungünstigen Einfluss auf den Lebensprocess ausüben, so kann doch andererseits nicht geleugnet werden, dass in den meisten Fällen (wenn auch nicht in allen) der indirecte Nutzen bedeutend grösser ist, als der directe Nachtheil, und dass das Leid der Strafe dann allemal geboten erscheint.

Freilich kann der Mensch in dem Übernehmen von Unlustempfindungen zum Zwecke der Anpassung, der Erlernung von Fertigkeiten, also der Vervollkommnung auch wieder zu weit gehen, so dass dann die Nachtheile, welche aus dem Ertragen des Leides für die

körperliche Gesundheit hervorgehen, bei Weitem den indirecten Nutzen überwiegen. Gerade in der Gegenwart, in welcher der Kampf ums Dasein ein so lebhafter und das Streben nach Ausbildung und Vervollkommnung in geistiger Beziehung und in der Erlernung gewisser Fertigkeiten vielfach ein geradezu krankhaft starkes ist, wird gar oft durch Überanstrengung die körperliche Gesundheit vollständig ruinirt.

Herbert Spencer verdammt ein solches nachtheiliges Streben ebensosehr, als wie irgend ein Laster. Er sagt:

„Wenn in Folge einer Krankheit, die man sich beim Streben nach einem unerlaubten Vergnügen zugezogen, eine Entzündung der Iris das Sehvermögen schädigt, so ist dieses Unglück zu denjenigen zu rechnen, welche durch unsittliches Handeln herbeigeführt wurden; sind aber ungeachtet der davor warnenden Empfindungen die Augen allzu bald nach einer Augenentzündung beim Studiren angestrengt worden und es folgt Blindheit für mehrere Jahre oder für das ganze Leben daraus, was nicht allein persönliches Unglück nach sich zieht, sondern auch Andern eine schwere Last aufbürdet, so schweigen die Moralisten still. Der Beinbruch, den sich ein Trunkenbold durch Hinstürzen zuzog, zählt unter jene Unglücksfälle, welche Unmässigkeit über den Betreffenden und seine Familie bringt und welche den Grund zur Verdammung derselben bilden; wenn aber das ängstliche Bestreben, allen seinen Pflichten nachzukommen, Schuld daran war, dass ein verstauchtes Knie trotz aller Schmerzen fortwährend angestrengt wurde, und daraus chronische Lähmung hervorging, welche wieder Mangel an körperlicher Übung und in Folge dessen Kränklichkeit, Arbeitsunfähigkeit, Sorge und Unglück mit sich brachte, so heisst es allgemein, die Ethik habe in dieser Sache kein Urtheil abzugeben. Ein Student, der relegirt wird, weil er das Geld und die Zeit, die er zum Studium verwenden sollte, in Vergnügungen aufgehen liess, wird getadelt, dass er auf diese Weise seine Eltern unglücklich mache und sich selbst eine klägliche Zukunft schaffe; ein anderer aber, der ausschliesslich an die an ihn gestellten Anforderungen denkt, der Nacht für Nacht mit heissem oder schmerzendem Kopf studirt und schliesslich zusammenbricht, bevor er noch sein Examen machen konnte, statt dessen aber mit erschütterter Gesundheit und unfähig, sich selbst zu erhalten, heimkehrt, wird nur mit Bedauern genannt als einer, der keinem moralischen Urtheil unterliegt; oder vielmehr, das etwa über ihn gefällte Urtheil lautet durchaus günstig.

Während also die Menschen im Allgemeinen und die Moralisten als Vertreter ihrer Ansichten insbesondere auf diese Weise nur die durch gewisse Arten des Handelns hervorgerufenen Übel anerkennen, übersehen sie dagegen all das Leiden und den Tod, der tagtäglich in ihrer nächsten Umgebung in Folge von Nichtbeachtung jener Leitung verursacht wird, die sich im Laufe der Entwickelung ausgebildet hatte [1].

Allerdings sind die unangenehmen Folgen ungefähr dieselben, einerlei, ob ein Mensch seine Gesundheit durch ein wüstes Leben oder durch allzugrosse Strebsamkeit ruinirt, ob die Handlungen durch schlechte oder gute Motive geleitet wurden. Dennoch sind aber die einen Handlungen anders zu beurtheilen, als die andern. Den letzteren liegt doch der gute Wille zu Grunde, den KANT über alles stellt, den ersteren nicht. Die Ausschweifungen sind von ihren ersten Anfängen an zu verwerfen, weil sie unter allen Umständen schädlich wirken uud das leitende Motiv an sich ein unsittliches ist. Das Streben nach Pflichterfüllung dagegen ist an sich absolut gut, und es wirkt nur dann schädlich, wenn es übertrieben wird.

Indessen in der Gegenwart thut es in der That noth, auf das Verderbliche des allzueifrigen Strebens nach Vollkommenheit hinzuweisen. Ist doch kürzlich auf der preussischen Realschulmännerversammlung richtig hervorgehoben worden, dass die Überanstrengung der Schüler zum Theil auf allzugrossen Eifer derselben zurückzuführen sei.

Solche Ausschreitungen stossen aber die Thatsache nicht um, dass beim Culturmenschen das Übernehmen von momentanen Unlustgefühlen indirect nützlich wirkt und nothwendig ist.

Hierzu ist noch zu beachten, dass in solchen Fällen meist gemischte Gefühle entstehen.

Wenn man auch mit intensiver Unlust an die Erlernung einer Fertigkeit geht oder eine unangenehme Arbeit beginnt, so geschieht dies doch meist auf Grund einer Vorstellung, welche die Hoffnung oder irgend ein anderes angenehmes Gefühl hervorruft; im andern Falle würde es eben nicht zum Handeln kommen, denn es ist gerade dieses Gefühl, welches den Willen zum Handeln verursacht. Das Leid, welches man aber in Verbindung mit der Hoffnung auf zukünftige

[1] „Die Thatsachen der Ethik.“ S. 101.

Annehmlichkeiten erträgt, verliert durch die Hoffnung seinen spitzesten Stachel; und eben deshalb hat die Hoffnung auf eine ewige Seligkeit diese gewaltige Bedeutung für die leidtragende Menschheit, der durch eine solche Hoffnung, (so lang dieselbe wirklich vorhanden ist d. h. so lange der Mensch an eine ewige Seligkeit glaubt) alle Last des Lebens leicht gemacht wird.

Umgekehrt wird jeder Freudgenuss bedeutend abgeschwächt, wenn sich mit demselben Sorge und Furcht erweckende Vorstellungen verbinden, die sich auf die Zukunft beziehen, so dass die üblen späteren Folgen des Genusses zugleich anticipirt werden. Die Freude wird dann durch die Sorge für die Zukunft verbittert und behält oft nur sehr problematischen Freudenwerth.

Wenn ein Trinker, Spieler, Wollüstling, Verschwender oder ein Dieb, Mörder, Betrüger oder irgend ein Verbrecher seinen Vorstellungen vom augenblicklichen Genusse folgt, ohne überhaupt an die späteren Folgen seines Handelns zu denken und ohne irgend welche Sorge, ohne die schwächste Regung seines Rechtsbewusstseins und seines Gewissens zu empfinden; wenn die Vorstellung von dem momentanen Genusse in einer Weise auf den Geist des Betreffenden wirkt, dass nur die Vorstellungen von zukünftigen Annehmlichkeiten erweckt werden, dass die Zukunft im rosigen Lichte erscheint; dann ist die Leidenschaft perfect, sie beherrscht den Geist vollkommen, und die directe Wirkung der Thätigkeit steht mit der indirecten im vollkommenen Widerspruch.

Je mehr aber auf die Vorstellung vom momentanen Genuss diejenige von den indirecten Folgen der That Einfluss gewinnt, je mehr das Gewissen erwacht und je stärker das Gefühl der Sorge wird, desto mehr ist das momentane Gefühl ein gemischtes, desto mehr wird die augenblickliche Freude abgeschwächt, und desto geringer wird der Gegensatz zwischen den directen Wirkungen des Handelns und den indirecten.

Aufgabe der menschlichen Vernunft ist es, bei allen Unternehmungen sich die indirecten Folgen des Handelns zu vergegenwärtigen und die zukünftigen Gefühle derart zu anticipiren, dass sie momentan vorhandene andere und diesen entgegenstehende Gefühle überwiegen, d. h. dass, wie wir schon hervorgehoben haben, das augenblickliche Gefühl mit dem später eintretenden vollständig übereinstimmt.

Endlich müssen wir hier wieder an die im vorigen Capitel er-

örterte Thatsache erinnern, dass vorübergehende kleine Leiden dem Menschen seiner Organisation nach nicht nur Bedürfniss sind, sondern dass Freud wie Leid erst durch den Contrast zum vollen Bewusstsein kommen, dass also zeitweise auftretende Leiden die Freuden erhöhen und umgekehrt.

Es ist also einestheils richtig, was SPENCER gezeigt hat, dass die directen Wirkungen der Freuden nützliche, diejenigen der Leiden schädliche sind; ebenso wahr ist auch, dass beim vollkommeneren Menschen die indirecten Wirkungen der Freuden und Leiden den directen entsprechen und dass, so lange dies und in welchem Maasse dies nicht der Fall ist, eine unvollkommene Anpassung vorliegt; aber ebenso richtig ist anderntheils die allgemeiner verbreitete Anschauung, dass unter Umständen die Leiden indirect nützlich wirken und Freude bringen, ja dass der Culturmensch, um seine Anpassung zu vervollkommnen, Leiden übernehmen muss, dass, so lange der Mensch noch nicht vollkommen ist, der Pfad des Leidens zum Glücke führt.

Die Gefühle haben aber nicht nur directe und indirecte Folgen bei dem betreffenden Individuum selbst, sondern sie üben auch einen grossen Einfluss auf die Freuden und Leiden der Nachkommen und der Mitmenschen aus.

In der Morphologie unterscheidet man bekanntlich eine directe und eine indirecte Anpassung. Während die erstere darin besteht, dass die Veränderung der Einwirkungen, der Ernährung, des Climas, der Dressur etc. Anpassungen des betreffenden Organismus bewirken, die an diesem selbst noch während seines individuellen Lebens sich vollziehen und sichtbar werden; so liegt das Wesen der letzteren vielmehr darin, dass sich die Anpassungserscheinungen erst bei den Nachkommen des betreffenden Individuums zeigen.

„Ganz allgemein ausgedrückt besteht die indirecte oder potentielle Anpassung in der Thatsache, dass gewisse Veränderungen im Organismus, welche durch den Einfluss der Nahrung (im weitesten Sinne) und überhaupt der äusseren Existenzbedingungen bewirkt werden, nicht in der individuellen Formbeschaffenheit des betroffenen Organismus selbst, sondern in derjenigen seiner Nachkommen sich äussern und in die Erscheinung treten. So wird namentlich bei den Organismen, welche sich auf geschlechtlichem Wege fortpflanzen, das Reproductionssystem oder der Geschlechtsapparat oft durch äussere Wirkungen, welche im Übrigen den Organismus wenig berühren, der-

gestalt beeinflusst, dass die Nachkommenschaft desselben eine ganz veränderte Bildung zeigt. Sehr auffällig kann man das an den künstlich erzeugten Monstrositäten sehen. Man kann Monstrositäten oder Missgeburten dadurch erzeugen, dass man den elterlichen Organismus einer bestimmten, ausserordentlichen Lebensbedingung unterwirft. Diese ungewohnte Lebensbedingung erzeugt aber nicht eine Veränderung des Organismus selbst, sondern eine Veränderung seiner Nachkommen. Man kann das nicht als Vererbung bezeichnen, weil ja nicht eine im elterlichen Organismus vorhandene Eigenschaft als solche erblich auf die Nachkommen übertragen wird. Vielmehr tritt eine Abänderung, welche den elterlichen Organismus betraf, aber nicht wahrnehmbar afficirte, erst in der eigenthümlichen Bildung seiner Nachkommen wirksam zu Tage. Blos der Anstoss zu dieser neuen Bildung wird durch das Ei der Mutter oder durch den Samenfaden des Vaters bei der Fortpflanzung übertragen. Die Neubildung ist im elterlichen Organismus blos der Möglichkeit nach (potentia) vorhanden; im kindlichen wird sie zur Wirklichkeit (actu)[1]."

Bekanntlich schreibt selbst Darwin dieser indirecten Anpassung eine viel grössere Bedeutung zu als der directen; und dies dürfte wohl auch für die Genussfähigkeit, für die Freuden und Leiden der Menschen gelten.

All die oben erörterten directen Wirkungen, welche die Freuden und Leiden auf die körperliche Gesundheit ausüben, machen sich mehr bei den Nachkommen geltend, als bei den betreffenden Personen selbst. Thatsache ist, dass alle auf irgend eine Weise erworbenen Krankheitsanlagen bei den Nachkommen in viel stärkerem Grade hervortreten. Trunksüchtige sind selbst in der Regel noch fruchtbar und zeigen ausser dem Hange zum Trinken oft keine besondern Krankheiten oder dies doch erst in späterer Zeit, kurz vor ihrem Tode. Die Nachkommen von ausgesprochenen Dipsomenen dagegen offenbaren schon frühzeitig eine krankhafte Neigung zu Grausamkeiten und Verbrechen aller Art, werden geisteskrank oder leiden an Lähmungen und sind in der ersten, zweiten oder dritten Generation bereits unfruchtbar[2]. Die Leiden, welche also aus der Trunksucht für

[1] Häckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte." 5. Aufl. S. 201. Vergl. „Generelle Morphologie d. Organismen." II. S. 202.

[2] Vergl. Ribot: „Die Erblichkeit", deutsch von O. Hotzen. Leipzig 1876. S. 101.

die Nachkommen erwachsen, sind ungleich grösser, als die, welche der Trunksüchtige selbst in seinem individuellen Dasein noch in Folge seiner Leidenschaft zu erdulden hat.

Dasselbe gilt auch von der geschlechtlichen Ausschweifung. Der Wollüstling führt schliesslich durch die ungezügelte Befriedigung seiner Leidenschaft wohl auch eigene Leiden herbei; aber in den meisten Fällen werden dieselben von den Genüssen überwogen, und in jedem Falle stehen sie in gar keinem Verhältnisse zu den Leiden, welche seine nervenschwachen, scrophulösen Nachkommen zu ertragen haben, die nun für die Sünden des Vaters oder eines früheren Vorfahren büssen müssen.

Wer ein abnorm kummer- und sorgenvolles Leben hat, so dass seine eigene Gesundheit dadurch schon geschwächt wird, der kann auch keine gesunden und kräftigen Nachkommen zeugen; und all die Leiden, welche diese in Folge ihrer schwächlichen Gesundheit ertragen müssen, haben demnach ihre Ursache in den psychischen Leiden ihrer Vorfahren. Während die Leiden dieser aber nur in unangenehmen höheren Gefühlen bestehen, so kommen bei jenen leicht noch physische Leiden auf Grund der mangelhaften Gesundheit dazu, so dass die Leiden der ersteren also potentiell werden.

Wem dagegen in seinem individuellen Dasein viel Freude widerfährt, bei dem bessert sich nicht nur der eigene Gesundheitszustand, sondern er zeugt auch gesundere Nachkommen. Sind dieselben aber von Anfang ihres Lebens an gesunder als die Vorfahren, dann geniessen sie auch von allem Anfang an mehr Freud als diese, so dass auch in diesem Falle die Freuden potentiell werden.

Nehmen wir an, dass ein bestimmter Mensch und seine Nachkommen immer unter den gleichen Bedingungen lebten, so dass die directen wie die indirecten Wirkungen der Freuden nicht von denjenigen der Leiden und diese nicht von den Freudwirkungen zum Theil oder ganz aufgehoben würden, dann würde eine bestimmte Freude oder ein bestimmtes Leid schon im individuellen Leben potentiell werden und sich bei den Nachkommen immer mehr steigern. Sind die Umstände günstig, so kann ein Leid, das einem gesunden Menschen widerfährt, den vollständigen moralischen und physischen Verfall seiner Nachkommen herbeiführen; und eine Freude, die einem kränklichen, unglücklichen Menschen widerfährt, kann die Ursache davon sein, dass seine spätern Nachkommen kräftig, gesund und glücklich werden.

Man vergegenwärtige sich z. B. die Wirkung, welche irgend ein unangenehmes Gefühl, etwa ein Ärger haben kann. Nicht nur, dass derselbe unmittelbar einen ungünstigen Einfluss auf die Gesundheit verursachen kann, derart, dass Gelbsucht eintritt; sondern es wird damit auch der Grund zu einer Disposition zum Ärgern gelegt; und anderntheils begeht der Mensch im Ärger oft unzweckmässige Handlungen, die wiederum neuen Ärger und andere Leiden im Gefolge haben und die Disposition zum ärgerlichen Temperament erhöhen. Die Nachkommen eines solchen Menschen bringen nun diese Disposition schon mit auf die Welt; und werden sie den gleichen Einwirkungen ausgesetzt, welche bei den Vorfahren Ärger zur Folge gehabt haben, dann entsteht bei ihnen dieses schädliche Gefühl viel leichter und wird intensiver, als bei den Vorfahren, die eine solche Disposition noch nicht geerbt hatten. Naturgemäss müssen auch die Wirkungen des Ärgers bei den Nachkommen stärkere sein als bei den Vorfahren und die Disposition zum ärgerlichen Temperamente muss sich in grösserer Intensität von der zweiten Generation auf die dritte übertragen. Setzt sich dieser Process fort, und wird die Wirkung des Ärgers nicht durch andere Gefühle aufgehoben, so muss nothwendig schliesslich eine Generation entstehen, die aus verbissenen, grämlichen Individuen besteht; und da solche im Leben vielfach von den andern Menschen zurückgesetzt werden und so ihrem Ärger immer mehr Nahrung gegeben wird, so führen die Wirkungen des Ärgers bei den späteren Nachkommen schliesslich zur Ehelosigkeit oder Kränklichkeit und Unfruchtbarkeit oder zu Leidenschaften und böswilligen Verbrechen, welche die verhängnissvollsten Strafen, vielleicht Todesstrafe zur Folge haben; in jedem Falle führt die Wirkung des Ärgers allmälig den Untergang der betreffenden Familie herbei. Alle Leidenschaften und Anlagen zu Verbrechen aller Art sind nicht mit einem male und in einer einzigen Generation entstanden, sondern haben in früheren Generationen mit unwesentlichen Anfängen begonnen, die allmälig, besonders durch die indirecte oder potentielle Anpassung grösser geworden sind; und wenn die Gefühlswirkungen nicht so ungemein complicirte, theils sich summirende, theils sich aufhebende wären, und wenn wir die Geschichte eines Verbrechers und aller seiner Vorfahren ganz genau kennten, so würden wir auch die tiefere Ursache des Verbrechens klarlegen können und dabei wohl in den meisten Fällen finden, dass bei einem früheren Vorfahren des Ver-

brechers irgend ein kleines Leid, vielleicht ein kleiner Ärger die erste Ursache zur Entwicklung des leidenschaftlichen Charakters und der Neigung zum Verbrechen gewesen ist.

Es giebt auch wohl wenig Krankheiten und grössere physische Leiden, deren Anfänge nicht bereits bei den letzten oder schon bei früheren Vorfahren zu suchen wären, und die nicht mit unbedeutenden Ursachen und geringen Dispositionen angefangen und sich erst auf Grund der potentiellen Anpassung allmälig entwickelt hätten.

Aller Erfahrung nach scheint jede angenehme und unangenehme bezüglich nützliche oder schädliche Einwirkung auf den Organismus sich hauptsächlich in einer Beeinflussung derjenigen Organe und Fähigkeiten geltend zu machen, auf denen die Fortpflanzung beruht; so dass die Folgen der Einwirkung oft an dem betreffenden Organismus noch nicht zu Tage treten, wohl aber an den Nachkommen; anders wäre die auffallende Wirkung der indirecten Anpassung nicht begreiflich. Bedenken wir, dass die Fortpflanzung auf der Fähigkeit des Organismus beruht, den Lebensprocess bis zum Wachsen über das individuelle Maass hinaus zu steigern, dass aber andererseits stärkere Hemmungen des Lebensprocesses dessen Steigerungsfähigkeit beeinträchtigen; bedenken wir, dass sich gerade in der relativen Fortpflanzungsfähigkeit die Lebensfähigkeit und relative Gesundheit eines Individuums offenbart, weil der ausschliessliche Zweck aller Organfunctionen der ist, eine Fortpflanzung d. h. eine Arterhaltung zu ermöglichen; so ist auch begreiflich, dass sich jede Veränderung des Organismus zuerst in der Fortpflanzungsfähigkeit bezüglich in den Fortpflanzungsproducten und in den Nachkommen offenbart.

Neben dieser Veränderung der Fortpflanzungsvorgänge und der Fortpflanzungsfähigkeit, welche von Anfang an einen Einfluss auf die Entstehung der Nachkommen ausüben, sind besonders die verderblichen oder nützlichen Folgen zu beachten, welche die leid- oder freudbringenden Ereignisse der schwangeren Mütter an den noch ungeborenen Früchten hervorrufen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, dass grosser Schreck oder ein anderes intensives Leid bei schwangeren Frauen oft Fehlgeburten zur Folge haben, so dass die Kinder entweder todt oder doch wenig lebensfähig und kränklich zur Welt kommen. Ebenso bekannt ist aber nicht nur den Ärzten und Ammen, sondern auch jeder erfahrenen Mutter, dass jedes kleinere Leid und jede Freude wie jede Veränderung der Lebensweise einen

directen Einfluss auf die Entwickelung der intrauterinen Frucht ausübt, und dass dieser Einfluss in jedem Falle viel bedeutender und verhängnissvoller für das ungeborene Kind ist, als wie die Folgen, welche sich an der Mutter selbst geltend machen.

Ein wenig durch Leiden unterbrochenes, zufriedenes oder glückliches Leben der schwangeren Frau ist eine der ersten Bedingungen zur gesunden Entwickelung der Frucht. Jedes Leid der Mutter wirkt auf das Kind und beeinträchtigt dessen Entwickelung und Gesundheit und damit das spätere Glück desselben; während jede normale Freude, die einen günstigen Einfluss auf das Befinden der Mutter ausübt, in noch höherem Maasse vortheilhaft auf die Entwickelung und Gesundheit des Kindes einwirkt und damit eine Erhöhung der Freuden und eine Minderung der Leiden verursacht, die dem Kinde später widerfahren werden. Ein grosser Theil der Freuden und Leiden des Menschen ist auf die Gefühle zurückzuführen, welche die Mutter während der Schwangerschaft gehabt hat.

Diese Abhängigkeit des Kindes von den Freuden und Leiden der Mutter ist auch nach der Geburt, so lange das Kind noch die Mutterbrust geniesst, eine sehr grosse. Jede erfahrene Mutter und jede Amme weiss, dass durch grossen Ärger, Schreck, Kummer oder ein anderes unangenehmes Gefühl die Muttermilch verändert wird, und dass der Milchgenuss von einer Mutter, die sich soeben sehr stark erschrocken oder geärgert hat, die schädlichsten Wirkungen auf den Säugling ausübt und leicht Krankheit, selbst den Tod desselben zur Folge haben kann.

Wenn nun schon psychische Leiden der Mutter einen derartigen bestimmenden Einfluss auf die Entwickelung und das spätere Glück des Kindes ausüben, wieviel mehr werden dies nicht physische Leiden irgend welcher Art und unregelmässige, zweckwidrige oder unsittliche Lebensweise, welche Krankheit der Mutter zur Folge hat? Während der Schwangerschaft ist der Mutter das strengste, regelmässigste Leben geboten. Jede Befriedigung irgend einer Leidenschaft, jeder falsche Schritt, den die Mutter thut, ja jede Gewissenspein und jeder unsittliche Gedanke übt mehr oder weniger einen schädlichen Einfluss auf die Entwickelung des Kindes aus.

Aber auch die indirecten Folgen des Freudgenusses oder des Leidtragens machen sich an den Kindern im gleichen oder höheren Grade geltend, als bei den Eltern.

Haben die Eltern durch unvernünftige, ausschweifende Lebensweise, durch leidenschaftliche Genusssucht oder Verschwendung ihre Vermögensverhältnisse zerrüttet, so zeigen sich die unangenehmen Folgen hiervon vielmehr bei den Kindern als bei jenen selbst; ja, während vielleicht die Eltern bis zum Tode sich ausschliesslich den Genüssen des Lebens ergeben haben, müssen dann die Kinder und die späteren Nachkommen die ganzen schmerzlichen Folgen derjenigen Vergehen tragen, die ihre Erzeuger oder die früheren Vorfahren begangen, und die nun zur Verarmung geführt haben.

Haben die Eltern irgend welche Verbrechen begangen, welche das Gewissen quälen oder welche ruchbar werden und eine Bestrafung nach sich ziehen, so widerfährt nicht nur diesen das Leid der Strafe, sondern es müssen auch die Kinder darunter leiden, nicht nur dadurch, dass ihnen der Ernährer oder die Pflegerin auf längere Zeit oder für immer entzogen wird, sondern auch durch die Missachtung seitens anderer Menschen. Umgekehrt zehren die Kinder und Kindeskinder noch von dem Ruhme der Eltern und selbst der frühesten Vorfahren. Anderntheils wirken auch die Gefühle der Kinder auf die Eltern und Grosseltern zurück.

Von der Geburt des Menschen an ist bei normalen Verhältnissen die Lust und das Leid des Kindes zugleich Ursache der Mutter- und Vaterfreuden, sowie des Elternschmerzes.

In viel höherem Maasse, als von den Kindern selbst, werden die Freuden und Leiden derselben von den Eltern anticipirt, welche die wahrscheinliche Zukunft der Kinder und die sie erwartenden Freuden und Leiden besser kennen und sich die zukünftigen Gefühle derselben besser vorzustellen vermögen, als die Kinder, die noch keine Ahnung von dem Wechsel, dem allgemeinen Gang des Lebens und von den Bedingungen des Glücks und Unglücks haben, die jene aus eigener Erfahrung bereits kennen. Die vorgestellten zukünftigen Freuden und Leiden der Kinder und Kindeskinder machen den grössten Theil des elterlichen Glückes und der Vater- und Muttersorgen aus; und in dem Verhältnisse der Kinder zu den Eltern offenbart sich die Thatsache, dass Freuden und Leiden bestimmter Individuen von andern in höherem Grade mitempfunden werden als von jenen selbst.

All diese Thatsachen zeigen uns also zur Genüge, dass es wenige oder keine hervorragende physische oder psychische Freuden und

Leiden giebt, die irgend einer bestimmten Generation allein eigen, in ihr geboren sind und mit ihr vergehen. Sondern die meisten erheblichen Leiden und Freuden beginnen mit geringen Anfängen in irgend einer Generation, entwickeln sich in den nächsten Generationen weiter und bedingen das Glück oder Unglück der spätesten Nachkommen. Es ist des Vaters Segen, welcher den Kindern Häuser baut, und es ist der Mutter Fluch, der sie niederreisst. Freud und Leid sind die innigen Bande, welche die Eltern und die früheren Vorfahren mit den Kindern und Kindeskindern so eng mit einander verbinden, und durch welche jede gute That bei den Nachkommen belohnt und jedes Vergehen früher oder später bestraft und gerächt wird. Freud und Leid wird von jeder Familie und jeder Nation noch in der Erinnerung den längst verschwundenen Geschlechtern nachempfunden, und eben in diesen reproducirten Gefühlen liegt das Interesse, welches wir unseren Ahnen und der Geschichte der Menschheit überhaupt widmen. Und anderntheils sind es wieder die anticipirten Gefühle, welche wir den nachkommenden Geschlechtern vorempfinden, welche das Handeln der Familie wie des Staates zum grossen Theil bestimmen, und die uns die Energie verleihen, der späteren Zukunft vorzuarbeiten und Zielen nachzustreben, die erst von späteren Generationen erreicht werden können.

Wie auf die nachfolgenden Generationen, so wirken auch die Freuden und Leiden eines Menschen gleichzeitig auf die Mitmenschen, auf Personen derselben Familie, derselben Gemeinde, derselben Nation, ja mehr oder weniger auf ganz fremde Menschen und auf die Thiere.

Sobald wir irgend einen Menschen, besonders aber sobald wir eine uns nahe stehende Person in stärkerem Grade leiden sehen, so fühlen wir diese Leiden mit, und dies zwar zuweilen in einem so starken Grade, dass das Mitleid Krankheit oder selbst den Tod zur Folge hat.

Eine Mutter, die ihr Kind den fürchterlichsten physischen Qualen einer Krankheit preisgegeben sieht, ohne dass ihm ein Mensch helfen kann, ringt unter den Schmerzen des Mitleides verzweiflungsvoll die Hände, als wenn sie selbst dieser Krankheit und den Qualen derselben verfallen sei. Wenn wir sehen, dass sich irgend ein Mensch einen Splitter ins Auge oder unter einen Fingernagel gestossen oder dass er sonst eine sehr schmerzhafte Wunde erhalten hat, so fühlen wir diesen vorgestellten Schmerz in einem Grade mit, dass wir all die Aus-

drucksbewegungen des Schmerzes ausführen, die der Verwundete selbst macht. Sieht umgekehrt eine Mutter ihr Kind glücklich und froh, dann fühlt sie dieses Glück vielleicht so stark mit, als das Kind selbst. Ein missgestimmter, trübsinniger Mensch kann eine ganze Gesellschaft verstimmen, wie andererntheils ein heiterer, lustiger Mensch einen grossen Kreis aufheitern kann. Wir freuen uns mit den frohen Kindern, mit geliebten und glücklichen Personen überhaupt und leiden mit den Leidenden, haben Mitleid mit den Armen, Kranken und Schwachen.

Wie stark die Wirkungen der Freuden und Leiden auf andere Menschen sind, dies zeigt die allgemeinbekannte Thatsache, dass schwachnervige Menschen stärkere Verwundungen oder die Tödtung von Thieren (geschweige von Menschen) nicht sehen können, ohne ohnmächtig zu werden, ja selbst in Ohnmacht fallen, wenn sie nur einen Blutstropfen, sei es am eigenen oder an einem andern lebenden Körper, sehen.

Wie ist nun das Mitleid und wie ist die Mitfreude überhaupt möglich; worauf beruht diese Mittheilung der Freude und des Leides zwischen von einander unabhängigen Individuen?

Bei physischen Leiden sehen wir vielleicht die Veränderungen des Körpers, die Wunden und Entzündungen, und diese Wahrnehmungen erwecken die Vorstellungen von den eigenen schmerzhaften Veränderungen und damit die Schmerzreproductionen, weil seit unendlich vielen Generationen die Schmerzempfindungen mit den Wahrnehmungen der Körperveränderungen associirt gewesen sind.

Ausserdem führt der Leidende bei irgend welchen Schmerzen oder Freuden, seien diese physischer oder psychischer Natur, ganz bestimmte Ausdrucksbewegungen aus; sehen wir diese, dann wird durch die Wahrnehmung derselben entweder direct eine Schmerzreproduction hervorgerufen oder es entsteht zunächst die Vorstellung von einer eigenen schmerzlichen Situation und mit dieser dann das Schmerzgefühl. Wenn uns die Leiden und Freuden anderer Menschen nur geschildert werden, so stellen wir uns zunächst die betreffende Person mit den entsprechenden Ausdrucksbewegungen vor, dann denken wir uns in die gleiche Lage versetzt; die erste wie die zweite Vorstellung erweckt eine Schmerzreproduction.

Worauf beruht es nun, dass die Wahrnehmung oder Vorstellung der Wunden und Entzündungen, sowie der Ausdrucksbewegungen in uns eine Schmerzreproduction, das Mitleid erweckt? Wir beginnen

die Erörterung dieser Frage mit einer andern Frage. Wenn wir in Folge einer Entzündung oder Verwundung Schmerz empfinden, woher wissen wir denn, dass gerade die Verwundung oder die Entzündung Ursache dieses Schmerzes ist? Wir sehen die Wunde und die Entzündung und machen die Wahrnehmung, dass, wenn wir dieselbe berühren, der Schmerz auch grösser wird. Die Kenntniss der Schmerzquelle beruht also offenbar auf der Association der Wahrnehmung (der klaffenden Wunde oder der gerötheten, entzündeten Stelle) mit der Empfindung des Schmerzes.

Denken wir uns einmal, dass diese Association fehlte und immer gefehlt hätte, dass wir gar nicht sehen könnten und noch niemals eine Verwundung oder Entzündung wahrgenommen hätten, würden wir dann wissen, dass eine solche die Ursache des Schmerzes ist? Offenbar nein!

Ebensowenig würden wir auch bei der Wahrnehmung der Ausdrucksbewegungen irgend welche Mitgefühle empfinden oder uns solche vorstellen, wenn bei uns und unseren Vorfahren niemals die Gefühle mit der Ausführung und Wahrnehmung der Ausdrucksbewegungen associirt worden wären. Diese Associationen haben aber sehr häufig stattgefunden; und dies ist offenbar die Ursache davon, dass die Wahrnehmungen der Wunden, Entzündungen und der Ausdrucksbewegungen in uns auch die Gefühle erwecken, welche mit diesen Wahrnehmungen häufigsr associirt waren. Wie sollte es anders auch möglich sein, dass diese Wahrnehmungen und die Vorstellungen stets die denselben entsprechenden Gefühle hervorriefen, ohne dass immerwährende Täuschungen vorkämen?

Je näher sich verschiedene Personen stehen, d. h. je mehr sich ihr Gefühlsleben ähnlich ist, so dass sie in gleichen Situationen auch dieselben Gefühle haben, je besser sie sich demnach verstehen, und je mehr sie schon Freud und Leid miteinander getheilt haben, je öfter bei beiden Personen dieselben Ausdrucksbewegungen zu gleicher Zeit entstanden sind und die Wahrnehmung derselben mit den betreffenden Gefühlen associirt worden ist, je mehr sich deshalb die Personen lieben, desto intensiver sind auch die gegenseitigen Mitgefühle. Am stärksten zeigen sich dieselben zwischen Liebespaaren, Gatten und zwischen Müttern und Kindern, weil sich hier die Personen am meisten verwandt fühlen, Leid und Freud am meisten miteinander theilen und sich deshalb am meisten lieben. Je fremder

die Menschen einander sind, je verschiedener das Denken und Fühlen derselben, weil der Stand, das Alter, die Bildungsstufe, die Nationalität oder Race von einander sehr differirt, und je weniger sich die Menschen noch gesehen und Freud und Leid miteinander getheilt haben, desto schwächer sind auch die beiderseitigen Mitgefühle. Das Mitgefühl mit den Thieren ist im allgemeinen schwächer, als das mit den Menschen, weil unser Denken und Fühlen zu sehr von dem der Thiere differirt und wir die Ausdrucksbewegungen derselben im Allgemeinen nicht so verstehen wie diejenigen des Menschen. Allein mit irgend einem geliebten Hausthiere, dessen Ausdrucksbewegungen man gut versteht, das uns oft Freud oder Leid durch dieselben offenbart hat, und das wir lieb gewonnen, haben wir auch stärkere Mitgefühle als mit ganz fremden, uns fern stehenden, etwa wilden Menschen.

Mit niederen Thieren haben wir viel weniger Mitgefühl, als mit höheren, weil wir die Ausdrucksbewegungen der ersteren nicht verstehen, während diejenigen der höheren Säugethiere fast dieselben sind, wie die menschlichen.

Ein auffallender Unterschied zeigt sich besonders in unserem Mitgefühl solchen Thieren gegenüber, welche eine Stimme haben und den Schmerz durch Schreien äussern, und gegenüber den vollständig stummen Thieren; erstere erregen bei weitem mehr Mitgefühl als letztere. Dies kommt offenbar daher, dass wir selbst unsere Gefühle hauptsächlich durch Laute, durch Schreien, Klagen, Jammern, freudige Ausrufe, Veränderung der Sprache, durch Gesang etc. äussern, so dass also mit der Wahrnehmung dieser Laute die betreffenden Gefühle sehr häufig associirt worden sind.

Auch sind die Mitgefühle um so intensiver, auf einer je höheren Entwickelungsstufe der Mensch (oder das Thier) steht, und je mehr die Ausdrucksbewegungen ausgebildet sind.

Die niederen Thiere, bei denen wenig oder keine Ausdrucksbewegungen zur gegenseitigen Verständigung ausgebildet sind, offenbaren auch wenig Mitgefühle. Dass dagegen die höheren Thiere häufigere Mitgefühle haben, zeigen dieselben deutlich durch die Ausdrucksbewegungen, die beim Menschen wie bei den Thieren selbst nichts anderes sind, als directe Wirkungen der Gefühle auf den Körper; und die keinen andern Zweck haben als den, bei andern fühlenden Wesen dem eigenen Gemüthszustande entsprechende Freuden und Leiden zu erwecken, und durch welche allein die Wirk-

ungen der Gefühle eines Wesens auf den Gemüthszustand anderer Wesen, also die Mitgefühle möglich sind.

Gewisse, den Gemüthszustand mittheilende Bewegungen finden wenigstens bei der Begattung oder zur Einleitung derselben wohl auch bei den niederen Thieren statt. Allein allgemeiner werden dieselben erst, nachdem das Wahrnehmungsvermögen bezüglich der Gesichtssinn in vollkommenerem Grade entwickelt ist. Bei den Cephalopoden, den Glieder- und Wirbelthieren sind die Ausdrücke des Schreckens, der Furcht, der Kampfeslust, der Liebe etc., welche sich durch Ausstülpen besonderer Organe, Erheben der Hautgebilde, Verändern der Farbe, Zeigen der Waffen, durch Fauchen, Zischen, Lärmen, und Schreien etc. offenbaren, ganz allgemein[1]. All diese Ausdrucksbewegungen haben aber keinen andern Zweck, als die Wirkung der eigenen Gefühle auf den Gemüthszustand anderer Wesen, die Erweckung der Furcht, des Schreckens, der Liebe oder eines andern Gefühles bei andern Individuen.

Das Mitleid wird bei den Säugethieren wie auch schon bei den Vögeln durch unterwürfiges Herankriechen und bittendes Anschauen, durch Wedeln mit dem Schwanze, Fächeln mit den Flügeln u. a. Bewegungen, ganz besonders aber durch klägliches Schreien, Winseln, Piepen etc., überhaupt durch Lautäusserungen zu erwecken gesucht. Ja, nach Brehm sollen junge Seebären, die oft vom Vater in grausamer Weise gegen den Felsen geworfen werden, nicht nur durch unterwürfiges Herankriechen, sondern durch Thränenvergiessen (die wichtigste Ausdrucksbewegung des Menschen zur Erregung des Mitleids[2]) ihren Erzeuger (instinctiv) zu rühren suchen.

Dass auch bei Thieren nicht nur dem Menschen oder den Eltern gegenüber Ausdrucksbewegungen zur Erregung des Mitleides ausgeführt werden, sondern Thiere in der That auch mit solchen einer ganz anderen Art Mitleid fühlen, dafür habe ich einen schlagenden Beweis in einer Beobachtung, die ich im zoologischen Garten zu Leipzig gemacht habe. „Wenn ein Affenhaus einen neuen Insassen erhält, so hat derselbe in den ersten Tagen in der Regel vielfache Verfolgungen von seinen Mitbewohnern auszustehen. In den Affenkäfig des hiesigen

[1] Vergl. „Der thierische Wille“, S. 213; „Der menschliche Wille“, S. 459. Charles Darwin: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen“, deutsch von V. Carus, Stuttgart 1872.

[2] Vergl. „Der menschliche Wille.“ XX. Cap.

zoologischen Gartens, in welchem sich mehrere Meerkatzen, Makaken und Babuine befanden, that man vor einiger Zeit einen neuangekommenen Mohrenaffen und noch eine andere Meerkatze. Sofort wurden die Ärmsten unaufhörlich von allen anderen vorhandenen Affen verfolgt. Einer nach dem anderen kam an sie heran, beroch und zupfte sie, packte sie am Kopfe oder am Schwanze und versetzte ihnen tüchtige Bisse, welche ein klägliches Schreien zur Folge hatten. Sie wurden von mehreren verfolgt, warfen sich unterwürfig, ohne die geringste Vertheidigung zu wagen, auf den Boden und schnitten ein jämmerliches Gesicht, fanden aber kein Erbarmen, man setzte ihnen von allen Seiten derart mit Bissen zu, dass sie unter fürchterlichem Geschrei eine neue vergebliche Flucht wagten. Zuweilen liess man die Ankömmlinge, welche bereits beide bluteten, auf einige Augenblicke in Ruhe. Sie streckten sich, um ihre volle Unterwürfigkeit zu zeigen, lang auf den Boden hin, rührten sich nicht und schielten nur mit ängstlichen Blicken nach ihren Verfolgern. Bald kamen mehrere derselben wieder auf einen der Neulinge zu, packten ihn an den Ohren und Haaren und schleppten ihn wie einen Todten durch den Käfig; der Ärmste liess es geschehen, ohne sich dagegen irgendwie zu wehren und blieb in seiner Lage, bis er wieder durch die unverschämteste Behandlung zu einem Fluchtversuche aufgeschreckt wurde. Ein grosses Publicum hatte sich nach und nach um den Käfig geschaart, und Gross und Klein drückte seine Entrüstung über die frechen Meerkatzen aus, die den Gequälten keine Ruhe liessen. Mehrere Herren versuchten es mit den Regenschirmen die Angreifer zurückzustossen; aber diese kehrten sich wenig daran, da sie wussten, dass sie mit den Schirmen nicht zu erreichen waren; in unverschämter Weise grinsten sie die geängsteten neuen Affen an, packten sie immer wieder ohne Weiteres beim Schwanze und bissen sie so viel sie konnten. Ein Erbarmen schien es hier nicht zu geben, sondern nur die unbegrenzte Grausamkeit alle Thiere zu beherrschen. Man mochte diese peinlichen Scenen schon nicht mehr mit ansehen. Das ganze Publicum war in hohem Maasse aufgeregt und verlangte, dass Herr Pinkert der muthwilligen Grausamkeit ein Ende mache und die Thiere aus dem Käfig nehmen lasse. Doch ehe Herr Pinkert (der Besitzer der Thiere) erschien, hatte sich auch in einer thierischen Seele Mitleid geregt; und die gehetzten Thiere hatten einen Beschützer innerhalb des Käfigs gefunden. Ein Babuin, der anfangs

die Neulinge selbst mit verfolgt und sie ebenfalls gebissen hatte, später aber schon mehrmals an ihnen vorübergegangen war, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun, näherte sich der Meerkatze, die soeben lange herumgehetzt und gequält worden war, und liess einige milde, knurrende Laute vernehmen, die auf eine freundschaftliche Gesinnung schliessen liessen. Im nächsten Momente erschien wieder ein frecher Angreifer, der den Neuling angrinste. Eben hatte er dessen Schwanz ergriffen und wollte diesen wieder zwischen seine Zähne nehmen, da wurde er plötzlich vom eben erwähnten Babuin gepackt, zu Boden geworfen und in den Rücken gebissen, so dass er jämmerlich schrie. Das überraschte Publicum, das diese Scene beobachtet hatte, brach in einen lauten Jubel aus; und der peinliche Gedanke, dass die Ankömmlinge nur der erbarmungslosen Grausamkeit der Mitbewohner ausgesetzt seien, machte nun bei jedem Zuschauer, wie es schien, einer gewissen Beruhigung Platz. Die Scene wurde aber noch rührender, als der Babuin, nachdem er den unverschämten Angreifer gestraft hatte, sich unmittelbar zur geängsteten Meerkatze wandte und ihr durch Wiederholung der erwähnten eigenthümlichen Laute gleichsam seinen Schutz zusicherte und ihr Muth und Beruhigung zusprach. Diese eine Lection hatte noch nicht genügt; nochmals näherten sich mehrere Meerkatzen dem armen zitternden Thiere, das lang hingestreckt am Boden lag und nur ängstlich nach den Herannahenden hinblickte. Eben wollte wieder eines dieser unverschämten Thiere mit seinen Zähnen die Haut des Neulings bearbeiten, aber der Babuin fiel sofort über dasselbe her und züchtigte es in einer Weise, dass es blutete. Nun war kein Zweifel mehr, der Babuin hatte sich der durch Geberden um Mitleid bittenden Neulinge angenommen und beschützte sie[1]."

Mitleid und Mitfreude sind die Ursache jeder thierischen wie menschlichen Gesellschaft. Die Gemeinsamkeit der Freuden und Leiden bestimmt alle Liebes-, Freundschafts-, Genossenschafts- und Staatsbündnisse, überhaupt alle Vereinigungen der Thiere und der Menschen zum geselligen Vergnügen, wie zum gemeinsamen Erstreben eines höheren Zieles.

Espinas[2] rechnet zu den thierischen Gesellschaften auch die rein physiologische Vereinigung oder mangelhafte Individualisirung

[1] „Der thierische Wille." S. 356.

[2] Espinas: „Les sociétés animales." Paris 1877.

der Thierstöcke bildenden Thiere. Dies ist, wie WUNDT sehr richtig gezeigt hat, ganz falsch[1]. Von einer Gesellschaft kann man erst dann reden, wenn Gefühls- und Willensübertragungen stattfinden, wenn die Mitgefühle mehrere Individuen zum gemeinsamen Handeln veranlassen. Der Gesellschaftsbegriff ist, wie WUNDT sehr richtig hervorgehoben hat, nicht ein physiologischer, sondern ein psychologischer.

Das in dem Thierreich zuerst entstehende Mitgefühl ist die Mitfreude; das Mitleid entsteht viel später. Die erste Mitfreude, welche ein gemeinsames Interesse verschiedener Thierindividuen und damit einen Allgemeinwillen im weiteren Sinne bedingt und diesen auf Grund unmittelbarer Berührung oder Wahrnehmung, auch womöglich mittelst der Ausdrucksbewegungen verursacht, ist die geschlechtliche Wollust bezügl. Liebe. Dieselbe entsteht bei allen Thieren, welche sich geschlechtlich fortpflanzen.

Die zunächst nach der Geschlechtsliebe sich entwickelnde Mitfreude ist die Mutterliebe, welche die Pflege der Nachkommen bedingt. Ursprünglich, so lange die Mutterliebe nur in der Liebe *zu* den Eiern besteht, kann dieselbe nicht wohl als Mitfreude bezeichnet werden; sie wird dies aber, sobald sich aus der Liebe zu den Eiern die Liebe zu den Jungen entwickelt und sich diesen mittheilt. Mutter- und Kindesfreuden sind bei den höheren Wirbelthieren ganz allgemein und entstehen selbst vielfach bei den Reptilien und den Insecten.

Die Geschlechtsliebe und Mutterliebe als Mitfreuden sind die Ursachen zur ersten Vereinigung oder zum freiwilligen Zusammenbleiben verschiedener Thierindividuen, zur Bildung von Familien. Die sogenannten Thierstaaten unter den Insecten sind, wie ESPINAS richtig gezeigt hat, nur Familien, deren Entstehung auf der Mutter- und Kindesliebe, sowie auf der Geschwisterliebe beruht.

Ebenso sind die Vereinigungen vieler pflanzenfressenden Säugethiere und Affen im Wesentlichen Familiengesellschaften, die auf allmäliger Vermehrung und Ausbreitung einer Familie beruhen; und auch die Völker der Menschen haben ihren Ursprung wohl meist in einer solchen Familienausbreitung, weshalb vielleicht für Moses die Abstammung der Menschen von einem Paare so nahe lag.

---

[1] Wundt: „Über den gegenwärtigen Zustand der Thierpsychologie." Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie. II. 2.

Allein den Charakter der Familie im engeren Sinne verliert eine thierische oder menschliche Gesellschaft, sobald die verwandtschaftlichen Beziehungen indirecte werden und nicht nur Eltern, Kinder und Geschwister, sondern entferntere Verwandte vertreten sind, und sobald demnach nicht mehr der Mutter- oder Vaterwille als solcher die Gesellschaft beherrscht, sondern das Haupt der Gesellschaft als Herrscher dasteht. In diesem Falle wird die Familiengesellschaft zum Volke und schliesslich zum Staate. Der Vaterwille geht allmälig in den Herrscherwillen über, das Familienhaupt wird zum Herrscher.

In allen Familien und Völkern passen sich die Gefühle aller andern Glieder den Gefühlen des Familienoberhauptes, des Patriarchen an, oder vielmehr, wenn und soweit eine solche Anpassung stattfindet, dann und soweit bleiben die verschiedenen Individuen zu Familien und Völkern vereinigt. Diese Vereinigung beruht allein auf einer Gemeinsamkeit der Interessen, d. h. auf einer Übereinstimmung und Mittheilung (durch Ausdrucksbewegungen) der Gefühle, auf den Mitfreuden und Mitleiden.

Diese Anpassung findet aber deshalb leicht statt, weil sie aus der bereits bei allen höheren Thieren bestehenden Anpassung des Gefühlslebens des Kindes an das der Eltern hervorgeht und sich von dieser überhaupt nur wenig unterscheidet; erstere ist nur ein Bestehenbleiben der letzteren, auch nachdem die Individuen selbstständig geworden sind. Wie früher die Gefühle des Kindes sich den Eltern und die Gefühle dieser sich den Kindern mittheilten und mit diesen übereinstimmten, so bleibt dann auch eine Übereinstimmung zwischen dem Gefühlsleben des Patriarchen und demjenigen des Untergebenen, auch des entfernteren Verwandten bestehen, und die Gefühle des einen übertragen sich leicht auf den andern.

Wenn das Leitthier oder das Wachtthier einer Heerde einen gefährlichen Feind wittert, so empfindet es Furcht; diese Furcht wird der ganzen Heerde mitgetheilt, nicht etwa dadurch, dass ihr der Feind gezeigt würde, sondern durch die Ausdrucksbewegungen des Leit- oder Wachtthieres. Findet dasselbe einen guten Weideplatz, oder hält es eine bestimmte Örtlichkeit für geeignet zum Versteck, zum Tränk- oder Ruheplatz, dann empfindet es Freude und theilt diese wieder durch Ausdrucksbewegungen der ganzen Heerde mit, wodurch erreicht wird, dass der Wille jedes einzelnen Heerden-

thieres in Übereinstimmung mit dem des Leitthieres kommt und ein gemeinsames, übereinstimmendes Handeln stattfindet.

Ähnlich ist es in einer menschlichen Gesellschaft; das Gefühl und der Wille des Oberhauptes wird auf die Untergebenen übertragen.

Wenn nun ein Individuum irgend einer Gesellschaft, etwa eines patriarchalischen Staates einen andern Willen zeigt, als das Oberhaupt, und ungehorsam wird, von diesem aber deshalb Strafe erhält, dann ist auch diese Strafe nichts anderes, als die Wirkung eines Gefühles auf ein anderes Individuum. Das Oberhaupt fühlt Schmerz bezüglich Entrüstung bei Wahrnehmung des unzweckmässigen Willens, des Ungehorsames; und dieser Schmerz wird durch die Strafe, die als eine Ausdrucksbewegung im weiteren Sinne betrachtet werden muss, auf das ungehorsame Individuum übertragen, so dass auch bei diesem mit der betreffenden Willensvorstellung in ähnlicher Weise ein Schmerzgefühl associirt wird, als wie dies beim Oberhaupt bereits der Fall ist. Die Wirkung von dieser Gefühlsübertragung ist nun die, dass eine bessere Übereinstimmung des Gefühlslebens zwischen dem Oberhaupt und dem untergebenen Individuum, eine Anpassung des Gefühls und Willens dieses letzteren an das Gefühl und den Willen des ersteren stattfindet.

Aber nicht jede Gesellschaft geht aus einer Vermehrung und Ausdehnung einer Familie hervor.

Viele Raubvögel und Raubsäugethiere vereinigen sich oft zu einer vorübergehenden Genossenschaft, um ein Beutethier gemeinschaftlich zu überfallen, so die Säger, Pelekane, Marabus, Lummen, Geierfalken, Kolkraben, Blutsköpfe, Fischottern, ganz besonders aber die hundeartigen Raubthiere, wie die Wölfe, Füchse und Schakale [1]. Solche Vereinigungen sind oft nur ganz vorübergehende, zuweilen (z. B. bei den Wölfen) dauern sie auch längere Zeit oder bleiben das ganze Leben hindurch bestehen. In keinem Falle gehen solche Genossenschaften zu gemeinsamen Raubzügen bei den höheren Thieren aus einer Ausdehnung der Familie hervor, sie entstehen nicht durch Zusammenbleiben, wie die Heerden anderer Thiere, sondern durch freiwillige Vereinigungen. Entweder die Genossen treffen sich bei Verfolgung ein und desselben Zieles oder ein Genosse sucht den andern auf, um ihn zu Hilfe zu rufen.

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille.“ S. 333.

In ganz gleicher Weise entstehen innerhalb des Menschengeschlechts die Räuberbanden und Raubstaaten.

All diese Genossenschaften kommen nur durch die Übereinstimmung des Gefühlslebens und durch die Mittheilung bezüglich Übertragung der Gefühle von den einen Individuen auf die andern zu Stande.

Wenn z. B. ein Fuchs, um ein Reh zu überwältigen, einen Genossen zu Hilfe ruft, so folgt dieser ihm nur deshalb, sein Wille wird nur deshalb derselbe, wie der Wille jenes Fuchses, weil dieser durch Ausdrucksbewegungen seine Freude über einen Fund mitgetheilt und dadurch dasselbe Gefühl in dem Genossen erweckt hat. Finden sich die Thiere auch nur zufällig zusammen, so kommt doch das Zusammenbleiben und das übereinstimmende Handeln nur durch die Mittheilung und Übereinstimmung der Gefühle zu Stande. Nur diese Übereinstimmung ermöglicht ein gemeinsames zweckmässiges Handeln; und soweit die Gefühle nicht bereits bei den verschiedenen Individuen dieselben sind, werden sie durch Ausdrucksbewegungen, durch Übertragungen in Übereinstimmung gebracht.

Auch jedwede Bildung von Vereinen und Genossenschaften innerhalb der Culturstaaten, bezwecke dieselbe gemeinschaftliche Vergnügungen, Erhöhung des materiellen Wohles, Pflege der Kunst und Wissenschaft oder die Erreichung eines andern Zieles, beruht auf der Übereinstimmung der Gefühle, welche Übereinstimmung nur durch Ausdrucksbewegungen, resp. durch die Sprache den einzelnen Individuen bekannt, und so weit sie noch mangelhaft ist, durch dasselbe Mittel vervollständigt wird.

Wenn ein einzelner Mensch zu irgend einem Zwecke eine Vereinigung gründen oder andere Menschen vorübergehend zu einem Handeln bestimmen will, das mit seinem eigenen Willen übereinstimmt, so sucht er die Andern zu überreden (Reden im Parlament, Aufruf zu irgend einer gemeinsamen That), d. h. er sucht durch Schilderung der Verhältnisse, wie er sie auffasst, in andern Personen dieselben Gefühle (und damit denselben Willen) zu erwecken, die ihn selbst beherrschen.

Der Zusammenhalt jedes modernen Staates hat seinen Grund in den gemeinsamen Interessen, d. h. in der Übereinstimmung der Gefühle, welche Übereinstimmung immerwährend durch die Rechtspflege vervollkommnet wird.

Alle Rechtspflege auch des complicirtesten Staates und alle Erziehung beruht auf dem Grundprocess der Gefühlsmittheilung behufs neuer Anpassung zur besseren Übereinstimmung. Je vollkommener diese Übereinstimmung innerhalb eines Staates ist, und je mehr demnach auch alle Staatsangehörigen von einem und demselben Willen beseelt sind, desto vollkommener sind die inneren Zustände eines Staates als solchen, und desto sicherer ist der innere Friede. Und in dem Maasse, als diese Übereinstimmung der Gefühle (bei den gleichen Vorstellungen) mangelt, so dass die Ziele der einzelnen Staatsangehörigen von dem Allgemeinziel des Staates abweichen und die verschiedenen Unterthanen nur schwer und unvollkommen zur Anerkennung des Allgemeinwillens, des Gesetzes zu bewegen sind; in dem Maasse fehlt dem Staate der Zusammenhalt, der Leim, in dem Maasse ist sein Fortbestand bedroht.

Das Mittel dazu, um die Gefühle und damit den Willen eines jeden Staatsbürgers mit dem Allgemeinwillen in Übereinstimmung zu bringen, ist wiederum die Mittheilung der Gefühle und des Willens, welche im Staate in Form der Rechtspflege geschieht. Das Gesetz ist der Allgemeinwille. In einem republikanischen Staate und in einer constitutionellen Monarchie entsteht dasselbe aus der Übereinstimmung der Gefühle aller oder der meisten Staatsbürger. Die Ergebnisse der Parlamentswahlen zeigen, nach welcher Richtung hin und wie weit die Gefühle der Staatsangehörigen übereinstimmen oder nicht. Die zahlreichste, allgemeinste Übereinstimmung (Stimmenmehrheit) bestimmt das Gesetz.

Ist ein allgemeinerer Wille einmal zum Gesetz geworden, dann ist damit bestimmt, welches Gefühl jeder Einzelne mit einer bestimmten Vorstellung haben soll. Entsteht aber bei irgend einem Staatsangehörigen mit einer Vorstellung ein anderes Gefühl und damit ein anderer Wille, als welchen das Gesetz vorschreibt, so wird durch die Rechtspflege bezüglich die Strafe das Verhältniss der Vorstellung zum entsprechenden Gefühl corrigirt, mit dem Allgemeingefühl und dem Allgemeinwillen dadurch in Übereinstimmung gebracht, dass mit der Vorstellung, mit welcher unzweckmässiger Weise ein angenehmes Gefühl verbunden war, durch die Strafe ein unangenehmes associirt und so die Anpassung an das Allgemeingefühl und den Allgemeinwillen vervollkommnet wird.

Dasselbe gilt auch von der Erziehung der Jugend. Aber wir haben jetzt noch ein gewaltigeres Mittel zur Mittheilung der Gefühle, als wie die Rechtspflege innerhalb eines Staates, ein Mittel, welches es ermöglicht, die freud- oder leidbringenden Handlungen der Menschen nicht nur den Gerichtspersonen eines bestimmten Bezirkes oder Staates, sondern der ganzen civilisirten Menschheit mitzutheilen. Dieses Mittel ist die Literatur, insbesondere die Journalistik, die jedes Vergehen gegen die Gesetze und gegen das allgemeine menschliche Gefühl, resp. gegen das Sittengesetz, sowie jede edle That zur allgemeinen Kenntniss bringt und darüber urtheilt, ob und wieweit eine Handlung mit dem Allgemeinwillen im Einklang oder im Widerspruch steht, ob- und wieweit man Veranlassung hat, über die That Befriedigung oder Abscheu zu empfinden. Durch diese immerwährende Veröffentlichung jedes Vergehens und jedes lobenswerthen Handelns und durch die Vergleichung desselben mit dem Allgemeinwillen und Allgemeinwohl eines Staates oder der gesammten Menschheit wird der Wille der Einzelnen immer mehr in Übereinstimmung gebracht mit dem Allgemeinwillen, weil die unzweckmässigen Gefühle durch die Mittheilung der zweckmässigeren Gefühle corrigirt, die Anpassung des Gefühlslebens vervollkommnet wird.

Die verbrecherischen Thaten eines Hödel oder eines Nobiling z. B. sind durch die Journalliteratur nicht nur der ganzen Stadt Berlin, dem Königreich Preussen oder dem gesammten deutschen Vaterlande, sondern sie sind der ganzen civilisirten Welt bekannt gegeben worden. Dadurch hat sich aber das Gefühl des Abscheues, welches diese That bei unserem so geliebten Kaiser und seiner nächsten Umgebung hervorgerufen hat, nicht nur allen Berlinern, sondern allen wohlgesinnten Deutschen und selbst den rechtlich denkenden Menschen der andern, auch der feindlich gesinnten Nationen mitgetheilt. Dadurch aber, dass bei all diesen Menschen mit der Vorstellung der That das Gefühl des Abscheues associirt worden ist, dass andere Menschen, die ihren eigenen Anschauungen gemäss vielleicht anders gefühlt, aber dann die Allgemeinheit des Abscheues wahrgenommen, damit das Unrichtige des eigenen Fühlens erkannt und schliesslich ebenfalls Abscheu (wenn auch in geringerem Grade) empfunden haben, so dass auch bei ihnen dieses Gefühl mit der Vorstellung der That associirt worden ist; dadurch ist das Gefühlsleben vieler Einzelnen mehr in Übereinstimmung gebracht, die Anpassung der Gefühle

der Einzelnen an das Gefühl der Allgemeinheit vervollkommnet worden.

Besonders in der gegenwärtigen Zeit, in welcher die Gefühlsmittheilungen durch die ungeheure Literatur so allgemein geworden ist und der Telegraph die Lust oder den Schmerz eines einzelnen hervorragenden Menschen in kurzer Zeit nicht nur der ganzen Nation, sondern beinahe der gesammten, die Erde bewohnenden Menschheit mittheilt; in dieser unserer Zeit, in welcher die Local- und Weltjournale alle auffallend guten oder bösen Thaten jedes Menschen nicht nur der Gemeinde, sondern dem Lande, ja der Welt bekannt machen, und täglich Rundschau über die freud- und leidbringenden Handlungen der Mitmenschen halten; in dieser Zeit wird das Gefühl der Befriedigung oder des Schmerzes, welches die lobenswerthe oder verwerfliche That eines Menschen verursacht, nicht nur von den nächsten Anverwandten, sondern von der ganzen Gemeinde, dem ganzen Vaterlande, selbst von der gesammten Menschheit mitempfunden.

Wenn es nun auch wahr ist, dass das Bekanntwerden der Verbrechen bei kränklichen oder abnorm denkenden und fühlenden Menschen leicht den Trieb zum gleichen Verbrechen erweckt, weil ihr Gefühlsleben mit dem des Verbrechers übereinstimmt und schwer oder gar nicht correctionsfähig, anpassungsfähig ist; so bleibt doch die Thatsache unbestritten, dass im Allgemeinen das Bekanntmachen der guten und bösen Thaten und die Mittheilung der Gefühle, welche diese Thaten in gesund denkenden und fühlenden Menschen erweckt haben, ein gewaltiger Hebel zur besseren Anpassung der Gefühle des Einzelnen an das Gefühl der Gesammtheit bezüglich an das allgemeine Sittengesetz und damit ein unschätzbares Mittel zur Besserung des Menschengeschlechtes und zur Hebung des Allgemeinwohles ist.

Je mehr die Menschheit gemeinsam fühlt, Freud und Leid miteinander theilt, desto inniger werden die einzelnen Menschen mit einander verbunden, desto mehr lernen sie sich schätzen und lieben, und desto mehr wird das Glück des Einzelnen wie der Gesammtheit erhöht.

Die Freuden und Leiden des Menschen üben also, je nachdem sie naturgemässe oder widernatürliche sind, nicht nur eine directe und indirecte nützliche oder schädliche, d. h. wieder freud- oder leidbringende Wirkung auf den eigenen Organismus aus, sondern in geringerem, gleichem oder selbst in erhöhtem Grade erstreckt sich diese Wirkung auch auf die Nachkommen und auf die Mitmenschen. Daraus erhellt nicht nur die Wahrheit und Bedeutung der Thatsache', dass sich jedes Vergehen rächt, „an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied", und dass jede edle That belohnt wird an den Nachkommen „bis ins tausendste Glied"; sondern in der Gegenwart kann man auch mit Recht die Behauptung aufstellen (und sie dem Beschluss der Gebote hinzufügen), dass sich jede verwerfliche That rächt und jede gute belohnt an Tausend und Abertausend Mitmenschen und unter Umständen auch bestraft und belohnt wird von der gesammten Mitwelt.

V. Capitel.

Die Freuden und Leiden als Leiter des Handelns.

Leiten die Gefühle den Menschen nicht irre? Die Leitung des Handelns durch die Empfindungs- und Wahrnehmungsgefühle beim gesunden Menschen und die Folgen der Nichtbeachtung dieser Gefühle. Die Leitung des Handelns durch die Geschlechtsliebe; die richtige Leitung bei gesunder und das Irreleiten bei krankhafter Liebe. Die Anpassung der Liebe an die Culturverhältnisse resp. an die Vernunft. Die Abhängigkeit der Geschlechtsliebe von den beiderseitigen Gefühlsverhältnissen überhaupt. Die Abhängigkeit des tactvollen Benehmens von den gesunden Gefühlsverhältnissen und der Verlust des Tactes. Die Leitung des Handelns durch die Mutterliebe. Die Beeinflussung bezüglich Leitung des Denkens durch die Gefühle.

In meinen andern Arbeiten „der thierische Wille“ und „der menschliche Wille“ habe ich sehr ausführlich gezeigt, dass das ganze Handeln der Thiere, wie der Menschen durch die Gefühle geleitet und bei ganz normalen und vollkommenen Verhältnissen auch stets richtig geleitet wird, dass das ganze zweckmässige Handeln auf der Ausbildung zweckmässiger causaler Beziehungen zwischen den Gefühlen und Trieben beruht, dass gleich dem Thiere auch der Mensch richtig handelt und dem wahren Ziele entgegengeht, noch bevor er über den Zweck seiner Handlungen nachgedacht hat, noch bevor er diesen Zweck überhaupt kennt, weil auf Grund der Vererbung schon bei seiner Geburt, ja selbst schon vor derselben die zweckmässigen causalen Beziehungen zwischen den Gefühlen und Trieben bestehen, d. h. dass alle thierischen wie menschlichen Instincte sich aus diesen vererbten Beziehungen erklären und in diesen bestehen, und dass endlich auch das zweckbewusste Handeln nur durch die Beziehungen der Gefühle zu dem Willen zu Stande kommt und nur dann ein richtiges,

ein zweckentsprechendes ist, wenn jene Beziehungen in zweckmässiger Weise ausgebildet sind; dass also in Summa unser ganzes Handeln allein durch die Gefühle und nicht durch den Verstand als solchen bestimmt wird und es vielmehr auf Ausbildung des Gefühlslebens, wie auf die Entwickelung der Intelligenz ankommt, wenn der Mensch das richtige Handeln treffen und glücklich werden will.

Liegt aber nicht gerade darin, dass sich der Mensch seinen Gefühlen überlässt, die grösste Gefahr? Sind es nicht gerade die Gefühle, die den Menschen irreleiten und auf die Bahn der Leidenschaft und des Lasters bringen; und ist es nicht vielmehr Aufgabe des Menschen, dahin zu streben, dass es ihm gelinge, alle seine Handlungen durch seinen Verstand zu dirigiren?

Wohin führt es, wenn sich ein Trunkenbold seinen Gefühlen überlässt und, anstatt an seine Familie zu denken, den Lockungen des Alkohols folgt, oder wenn der Spieler, all die guten Vorsätze und Warnungen vergessend, seinem Drange zum Spielen nachgiebt?

Was wird aus dem gutmüthigen, willensschwachen Verschwender, wenn er nicht auf die guten Rathschläge hört, immer wieder seinem Herzen, seinem Gefühle nachgiebt und sein Gut leichtsinnig andern Menschen überlässt oder in nächtlichen Schwelgereien verprasst und obendrein damit seine Gesundheit ruinirt? Ist es etwa gut, wenn der Wollüstling unbekümmert um seine eigene Zukunft und das folgende Leid anderer Menschen seiner überall Verderben und Elend säenden Leidenschaft folgt, anstatt seinem Verstande zu gehorchen?

Und was wird aus einem Menschen, der zu irgend welchen Verbrechen, zu Diebstahl, Betrug, Verleumdung, zum Rauben und Morden u. a. neigt, wenn er sich durch seine Gefühle leiten lässt und nicht an das Unrecht und an die Folgen seiner Thaten denkt?

Zeigt also nicht vielmehr die Erfahrung, dass die Leitung der Handlungen durch unsere Gefühle zum Verderben führt und nur der Verstand den Willen richtig zu lenken vermag?

Es ist ein im grösseren Publikum noch sehr verbreiteter Irrthum, dass man der sokratischen Anschauung entsprechend glaubt, der Verstand an sich vermöchte unsere Handlungen zu bestimmen. Eine Vorstellung oder ein Gedanke an sich vermag niemals eine Willensäusserung zu verursachen; der Wille und das Handeln geht in jedem Falle nur aus dem Gefühl hervor; und nur soweit eine Vorstellung oder ein Gedanke ein bestimmtes Gefühl erweckt, kann unser Denken

indirect den Willen und das Handeln leiten. (Vergl. „Der thierische Wille“ und „Der menschliche Wille“.)

Stellen wir uns bestimmte gute oder böse Folgen unseres Handelns vor und entschliessen uns zur Ausführung derjenigen Handlung, deren Folgen nach unserer Erkenntniss gute sein werden, so haben nicht die Vorstellungen an sich direct den Willen, so und nicht anders zu handeln, hervorgerufen, sondern dieser Wille ist aus dem Gefühl des Gefallens hervorgegangen, welches mit den betreffenden Vorstellungen verbunden ist. Würde mit den gleichen Vorstellungen das entgegengesetzte Gefühl des Missfallens oder des Abscheues entstehen, dann würde auch der Wille ein entgegengesetzter sein, und wir würden das Gegentheil vom ersteren thun.

Die Leidenschaften der Menschen bezügl. die irregeleiteten Handlungen beruhen nicht etwa darauf, dass es den betreffenden Personen an Einsicht mangelt. Dieselben kennen das Unzweckmässige, die üblen Folgen ihres Handelns im Gegentheil ganz gut. Aber alle Vernunftgründe, die sie sich selbst vorhalten oder die ihnen von andern Personen angegeben werden, vermögen die Leidenschaft nicht zu unterdrücken, weil mit den betreffenden Vorstellungen nicht genügend starke Gefühle verbunden sind, die ein Gegengewicht gegen die in einseitiger Weise dominirenden Gefühle und Triebe, welche die Leidenschaft ausmachen, abgeben könnten.

Eine Leidenschaft geht niemals aus dem Mangel an Erkenntniss an sich hervor, sondern sie hat ihre Ursache in jedem Falle darin, dass sich der Bewusstseinsprocess in abnorm einseitiger Weise auf ganz bestimmte Gefühle concentrirt, so dass dieselben eine dominirende Intensität gewinnen und andere Gefühle nur schwer zur Geltung kommen können [1].

Ja, die hohe Entwickelung der Intelligenz ist gerade oft die Ursache davon, dass der Mensch unpraktisch wird, Fehlgriffe thut und auf Abwege geräth, weil diese einseitige Entwickelung der Intelligenz auf Kosten des Gefühlslebens stattfindet, dieses irritirt und irreleitet; und es ist deshalb eine allgemeine Erfahrungsthatsache, dass die intelligentesten Menschen oft am meisten zu Leidenschaften neigen und am leichtesten irre zu führen sind.

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ XIV. Cap. Carneri: „Grundlegung der Ethik.“ II. Cap.

Praktisches, richtiges bezüglich gutes Handeln hängt vielmehr von der körperlichen Gesundheit als von der Intelligenz ab. Wer kränklich ist und zu einseitigen Bewusstseinsconcentrationen, zu abnorm starken Gefühlen neigt, ist immer in Gefahr auf Abwege zu gerathen, auch wenn er das grösste Genie und der schärfste Denker ist. Dahingegen zeigt die Erfahrung, dass Menschen, die auf der niedrigsten Bildungsstufe stehen, die höchstens eine Dorfschule oder auch nicht einmal eine solche kennen gelernt haben, und die wegen ihres abgelegenen Wohnortes nur höchst selten oder gar nicht mit gebildeteren Menschen in Berührung gekommen sind, doch immer den rechten Weg der Tugend wandeln, das Leben praktisch auffassen und durch ihr richtiges, gesundes Gefühlsleben viel sicherer durch's Leben geleitet werden, als oft die grössten Gelehrten. Die Leidenschaften sind bei der schlichten aber gesunden Landbevölkerung viel weniger verbreitet, als bei den hoch civilisirten Grossstädtern.

Da jede Leidenschaft auf einer Krankheit oder Unvollkommenheit des Gefühlslebens, auf der Disposition zur einseitigen Bewusstseins- bezüglich Gefühlsconcentration beruht, so beweist die Thatsache, dass in den Leidenschaften die Gefühle den Menschen irreleiten, nur, dass das ungesunde Gefühlsleben kränklicher oder doch unzweckmässig organisirter Menschen irreleitet, nicht das Gefühlsleben überhaupt. Die Handlungen des gesunden Menschen werden in jedem Falle durch die Gefühle richtig bestimmt, noch bevor der Mensch überhaupt fähig ist, über den Zweck und die Folgen seines Thuns nachzudenken.

Das neugeborne Kind, das noch keine Ahnung von dem Zweck des Lebens hat, sich noch nicht bewusst ist, was es thut und warum es dasselbe thut, führt auf Grund der Empfindungsgefühle in zweckmässiger Weise alle die Handlungen, wie Athmen, Saugen, Suchen der Mutterbrust, Schreien etc. aus, die seine Selbsterhaltung bedingen. Die Empfindungsgefühle des Hungers und des Gesättigtseins, bezüglich des Ekels leiten den erwachsenen wie den neugebornen Menschen zum rechtzeitigen Essen und Trinken, zur Aufnahme der geeigneten Nahrung, zum Meiden der schädlichen Dinge und zur rechtzeitigen Unterbrechung der Mahlzeit; und wer etwa gegen die Gefühle handelt, immer isst, was schlecht schmeckt, seinem Hunger und Durst nicht zur rechten Zeit nachgiebt oder mehr zu sich nimmt, als wie er seinem Gefühle nach thun sollte; dem zeigt die Erfahrung

durch Krankheit bald genug, welch schädliche Wirkungen daraus hervorgehen, dass der Mensch seinen Gefühlen nicht gehorcht. Die Empfindungsgefühle des Schmerzes, der Müdigkeit oder der Kraft zwingen den gesunden Menschen stets dazu, bei schädlichen Einwirkungen die geeigneten Schutzbewegungen rechtzeitig auszuführen, bei Übermüdung die Arbeit einzustellen oder bei genügender Kraftanhäufung nützliche Bewegungen auszuführen; und eine gewaltsame Unterdrückung oder Nichtbeachtung dieser Gefühle rächt sich früher oder später in grösseren Leiden.

„Hier sehen wir Einen, der bis auf die Haut durchnässt und in kaltem Luftzug sitzend über die ihn ergreifenden Kälteschauer lacht, nachher aber ein rheumatisches Fieber mit daraus entspringendem Herzfehler bekommt, welcher das kurze ihm noch vergönnte Leben ganz werthlos macht. Dort ist ein Anderer, der ungeachtet schmerzlicher Empfindungen zu bald nach einer entkräftenden Krankheit wieder an die Arbeit geht und dadurch seine Gesundheit gänzlich erschüttert, so dass er für alle späteren Jahre kränklich gemacht und für sich selbst und andere nutzlos geworden ist. Gestern hörten wir von einem jungen Mann, welcher trotz kaum zu ertragender Abspannung immer noch seine gymnastischen Kunststücke auszuüben fortfährt, wobei ihm ein Blutgefäss springt, und nun ist er für lange Zeit an's Lager gefesselt und trägt einen dauernden Schaden davon; ein ander Mal wieder betrifft es einen Mann in mittleren Jahren, der eine Muskelanstrengung bis zum schmerzlichen Übermaass trieb und sich plötzlich einen Bruch zuzog. In dieser Familie kam ein Fall von Verlust der Sprache, immer weiter um sich greifender Lähmung und schliesslichem Tod vor, einfach dadurch verursacht, dass der Betreffende zu wenig ass und zu viel arbeitete; in jener wurde Gehirnerweichung durch unablässige geistige Anstrengungen herbeigeführt, gegen welche das körperliche Befinden allstündlich protestirt hatte, und in andern Fällen haben sich die Menschen minder gefährliche Gehirnaffectionen durch Überstudiren zugezogen, das ohne Rücksicht auf Missbehagen und das Verlangen nach frischer Luft und Bewegung fortgesetzt worden war. Allein auch ohne dass wir noch mehr Einzelfälle anzuführen brauchten, drängt sich uns diese Wahrheit schon durch die sichtbaren Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Classen auf. Der sorgengebeugte Geschäftsmann, der allzu lang in seinem Comptoir sitzt, der leichenblasse Advocat, der die halbe Nacht über seinen Acten brütet, die

schwachen Fabrikarbeiter und die kränklichen Nähmamsellen, die viele Stunden in verdorbener Luft zubringen, die blutarmen, flachbrüstigen Schulmädchen, die unter der Zahl ihrer Unterrichtsstunden zusammenknicken, während ihnen jedes geräuschvolle Spiel untersagt ist, die Sheffielder Schleifer, die im erstickenden Staube beinah umkommen, und die durch Rheumatismus in Folge von Erkältungen zu Krüppeln gewordenen Bauern — alle führen uns nur zu deutlich vor Augen, welch weit verbreitetes Elend daraus entspringt, wenn man bei Thätigkeiten beharrt, welche den Empfindungen widerstreiten, und die Thätigkeiten ganz vernachlässigt, zu welchen das Gefühl uns antreibt[1].

Wie anfangs allein die Empfindungsgefühle, so führen später auch die durch Wahrnehmungen der einzelnen Dinge entstehenden Gefühle den jungen Menschen dahin, nach nützlichen Gegenständen hinzulangen, die Nahrungsobjecte zu holen und zu ergreifen und die Gefahren schon aus der Entfernung zu fliehen, das Feuer, das gefährliche Thier, den bösen Menschen oder irgend eine schädliche Collision mit einem schneidenden, stechenden oder in irgend welcher andern Beziehung gefährlichen Gegenstande zu meiden, noch bevor die geringste schädliche Berührung stattgefunden hat[2]. Und wollte der Mensch diese natürlichen Gefühle und Triebe unterdrücken und ihnen entgegenhandeln, anstatt sich von denselben leiten zu lassen; wollte er z. B. das Furchtgefühl, das ihm beim Anblick eines verheerenden Feuers, einer drohenden Wassersnoth oder bei Wahrnehmung eines Abgrundes, dem er sich nähert, eines wilden freien Thieres oder irgend welcher andern gefährlichen Erscheinung zum Ausweichen, zur Flucht oder zur Vertheidigung mahnt, unbeachtet lassen; wie bald würde er dann nicht die Erfahrung machen, dass der Ungehorsam gegen die Gefühle zum Verderben führt?

Ist es noch nöthig die Zweckmässigkeit der Leitung des Handelns durch die sexuelle Liebe zu beweisen?

Freilich ist gerade die Geschlechtsliebe am meisten im Verdacht den Menschen zu verblenden, ihn irre zu führen und grössere Leiden vorzubereiten.

Der Eine liebt ein armes Mädchen und will sie heirathen, obgleich auch er selbst blutarm ist und wenig Verdienst hat. Trotz

---

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik." S. 103.

[2] Vergl. „Der menschliche Wille." X. Capitel.

aller Warnungen siegt die Liebe, die ihn „blind macht", er heirathet das Mädchen, zeugt eine Menge Kinder mit ihr, die Noth der Armuth hält ihren Einzug ins Haus, und schliesslich machen Krankheiten, die Folgen von mangelhafter Ernährung, Kleidung, Wohnung und von Überanstrengung, das Maass der Leiden voll. Der Andere liebt ein Mädchen, das schön ist, aber unaufrichtig, falsch, selbstsüchtig und faul, das die Liebe nicht erwidert, aber dennoch den Betreffenden zu heirathen sich bereit zeigt, weil sie hofft, durch ihn eine sorgenlose Existenz zu bekommen. Alle Vorstellungen in Betreff des zweifelhaften Eheglücks helfen nichts, er liebt sie, heirathet sie; und erst, wenn es zu spät ist, wenn ihm der Mangel der Gegenliebe täglich und stündlich zum Bewusstsein kommt und er in wirthschaftlicher Beziehung rapid dem Ruin entgegengeht, weil seine Frau nicht zu wirthschaften und zu sparen versteht, sieht er ein, welchen Fehlgriff er gethan hat. Oder es liebt ein Mädchen einen schönen Jüngling, der nach ihrer Meinung, da er schön ist und ihr gefällt, selbstverständlich auch in jeder Beziehung tüchtig ist, den sie bei jeder Anklage in Schutz nimmt und ihn für den besten aller Männer hält, weil sie ihn eben liebt. Sie heirathet ihn trotz aller Gegenvorstellungen seitens ihrer Eltern, Geschwister oder Freundinnen; und später zeigt es sich, dass ihr Mann liederlich und zu seinem Geschäft untauglich oder dass er untreu ist. Sie leidet unsäglich darunter und kommt nun zu spät zur Einsicht, dass sie besser gethan hätte ihren Eltern zu folgen. Ist demnach nicht gerade die Liebe in den meisten Fällen schuld daran, dass das eheliche Leben ein unglückliches wird?

Die Liebe in keinem Falle, sondern nur die Unvollkommenheit der Menschen ist die Ursache davon, dass das, was die Liebe verheisst, nicht eintrifft.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen liebt (oder umgekehrt), das schlechte, bezüglich unzweckmässige Charaktereigenthümlichkeiten hat oder das die Liebe nicht erwidert, und wenn er sie trotz dieser Umstände so sehr liebt, dass er keiner Vernunftgründe mehr zugänglich und auch unfähig ist, sich so weit zu beherrschen, dass er noch einige Jahre mit der Heirath zu warten vermöchte, dann ist die Liebe eine krankhafte, die auf einer übermässigen Gereiztheit des Nervensystems (besonders des sexuellen), also auf einer mangelhaften körperlichen Gesundheit beruht. Das Ungesunde einer solchen allzu leidenschaft-

lichen Liebe zeigt sich auch stets schon darin, dass sie nicht dauert und später leicht ins Gegentheil umschlägt.

Auch diejenige Liebe, welche bei irgend welchen unüberwindlich *scheinenden* Hindernissen gleich verzweifelt, und, anstatt die Kraft zum vernunftgemässen und energievollen, ausdauernden Kampf gegen alle Hindernisse zu geben, zum Selbstmord oder Doppelmord führt, ist allemal eine krankhafte.

Ganz gesunde Menschen haben auch einen gesunden Liebesinstinct, sie lieben nur wiederum tüchtige und charaktervolle Personen andern Geschlechtes, die für sie am besten zum ehelichen Leben geeignet sind; ihre Liebe schliesst immer eine gewisse unbewusste Vernunft ein und steigert sich nie zu einer krankhaften Leidenschaft.

Nur die Liebe kränklicher Menschen führt also den Menschen irre; und die Ursache zu diesem Irreleiten ist demnach nicht die Liebe als solche, sondern die mangelhafte körperliche Gesundheit, welcher diese Liebe entspringt.

Ein ganz gesundes und charakterfestes Liebespaar kann auch ganz arm sein und dennoch ein Familienleben gründen, ohne dass es in Noth kommen wird. Denn gesunde Menschen können stets arbeiten und finden allezeit ihr Brot; und wenn auch der Verdienst gering ist, so werden sie doch nicht in wirthschaftliches Elend kommen, weil gesunde Menschen wiederum sparsam sind und gut wirthschaften bezüglich allen ihren Mitteln nicht entsprechenden Genüssen gern, ohne grossen Zwang und ohne Jammern entsagen. Nur den kränklichen und deshalb leidenschaftlichen Menschen fällt das Entsagen und Sparen schwer; und nur für kränkliche Menschen ist es ein Missgriff, ein Unglück, wenn sie ohne grösseren materiellen Besitz heirathen.

Krankhafte Verhältnisse der sexuellen Liebe dürfen wir aber nicht als Norm betrachten, wenn wir den Werth der Liebe und insbesondere das durch die Liebe bestimmte Handeln des Menschen beurtheilen wollen. Existirte die Geschlechtsliebe gar nicht, dann würde auch eine Vereinigung und eine Forterhaltung des Menschengeschlechts jedenfalls gar nicht gesucht und angestrebt werden. Fände das letztere aber dennoch und zwar aus Vernunftgründen statt, und stellte sich der Vernunft nicht die Liebe gegenüber jugendlichen, gesunden und fortpflanzungsfähigen Personen und nicht der sexuelle Abscheu gegenüber alten, kränklichen und unfruchtbaren Personen entgegen, so würden letztere so gut zur ehelichen Verbindung kommen als erstere,

und in den meisten, wenn nicht in allen Fällen würde der materielle Besitz bezüglich das jährliche Einkommen den Ausschlag bei der Gattenwahl geben, was zur Folge hätte, dass einestheils sehr viele Ehen ganz unfruchtbar wären und anderntheils viele kranke und schwächliche Kinder gezeugt würden, die, selbst unglücklich, auch nur oder meist unglückliche Nachkommen zeugen würden. Käme man aber auch zu der Einsicht, dass nur die Verbindungen zwischen gesunden Personen im bestimmten, geschlechtsreifen Alter segensreich sind, und strebte man darnach gesunde, kräftige und infolgedessen glückliche Nachkommen zu zeugen, so würde unsere Vernunft schliesslich auf dieselbe Auswahl der Personen kommen, welche durch die instinctive Liebe veranlasst wird, die Vernunft müsste also unser Handeln in derselben Weise bestimmen, es in dieselbe Bahn lenken, als es durch das Gefühl der sexuellen Liebe geschieht. Diese Leitung des sexuellen Handelns durch die Vernunft allein, würde aber vermuthlich niemals eine so vollkommene sein, wie die Leitung durch eine gesunde Liebe, auf Grund welcher der Mensch viel genauer herausfühlt, welcher Gatte für ihn am besten passt, als wie wir dies durch die Vernunft allein zu bestimmen vermögen.

Es kann also niemals Aufgabe des Menschen sein die instinctive Geschlechtsliebe, auch soweit diese vielleicht eine krankhafte, frühreife bezüglich unreife oder zu einseitige und leidenschaftliche ist, ganz zu unterdrücken und sein Handeln behufs Gründung eines Familienlebens nur durch die Vernunft zu bestimmen; sondern es muss das Bestreben des Menschen sein, in solchem Falle wie in allen andern Fällen die Vernunft mit der instinctiven Liebe in möglichst vollkommene Übereinstimmung zu bringen.

Dass dies möglich ist, d. h. dass und in welchem Grade sich die instinctive Liebe den bestehenden Culturverhältnissen allmälig anzupassen vermag, dies zeigt der Umstand, dass schon jetzt die Vorstellung eines grösseren materiellen Besitzes, die Wahrnehmung reicher Kleidung u. a. die instinctive Liebe in gewissem Grade beeinflusst, was ehemals, am Anfang der Cultur oder vor aller Cultur offenbar nicht der Fall gewesen ist.

Schon seit Jahrhunderten und in gewissem Grade seit Jahrtausenden, besonders aber in der Neuzeit ist auf Grund der staatlichen Schranke und der staatlichen Differenzirung der materielle Besitz oder der Erwerb solchen eine Mitbedingung des ehelichen Glückes,

und dies zwar im Allgemeinen in dem Grade, als der einmal erworbene Besitz staatlich geschützt ist und nicht von dem Stärkeren ohne Weiteres weggenommen werden kann.

Vor allem staatlichen Schutz des Eigenthums, als es allein von der Stärke des Mannes abhing, ob er sich und seine Familie gut oder ungenügend zu ernähren vermochte, hatte die Wahrnehmung der Kraftäusserungen bezügl. der Stärke offenbar einen ausschlaggebenden Einfluss auf die Liebe des weiblichen Theiles.

Die so ganz allgemeine Verbreitung, welche die „Hochzeitskämpfe" der Männchen bei allen höheren Thiergattungen haben, und die offenbare Neigung aller höheren Thierweibchen zu den stärkeren Männchen zeigen uns deutlich genug, dass die Wahrnehmung der siegenden Kraftäusserungen die sexuelle Liebe seitens der Weibchen in erster Linie mit bestimmt.

In gewissem Grade ist dies auch noch beim Menschen der Fall. Ein stärkerer Mann gefällt dem Weibe im Allgemeinen immer besser als ein schwächerer; und zwar geht auch dieses Gefallen schon direct aus der Wahrnehmung der Stärke bezüglich des kräftigen Körperbaues hervor und ist demnach instinctiv.

Diese zweckmässige Beziehung der Kraftwahrnehmung zur Weibchenliebe hat nun zwar ihre hauptsächliche Bedeutung und Entwickelungsursache darin, dass die kräftigsten Männchen im Allgemeinen auch am besten zur segensreichen Fortpflanzung geeignet sind. Allein in allen Fällen, in denen das Männchen hauptsächlich oder ausschliesslich die Ernährung der Familie dauernd oder zeitweise übernimmt (und dies ist nicht nur beim Menschen, sondern schon bei fast allen Säugethieren in grösserem oder geringerem Grade geboten), hängt auch das Wohl des Weibchens und der Jungen davon ab, ob das Männchen stark genug ist, die Nahrungsconcurrenten nöthigenfalls zu überwinden; und es ist deshalb als sehr wahrscheinlich anzunehmen, dass auch aus diesem Grunde die zweckmässige causale Beziehung zwischen der Kraftwahrnehmung und der Weibchenliebe zur Entwickelung gekommen ist, d. h. dass auch dieser Factor bei der Entwickelung mitgewirkt hat.

Beim Culturmenschen hat nun dieser Factor in dem Maasse die Bedeutung verloren, als der Besitzerwerb nicht mehr ausschliesslich durch die körperliche Stärke bedingt ist und der einmal erworbene Besitz staatlich geschützt wird.

Aber eben deshalb hat nun die Wahrnehmung des aufgespeicherten Besitzthums einen gewissen Einfluss auch auf die instinctive Liebe gewonnen. Es kommt ja täglich vor, dass ein Mädchen einen armen Mann einem reichen vorzieht; aber es ist anderntheils doch nicht zu leugnen, dass im Allgemeinen die Damen für reich scheinende Männer mehr Sympathie haben als für ärmlich aussehende; und das Gleiche gilt wohl vom Manne dem Weibe gegenüber.

Diese Neuanpassung oder Vervollkommnung der Anpassung der sexuellen Liebe an die Culturverhältnisse ist leicht aus der Thatsache zu erklären, dass in allen Familien seit vielen Generationen mit der Wahrnehmung der Armuth und der Noth die peinlichen Gefühle der Sorge, des Unwillens, des Neides etc., welche die sexuelle Liebe beeinträchtigt haben, associirt worden sind; während die Wahrnehmungen des Überflusses mit den angenehmen Gefühlen der Sorglosigkeit, der Befriedigung, der Ruhe etc., welche die Liebe erhöht haben, associirt wurden.

Eine solche Neuanpassung ist aber nicht etwa ein Verlust an Liebe zu Gunsten kalter Vernunft und Berechnung, wenigstens nicht, soweit eine wirkliche Neuanpassung vorliegt; sondern es ist immer wieder das Gefühl der Liebe und nicht etwa die Vernunft oder ein einzelner Vernunftgrund an sich, der das Handeln leitet und bei normalen Verhältnissen auch ohne Zuthun der Vernunft richtig leitet.

Gerade die geschlechtliche Liebe zeigt uns in allen Einzelheiten die Wichtigkeit der Leitung durch die Gefühle.

Zur rechten Zeit und im rechten Grade Liebe und das Bedürfniss zur Zärtlichkeit und wiederum zur rechten Zeit und im angemessenen Grade Zorn zu fühlen und spröde zu thun oder zu schmollen, die ernste wie die heitere Stimmung nur zur geeigneten Zeit und in angemessenem Grade zu haben und zu äussern, überhaupt in jedem Momente richtig und der Stimmung des andern Theiles stets entsprechend und ergänzend zu fühlen und darnach zu handeln, darauf kommt es in erster Linie an, wenn sich ein Paar gegenseitig verstehen und lieben lernen soll; und an dem Mangel der richtigen gegenseitig sich entsprechenden und ergänzenden Gefühlsverhältnisse liegt es hauptsächlich, wenn sich ein Paar nicht versteht und nicht liebt; und auch die höchste Intelligenz und die feinste Berechnung kann diesen Mangel nicht ersetzen.

Dass sich zwei Personen verschiedenen Geschlechts, aber auch

sehr verschiedenen Alters oder sehr differenten Bildungsgrades im Allgemeinen wenig oder gar nicht verstehen und lieben, dies liegt hauptsächlich daran, dass die Gefühlsverhältnisse in jedem Alter und auf jeder Bildungsstufe andere sind und das Handeln im höheren Alter nicht mehr in gleicher Weise durch Gefühle geregelt wird, als wie in der Jugend.

Allerdings gelingt es auch manchen, nicht immer schönen, aber von Jugend auf gefallsüchtigen und in Liebesangelegenheiten nie aus der Erfahrung und Übung herausgekommenen älteren Herrn und Damen, fast jedes jugendliche Herz, das sie gefangen nehmen wollen, zu bezaubern; und ich selbst habe eine Dame in mittleren Jahren gekannt, welche in hohem Maasse die Kunst verstand, irgend einen jungen Mann, dem sie bisher gleichgültig war, verliebt zu machen, obgleich sie nicht besonders schön war und den betreffenden Mann wenigstens vor Beginn des Spieles nicht liebte. Ebenso habe ch einen Herrn gekannt, der, nach sehr eifrigen Studien und häufigen Experimenten, die er in Paris gemacht hatte, in seinem 66. Jahre noch leicht ein junges Mädchen zu fesseln vermochte. Die Anziehung, welche jetzt noch einer unserer bedeutendsten Componisten n seinem hohen Alter auf junge Damen ausüben kann, ist in ganz Europa bekannt.

In solchen Fällen liegt aber der Zauber, so sehr dies auch zuweilen scheinen könnte, nicht etwa in der reinen Berechnung, in ler Vernunft an sich, sondern vielmehr darin, dass die betreffenden Personen in der That ein jugendliches Herz, d. h. jugendliche Gefühlsverhältnisse behalten oder durch ununterbrochene Studien und Experimente die Fähigkeit erlangt haben, zu jeder Zeit, sobald sie nur len Willen dazu haben, sich in die der Situation entsprechenden Gefühle derart hineinzudenken, dass sie thatsächlich in diesen leben, ie wirklich fühlen. Allemal aber hat der Erfolg seine Ursache in ler zweckmässigen Leitung der Handlungen durch die Gefühle.

Dies zeigt sich auch deutlich im gesellschaftlichen Verkehr. b ein Mann oder Weib in irgend einer Gesellschaft oder in irgend iner Stellung überstehenden und unterstehenden Personen gegenüber ch immer zweckmässig, würdevoll und achtungerweckend benimmt, nmer den richtigen Tact zeigt oder nicht, dies hängt nicht von iner Intelligenz bezüglich seiner Vernunft an sich ab, sondern vielehr davon, ob das Denken mit bestimmten Situationen und Gefühlen

häufig genug in Beziehung gesetzt ist, so dass die Gedanken immer die richtigen Gefühle in der angemessenen Stärke und diese letzteren wiederum die der Situation entsprechenden Gedanken erwecken oder nicht, ob also das Gefühlsleben überhaupt ein gesundes und durch den gesellschaftlichen Verkehr genügend ausgebildetes ist.

Fehlt dem Menschen die Übung im entsprechenden gesellschaftlichen Verkehr, dann verliert er auch den richtigen Tact.

Gelehrte, die immer nur an ihre Forschungen denken und mit der Wirklichkeit des Lebens nur äusserst wenig in Berührung kommen. und Einsiedler, die sich von allem Verkehr mit Berufsgenossen und mit andern Menschen überhaupt lange Zeit hindurch zurückgezogen haben, werden lächerlich und „verkehrt“ („Die Gelehrtesten sind die Verkehrtesten“), nicht etwa, weil ihr Verstand und ihre Vernunft als solche verloren hätten, sondern weil sie im Verkehr nicht mehr zweckentsprechend durch ihre Gefühle geleitet werden, da die Verkehrs- oder Gesellschaftsgefühle und das, was man den Tact nennt, wegen Mangels an Reproduction bezüglich an Übung verloren gegangen oder doch irritirt und abgeschwächt worden sind.

Das Weib hat einen andern angebornen und anerzogenen Tact, wie der Mann. Beim ersteren wird das Denken durch die Gefühle in anderer Weise geleitet als beim letzteren; und zwar hat das Weib im Allgemeinen deshalb mehr Tact und einen besseren Instinct als der Mann, weil ihr Gefühlsleben ein vollkommeneres und stärkeres ist, als das des Mannes.

Wendet sich nun ein Weib, bezüglich ein Mädchen männlichen Beschäftigungen zu, und strebt sie in männlicher Weise nach Ausbildung ihrer Intelligenz, wie dies bei den Lehrerinnen der Fall ist, dann geht auch das weibliche Fühlen und damit der weibliche Tact verloren, es sei denn, dass die Richtung der Thätigkeit gegen die eigene Neigung aus äusseren Ursachen eingeschlagen würde und das vererbte Gefühlsleben ein so gesundes und starkes wäre, dass es auch durch die unweibliche Beschäftigung nicht auf die Dauer irritirt und wesentlich verändert werden könnte. In allen Fällen aber, in denen Frauen zur Emancipation neigen, eine Vorliebe für männliches Denken, einen starken Trieb zur Ausbildung des Denkvermögens haben und männliche Beschäftigung aus Neigung wählen, in all diesen Fällen ist das angeborne Gefühlsleben dieser Frauen bezüglich Mädchen schon ein anormales, ein krankhaftes, das in der Regel oder immer seinen

Grund in einer anormalen Körperbildung (besonders in Betreff der specifisch weiblichen Organe) seine Ursache hat[1].

Solche emancipirte Frauen, besonders Lehrerinnen verlieren dann leicht den weiblichen Tact und allen weiblichen Reiz und wissen sich selten oder nie die Liebe eines Mannes zu erwerben, auch wenn sie mit vieler Berechnung und weil sie eben mit solcher zu Werke gehen, da sie nicht mehr zweckentsprechend von ihren Gefühlen geleitet werden.

Ebenso verliert ein Mann seinen männlichen Instinct, Tact und Reiz, wenn er zu viel in Gesellschaft älterer Damen ist, sich zu sehr um weibliche Angelegenheiten kümmert und sich als „Topfgucker" in weiblicher Weise beschäftigt; und in den meisten Fällen liegt dies mit an einer vererbten Disposition hierzu, d. h. an einem vererbten anormalen Gefühlsleben, das ihn irreleitet.

Hagestolze und alte Jungfern sind nicht nur dem andern Geschlecht sehr antipathisch, sondern erscheinen selbst dem gleichen Geschlechte lächerlich, weil sie entweder eine anormale Organisation und die Neigung zum ehelosen Leben oder doch eine Disposition zum ungeeigneten Benehmen und Streben geerbt haben oder wegen äusserer Ursachen nicht rechtzeitig zur Verheirathung gekommen sind und nun den ihrem Alter entsprechenden Tact verloren haben, in jedem Falle also, weil ihnen das richtige, ihrem Geschlecht und Alter entsprechende Fühlen und die richtige Leitung ihrer Handlungen durch die Gefühle abgeht.

Grossstädter haben einen andern Tact als Bauern, Kaufleute und Handwerker einen andern als Officiere und Gelehrte, weil das Gefühlsleben in jedem Stande ein anderes ist und die Handlungen anders geleitet werden. In derselben Situation, in welcher sich eine sehr gebildete oder in pecuniärer Hinsicht sehr hoch stehende Persönlichkeit schon gekränkt, zurückgesetzt oder beschämt fühlt und entrüstet oder neidisch ist, würde sich ein ungebildeter oder armer Mann noch ungemein geehrt fühlen; und je nach der Verschiedenheit der Gefühle ist auch das Handeln bei dem Einen anders als beim Andern, weil eben dieses durch jene geleitet wird.

Vollkommen gesunde bezüglich ganz normal organisirte Menschen haben in jedweder Situation auch das richtige Gefühl in angemessenem

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." VI, XII. und XV. Capitel.

Grade und zeigen deshalb stets auch den richtigen Tact, benehmen sich ohne weitere Überlegung höheren und niederen, älteren und jüngeren Personen gegenüber in entsprechender Weise; während kränkliche Menschen selten den richtigen Tact treffen, sich beleidigt und gekränkt zeigen, wenn sie keine thatsächliche Ursache dazu haben, in dem einen Falle allzu bescheiden, in dem andern allzu übermüthig oder hochmüthig sind und bald hier, bald dort Anstoss erregen.

In jedem Falle aber liegt das tactvolle wie das tactlose Benehmen nicht etwa an der vollkommeneren oder unvollkommeneren Intelligenz, sondern an den zweckmässigen und unzweckmässigen Gefühlsverhältnissen, und das Gefühl ist allemal der Leiter des Handelns.

In auffallender Weise kommt diese Thatsache wieder in der Pflege der Kinder seitens der Eltern, besonders seitens der Mutter zum Ausdruck. Sobald ein Weib Mutter wird, verändert sich ihr ganzes Fühlen, Denken und Handeln, ihr ganzes Wesen. All ihr Denken, Wünschen und Wollen, das bisher nur ihr eigenes Wohl zum Inhalt hatte, bezweckt nun allein noch das Wohl ihres Kindes. Sie isst nicht, bevor sie ihr Kind nicht satt weiss und ruht nicht, bevor das selbst gezeugte junge Leben im süssen Schlafe daliegt. Der leiseste Schrei des Kindes weckt sie aus dem tiefsten Schlaf: wochen- und monatelang wird sie von ihm täglich öfter in ihrer Nachtruhe gestört, und doch ermüdet sie nicht im Warten und Pflegen. Mit Vergnügen, mit vor Glück strahlendem Gesichte unterzieht sie sich all der aufopfernden Pflege, all den „Quergeleien und Schmutzereien, den Tändeleien und Kindereien“, während sie sich früher vielleicht nur mit der Literatur und Kunst beschäftigte und sich ekelnd scheute, ein unreines Tuch in die Hand zu nehmen.

Mit bewunderungswürdiger Geduld suchen die Mütter kränklicher und immer schreiender Kinder dieselben zu beruhigen und ihnen die Leiden zu erleichtern. Und welche gesunde Mutter zeigte sich nicht bereit, all ihre übrige Lebensfreude, ja ihre Gesundheit und Kraft und selbst ihr Leben zu opfern, wenn es gilt ihr krankes Kind zu pflegen und das hungernde zu nähren?

Und was bewegt die Mutter, und was befähigt sie zu all den Opfern anderes, als allein die Liebe zum Kinde, die ihr in jedem Momente den richtigen Weg zeigt und all ihr Handeln in zweckmässiger Weise leitet? Wenn die Mutterliebe nicht vorhanden wäre

und eine Mutter nur aus Vernunftgründen handeln müsste, dann würde es schlimm um die Pflege und Erhaltung des Kindes stehen; denn einmal würde ihr die Vernunft nicht in jeder Situation sofort sagen, was zu thun ist, und häufig irren oder zu spät den richtigen Weg zeigen; und dann würde sie die Vernunft allein niemals zu solchen Opfern befähigen, zu welchen sie sich durch die Liebe zu ihrem Kinde mit unwiderstehlicher Gewalt gedrängt fühlt.

Wird aber die Mutter, welche aus Vergnügungssucht ihr Kind vernachlässigt oder wegen Nahrungssorgen das abscheulichste Verbrechen, einen Kindesmord begeht, nicht eben durch ihre Gefühle irregeleitet, und liegt es nicht an dem Mangel der Vernunft, wenn sie auf solche Abwege kommt? Gewiss wird sie von gewissen Gefühlen irregeleitet, aber nicht, weil ihr die Vernunft fehlte, sondern weil ihr die rechte Kindesliebe mangelt, weil ihr Gefühlsleben ein anormales, krankhaftes ist.

Wer aber irgend noch annehmen kann, dass uns die Gefühle nur irreführen, und dass unser Handeln, wenn es gut sein soll, durch die Vernunft geleitet werden muss, den will ich schliesslich auf die Thatsache aufmerksam machen, dass nicht nur die Triebe bezüglich die Willensregungen direct aus den Gefühlen hervorgehen, sondern dass auch das Denken im Wesentlichen durch die Gefühlszustände bestimmt wird und mehr im Dienste des Gefühls steht, als wie das Gefühl im Dienste des Denkens.

Ich kann mich zwar nicht mit Schopenhauer, Horwicz, Göring, Windelband u. a. Philosophen einverstanden erklären, nach welchen das Denken in jedem Falle erst aus dem Gefühl entspringen, dieses aber niemals durch das Denken hervorgerufen werden soll; denn ich kann mir bei der Annahme, dass aus dem Gefühl alle Triebe und Willensäusserungen und anderntheils auch alle Erkenntnisserscheinungen hervorgingen, ohne dass diese den Willen auch nur indirect zu bestimmen vermöchten, überhaupt nicht denken, welchen Zweck dann die Erkenntnisserscheinungen erfüllen, und wie es, wenn sie überflüssig sind, möglich war, dass sie zur Entwickelung kamen. Wie ich a. a. O. gezeigt habe, lehrt uns die Erfahrung, dass sowohl die Vorstellungen die entsprechenden Gefühle wecken, wie diese die betreffenden Vorstellungen, und dass bei einer Einwirkung auf das

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ S. 278.

Wahrnehmungsvermögen immer dem Gefühl die Perception vorhergeht, wenn auch die Apperception erst dem Gefühle folgt [1].

Die einzelnen Erkenntnisserscheinungen und Gefühle bilden in unserem Bewusstsein verschlungene Ketten und Netze in der Weise, dass zwischen den Gefühlen Erkenntnisserscheinungen und zwischen diesen wieder Gefühle liegen, so dass die Wahrnehmungen und Vorstellungen ganz bestimmte Gefühle erwecken, diese wieder gewisse andere Vorstellungen ins Bewusstsein rufen, die nun ihrerseits wieder andere Gefühle erzeugen u. s. f. Die unerwartete passive Wahrnehmung (Perception) eines unbestimmten Geräusches z. B. verursacht unmittelbar die Gefühle der Furcht und des Schreckens, welche ihrerseits sofort die Vorstellungen von irgend welchen gefährlichen Erscheinungen oder von unangenehmen Thieren (Mäusen, Ratten, Schlangen etc.) ins Bewusstsein rufen. Gleichzeitig mit diesen Gefühlen hat die Perception das Gefühl der Aufmerksamkeit erweckt, welches nun die Ursache davon wird, dass wir den Blick nach der bestimmten Stelle hinrichten und nun activ die Ursache des Geräusches wahrnehmen. Diese Ursache ist vielleicht eine geliebte Persönlichkeit statt einer vermutheten gefährlichen Erscheinung, und die Wahrnehmung dieser Person erzeugt sofort das Gefühl der Liebe, welche nun wieder Ursache davon ist, dass eine Menge anderer Vorstellungen ins Bewusstsein treten, die mit dem Gefühl der Freundesliebe in Verbindung stehen; und so setzt sich der Process immer in der Weise fort, dass auf Wahrnehmungen und Vorstellungen Gefühle folgen und auf diese wieder Erkenntnisserscheinungen [2].

Eben auf diesen Wechselbeziehungen der Gefühle und der Erkenntnisserscheinungen beruht der ewige Wechsel unseres Denkens und Fühlens, bezüglich die Thatsache, dass jede neue Einwirkung auf die Sinne sofort einen Einfluss auf unser Gefühls- und Denkleben gewinnt und sich dieses immer der jeweiligen Situation anzupassen vermag.

Dieser Wechsel und diese gegenseitige Beeinflussung der Gefühle und der Erkenntnisserscheinungen und die immerwährende Anpassung des Denkens und Fühlens an die wahrgenommene Situation ist auch die Ursache des vernünftigen Handelns. Das unver-

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ IX., X. und XII. Capitel.

[2] Ebendaselbst, IX., X. und XII. Capitel.

nünftige Handeln, wie es in Gedankenabwesenheit, in der Leidenschaft, in der Hypnose, im Somnambulismus und in der Geisteskrankheit stattfindet, charakterisirt sich, wie ich dies a. a. O. ausführlich gezeigt habe, dadurch, dass sich der Bewusstseinsprocess in abnorm einseitiger Weise auf bestimmte Vorstellungen, Wahrnehmungen, Empfindungen oder auf bestimmte Gefühle und auf die nur mit diesen Gefühlen in Beziehung stehenden Vorstellungen concentrirt, dass kein der Situation zweckmässig entsprechender Wechsel des Denkens und Fühlens stattfindet, dass die Situation gar nicht zum Bewusstsein kommt oder doch das Denken und Fühlen nicht zweckentsprechend zu beeinflussen vermag [1].

Wenn wir demnach auch den Erkenntnisserscheinungen einen Einfluss auf das Gefühlsleben einräumen und annehmen, dass die Gefühle nicht durch andere Gefühle, sondern allemal durch bestimmte Wahrnehmungen oder Vorstellungen erweckt werden; so ist doch andererseits auch zugegeben und gewiss, dass die Gefühle einen ungemeinen Einfluss auf das Denken haben und die Vernunft in gewissem Grade immer durch den Gemüthszustand bestimmt und durch die einzelnen Gefühle geleitet wird. In angeheiterter Stimmung treten auch nur die heiteren Vorstellungen ins Bewusstsein. Der Glückliche denkt nur an die schönen Seiten des Lebens, der Unglückliche dagegen nur an die düstren. Das Denken des Verliebten dreht sich ausschliesslich um den Gegenstand seiner Liebe. Der in Furcht gejagte Mensch sieht nur die Schreckgestalten; während der Hoffende sich die angenehme Zukunft vergegenwärtigt. Wie schon bemerkt, wird das Denken eines Weibes, sobald es Mutter wird, ein ganz anderes, weil dann andere Gefühle in ihr dominiren.

Das Erkenntnissvermögen ist nur zu dem Zweck zur Entwicklung gekommen, damit es die zweckentsprechenden Gefühle erwecke und dadurch indirect das Handeln bestimme, direct wird dasselbe immer nur durch die Gefühle geleitet. Das Handeln ist also insofern von der Vernunft abhängig, als die Entstehung der zweckentsprechenden Gefühle ausser durch die physiologische Disposition noch durch die einzelnen Erkenntnisserscheinungen und durch die Vernunft bedingt ist; aber diese Abhängigkeit ist niemals eine directe, sondern immer nur eine indirecte.

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." XIV. Capitel.

Wenn nun die Gefühle den Menschen etwa in der Leidenschaft irreleiten, so liegt dies allemal daran, dass wegen der abnorm einseitigen Concentration des psychischen Processes auf ein bestimmtes Gefühl und auf die mit demselben in Beziehung stehenden Vorstellungen andere Gefühle und Vorstellungen nicht den zweckentsprechenden Einfluss auf erstere gewinnen können, dass also der zweckmässige Wechsel zwischen verschiedenen Vorstellungen und Gefühlen, die Anpassung des Fühlens und Denkens an die Situation und die Unterordnung der niederen Gefühle unter höhere bezüglich unter das allgemeinste Zweckbewusstsein fehlt, welche Unterordnung wiederum nur durch die Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen der Gefühle und Vorstellungen zueinander bezüglich aufeinander und durch die zweckmässige gegenseitige Anpassung des Fühlens und Denkens zu Stande kommt.

VI. Capitel.

Die Unterordnung der Freuden und Leiden.

Unbewusste (physiologische) Unterordnung der unvollkommenen Organformen und physiologischen Functionen unter die vollkommeneren. Rudimentäre Organe. Instinctive Unterordnung der Gefühle und Triebe: 1) Unterordnung im Interesse der Selbsterhaltung (Instinctiver Egoismus). 2) Unterordnung im Interesse der Arterhaltung (Instinctiver Altruismus). Geschlechtsliebe. Elternliebe und Pflege der Nachkommen. Ursprung der Elternliebe. Zweckbewusste Unterordnung der Gefühle und Triebe: 1) Zweckbewusste Unterordnung im Interesse der Selbsterhaltung (Zweckbewusster Egoismus). 2) Zweckbewusste Unterordnung im Interesse der Arterhaltung (Zweckbewusster Altruismus): a) Unterordnung im Interesse der Familie. b) Unterordnung im Interesse der Allgemeinheit. Die staatlichen Schranken und die Rechtspflege. Recht und Pflicht. Die Reue und die Strafe. Zweck der Strafe. Das allgemeine Princip aller Unterordnung.

Im vorigen Capitel haben wir gezeigt, dass es ein verderbliches Unternehmen wäre, alle Triebe oder etwa alle sinnlichen Triebe vollständig zu unterdrücken; dass es vielmehr geboten erscheint, nicht nur dem Willen im engeren Sinne, sondern auch den sinnlichen Gefühlen und Trieben in den meisten Fällen zu folgen, da auch sie bei normalen Verhältnissen die Erhaltung des Menschen und dessen Glückseligkeit fördern.

Aber bei den höheren Thieren sowohl, wie beim Menschen entstehen sehr oft und wohl in den meisten Fällen sehr verschiedene und sich entgegenwirkende Gefühle und Triebe zu gleicher Zeit oder doch abwechselnd unmittelbar nach einander. Am auffälligsten ist dies beim Culturmenschen, der in so verwickelten Verhältnissen lebt,

und von dem die immer fortschreitende Culturentwickelung, wie wir schon oben angedeutet haben, eine ununterbrochene Neuanpassung erheischt. Welchem Gefühle hat in solchem Falle der Mensch zu folgen? Welches muss dem andern untergeordnet werden?

Wie wir in Folgendem sehen werden, findet im menschlichen Leben nicht nur eine zweckbewusste, sondern es findet schon bei allen Thieren und beim neugebornen Menschen eine instinctive Unterordnung der Gefühle und Triebe statt; ja es vollzieht sich sogar bei der fortschreitenden Entwickelung der Organismen eine ganz unbewusste Unterordnung der verschiedenen Organformen und der physiologischen Functionen derselben. Und zwar werden wir finden, dass der einen wie der andern Unterordnung dasselbe Princip zu Grunde liegt.

Dieses Princip ist die Unterdrückung und Ausscheidung des Unvollkommeneren durch das Vollkommenere bezüglich die Unterordnung des ersteren unter letzteres, wie wir dies im IV. Capitel schon angedeutet haben.

Die Unterordnung niederer Gefühle und Triebe unter höhere, edlere überhaupt ist darnach nicht etwa eine vom Menschen ausgeklügelte Erfindung, sondern die zweckbewusste Unterordnung hat sich aus der instinctiven allmälig entwickelt, und das ganze praktische Denken erfolgt auf Grundlage der vererbten individuellen Anlage, des Instinctes.

Die Vergleichung der niederen und höheren Gefühle und Triebe, die Frage, ob der Mensch überhaupt fähig ist, die einen den andern unterzuordnen, ob er einen freien Willen hat, und wie weit das Einzelinteresse dem Gesammtinteresse oder das letztere dem ersteren untergeordnet werden muss, dieser Gegenstand ist schon seit Aristoteles der hauptsächliche Inhalt der ethischen Untersuchungen gewesen, und in der verschiedenen Auffassung der letzteren Fragen gipfelt auch der schroffe Gegensatz, in welchem die Kant'sche Moral zum classischen Eudämonismus steht. Auch in England, wo die praktische Philosophie überhaupt mehr gepflegt und durchgebildet worden ist, als in irgend einem anderen Lande, haben sich die so vortrefflichen ethischen Untersuchungen hauptsächlich um diese Fragen gedreht.

Wenn trotzdem heute noch wenig Einheit in der Anschauung über das Verhältniss des Egoismus zum Altruismus, resp. über

die Unterordnung des Einzelwillens unter den Allgemeinwillen vorhanden ist, so liegt dies daran, dass man nur die zweckbewusste Unterordnung ins Auge gefasst und diese nicht in Rücksicht auf die instinctive und auf die ganz unbewusste betrachtet hat, die uns am ersten auf das allgemeine Princip der Unterordnung hinweist. Erst durch die Vergleichung der zweckbewussten Unterordnung mit denjenigen Erscheinungen, mit denen sie verwandt und aus denen sie hervorgegangen sind, mit denen sie die Entstehungsursache gemeinsam haben und stets in ursächlichem Zusammenhange stehen, können wir genauer erfahren, welche Freuden und Leiden den andern untergeordnet werden müssen, warum eine solche Unterordnung nützlich und nothwendig ist, und welches Princip auch der auf Reflexion beruhenden Unterordnung zu Grunde gelegt werden muss.

Bevor wir deshalb diese letztere untersuchen, wollen wir kurz die ganz unbewusste und die instinctive Unterordnung betrachten.

Die ganze Entwickelung der Lebewesen besteht darin, dass einfachere Organe und ganze Lebewesen allmälig zu immer complicirteren und vollkommener functionirenden bezüglich lebenden Organen und Organismen werden. Diese Entwickelung wäre aber nicht möglich, wenn nicht eine Unterordnung der unvollkommeneren Bildungen unter vollkommenere, eine Unterdrückung und Verdrängung der ersteren durch letztere stattfände. Vergleichen wir nun die niederen Thiere mit den höheren und die früheren individuellen Entwickelungsstadien mit den späteren, so finden wir auf Schritt und Tritt eine allseitige allmälige Unterordnung des Unvollkommeneren unter das Vollkommenere. Nicht nur, dass die ganze Organisation eines Thieres insofern verändert wird, dass eine immer weitergehende Differenzirung der Organe stattfindet und die undifferenzirten Zustände den differenzirteren untergeordnet werden; nicht nur, dass sich die Formen und Functionen der verschiedenen Organe allmälig verändern; sondern es werden auch bereits ausgebildete Organe, die ursprünglich zweckmässig waren, von der Function, d. h. von der Betheiligung am gesammten Lebensprocess allmälig ausgeschlossen und von anderen, vollkommeneren Organen, auf die sich nun die Nervenkraft concentrirt, unterdrückt, es wird ihnen die Nervenkraft entzogen, so dass sie allmälig degeneriren und schliesslich ganz verschwinden. Allein aus diesem Process erklärt sich das Vorhandensein der nicht mehr functionirenden, also zwecklos gewordenen „rudimentären

Organe", die den besten Beweis für die ganz unbewusste Unterordnung der unvollkommeneren Organe und Functionen unter vollkommenere liefern.

„Beispiele davon finden sich überall. Bei den Embryonen mancher Wiederkäuer, unter Andern bei unserem gewöhnlichen Rindvieh, stehen Schneidezähne im Zwischenkiefer der oberen Kinnlade, welche niemals zum Durchbruch gelangen, also auch keinen Zweck haben. Die Embryonen mancher Walfische, welche späterhin die bekannten Barten statt der Zähne besitzen, tragen, so lange sie noch nicht geboren sind und keine Nahrung zu sich nehmen, dennoch Zähne in ihren Kiefern; auch dieses Gebiss tritt niemals in Thätigkeit. Ferner besitzen die meisten höheren Thiere Muskeln, die nie zur Anwendung kommen; selbst der Mensch besitzt solche rudimentäre Muskeln. Die Meisten von uns sind nicht fähig, ihre Ohren willkürlich zu bewegen, obwohl die Muskeln für diese Bewegung vorhanden sind, und obwohl es einzelnen Personen, die sich andauernd Mühe geben, diese Muskeln zu üben, in der That gelingt, ihre Ohren zu bewegen. In diesen jetzt noch vorhandenen, aber verkümmerten Organen, welche dem vollständigen Verschwinden entgegen gehen, ist es noch möglich, durch besondere Übung, durch andauernden Einfluss der Willensthätigkeit des Nervensystems, die beinah erloschene Thätigkeit wieder zu beleben. Dagegen vermögen wir dies nicht mehr in den kleinen rudimentären Ohrmuskeln, welche noch am Knorpel unserer Ohrmuschel vorkommen, aber immer völlig wirkungslos sind. Bei unseren langöhrigen Vorfahren aus der Tertiärzeit, Affen, Halbaffen und Beutelthieren, welche gleich den meisten anderen Säugethieren ihre grosse Ohrmuschel frei und lebhaft bewegten, waren jene Muskeln viel stärker entwickelt und von grosser Bedeutung. So haben in gleicher Weise auch viele Spielarten der Hunde und Kaninchen, deren wilde Vorfahren ihre steifen Ohren vielseitig bewegten, unter dem Einflusse des Culturlebens sich jenes „Ohrenspitzen" abgewöhnt, und dadurch verkümmerte Ohrmuskeln und schlaff herabhängende Ohren bekommen.

Auch noch an anderen Stellen seines Körpers besitzt der Mensch solche rudimentäre Organe, welche durchaus von keiner Bedeutung für das Leben sind und niemals functioniren. Eines der merkwürdigsten, obwohl unscheinbarsten Organe der Art ist die kleine halbmondförmige Falte, welche wir am inneren Winkel unse-

res Auges, nahe der Nasenwurzel besitzen, die sogenannte „Plica semilunaris“. Diese unbedeutende Hautfalte, die für unser Auge gar keinen Nutzen bietet, ist der ganz verkümmerte Rest eines dritten, inneren Augenlides, welches neben dem oberen und unteren Augenlide bei anderen Säugethieren, bei Vögeln und Reptilien sehr entwickelt ist. Ja sogar schon unsere uralten Vorfahren aus der Silurzeit, die Urfische, scheinen dies dritte Augenlid, die sogenannte Nickhaut, besessen zu haben. Denn viele von ihren nächsten Verwandten, die in wenig veränderter Form noch heute fortleben, viele Haifische nämlich, besitzen eine sehr starke Nickhaut, die vom inneren Augenwinkel her über den ganzen Augapfel hinüber gezogen werden kann.

Zu den schlagendsten Beispielen von rudimentären Organen gehören die Augen, welche nicht sehen. Solche finden sich bei sehr vielen Thieren, welche im Dunkeln, z. B. in Höhlen, unter der Erde leben. Die Augen sind hier oft wirklich in ausgebildetem Zustande vorhanden; aber sie sind von der Haut bedeckt, so dass kein Lichtstrahl in sie hineinfallen kann, und sie also auch niemals sehen können. Solche Augen ohne Gesichtsfunction besitzen z. B. mehrere Arten von unterirdisch lebenden Maulwürfen und Blindmäusen, von Schlangen und Eidechsen, von Amphibien *(Proteus, Caecilia)* und von Fischen; ferner zahlreiche wirbellose Thiere, die im Dunkeln ihr Leben zubringen: viele Käfer, Krebsthiere, Schnecken, Würmer u. s. w.

Eine Fülle der interessantesten Beispiele von rudimentären Organen liefert die vergleichende Osteologie oder Skelettlehre der Wirbelthiere, einer der anziehendsten Zweige der vergleichenden Anatomie. Bei den allermeisten Wirbelthieren finden wir zwei Paar Gliedmassen am Rumpf, ein Paar Vorderbeine und ein Paar Hinterbeine. Sehr häufig ist jedoch das eine oder das andere Paar derselben verkümmert, seltener beide, wie bei den Schlangen und einigen aalartigen Fischen. Aber einige Schlangen, z. B. die Riesenschlangen *(Boa, Python)*, haben hinten noch einige unnütze Knochenstückchen im Leibe, welche die Reste der verloren gegangenen Hinterbeine sind. Ebenso haben die walfischartigen Säugethiere (Cetaceen), welche nur entwickelte Vorderbeine (Brustflossen) besitzen, hinten im Fleisch noch ein Paar ganz überflüssige Knochen, welche ebenfalls Überbleibsel der verkümmerten Hinterbeine darstellen.

Dasselbe gilt von vielen echten Fischen, bei denen in gleicher Weise die Hinterbeine (Bauchflossen) verloren gegangen sind. Umgekehrt besitzen unsere Blindschleichen *(Anguis)* und einige andere Eidechsen inwendig ein vollständiges Schultergerüste, obwohl die Vorderbeine, zu deren Befestigung dasselbe dient, nicht mehr vorhanden sind. Ferner finden sich bei verschiedenen Wirbelthieren die einzelnen Knochen der beiden Beinpaare in allen verschiedenen Stufen der Verkümmerung, und oft die rückgebildeten Knochen und die zugehörigen Muskeln stückweise erhalten, ohne doch irgendwie eine Verrichtung ausführen zu können. Das Instrument ist noch da, aber es kann nicht mehr spielen.

Fast ganz allgemein finden sie ferner rudimentäre Organe in den Pflanzenblüthen vor, indem der eine oder der andere Theil der männlichen Fortpflanzungsorgane (der Staubfäden und Staubbeutel), oder der weiblichen Fortpflanzungsorgane (Griffel, Fruchtknoten u. s. w.) mehr oder weniger verkümmert oder fehlgeschlagen (abortirt) ist. Auch hier können sie bei verschiedenen, nahe verwandten Pflanzenarten das Organ in allen Graden der Rückbildung verfolgen. So z. B. ist die grosse natürliche Familie der lippenblüthigen Pflanzen (Labiaten), zu welcher Melisse, Pfeffermünze, Majoran, Gundelrebe, Thymian u. s. w. gehören, dadurch ausgezeichnet, dass die rachenförmige, zweilippige Blumenkrone zwei lange und zwei kurze Staubfäden enthält. Allein bei vielen einzelnen Pflanzen dieser Familie, z. B. bei verschiedenen Salbeiarten und beim Rosmarin, ist nur das eine Paar der Staubfäden ausgebildet, und das andere Paar ist mehr oder weniger verkümmert, oft ganz verschwunden. Bisweilen sind die Staubfäden vorhanden aber ohne Staubbeutel, so dass sie ganz unnütz sind. Seltener aber findet sich sogar noch das Rudiment oder der verkümmerte Rest eines fünften Staubfadens, ein physiologisch (für die Lebensverrichtung) ganz nutzloses, aber morphologisch (für die Erkenntniss der Form und der natürlichen Verwandtschaft) äusserst werthvolles Organ[1]."

Worauf beruht nun die Entstehung der rudimentären Organe?

Jedes Organ verliert an Functionsfähigkeit, sobald es verhältnissmässig wenig zur Function kommt; je mehr solche geübt

[1] E. Haeckel: „Natürliche Schöpfungsgeschichte." 5. Aufl. Berlin 1874. S. 11.

wird, desto mehr wird die Nervenkraft auf das Organ hingelenkt. Dasjenige Organ, welches den übrigen gegenüber am meisten zur Function kommt, entwickelt sich auch in seiner Functionsfähigkeit am meisten, weil es durch die Function die Nervenkraft auf sich lenkt und dieselbe andern, relativ ruhenden Organen entzieht. Dies kommt daher, dass der Bewusstseinsprocess und, wie es scheint, auch der physiologische Lebensprocess ein einheitlicher ist, der sich immer gerade auf die Organe concentrirt, welche in Thätigkeit sind. Wird nun ein Organ weniger gebraucht als früher, so ist die nothwendige Folge davon, dass ihm von andern mehr in Thätigkeit kommenden Organen die Nervenkraft entzogen und ihm damit allmälig auch die Functionsfähigkeit genommen wird.

Eine Veränderung in der Häufigkeit des Gebrauchs eines Organes wird aber durch jede Veränderung der äusseren Lebensbedingungen und der Gewohnheiten herbeigeführt. Jede Neuanpassung der Gewohnheiten bedingt eine solche Functionsänderung. Thatsachen hierzu liefert das tägliche Leben in Menge. Menschen, die eine sitzende Lebensweise führen, verlieren die Fähigkeit, grössere Märsche ohne Beschwerden auszuführen, weil die Nervenkraft mehr auf die Thätigkeit der Hände oder des Gehirns gelenkt und den Beinen entzogen wird. Lernt man das Reiten oder Schlittschuhlaufen, so wird umgekehrt die Nervenkraft mehr auf die Thätigkeit der Beine gelenkt und andern Körpertheilen und Functionen entzogen; denn jeder Organismus producirt immer nur eine bestimmte Menge Nervenkraft, und diejenige Kraft, die zu irgend einer Thätigkeit verbraucht wird, kann nicht zugleich auch zu einer andern verwendet werden. Sei es also, dass der Mensch sich mehr geistig als körperlich beschäftige, sei es, dass die Ausübung seines Berufes eine grössere Übung und Anstrengung der Finger, Arme oder Beine erheische, so wird immer die Nervenkraft hauptsächlich dem am meisten thätigen Organ zugewendet und dadurch dasselbe gekräftigt und seine Functionsfähigkeit erhöht, es sei denn, dass eine dauernde Überanstrengung und damit eine Schwächung desselben stattfände.

Wenn sich nun z. B. irgend welche Säugethiere dauernd an das Leben im Wasser gewöhnen und mehr schwimmen als laufen, so verlieren sie ungefähr in dem Maasse die Fähigkeit zum Laufen, in welchem sie die Fähigkeit zum Schwimmen erlernen, wie dies die verschiedenen Cetaceen genugsam beweisen.

Nun unterliegen bekanntlich nicht alle morphologischen Gebilde und alle Fähigkeiten in gleichem Maasse der Vererbung und Anpassung. Am veränderlichsten sind die psychischen Functionen, weniger veränderlich sind schon die rein physiologischen Vorgänge, noch weniger der Anpassung und mehr der Vererbung unterworfen sind die äusseren Körperformen, und am constantesten vererben sich die Knochenbildungen. Es schwindet also zuerst, wenn die Thätigkeit eines Organs nicht mehr geübt, das Organ nicht mehr gebraucht wird, die psychische Beherrschung desselben, der Einfluss des Willens auf dasselbe; dann geht auch die rein physiologische Thätigkeit desselben verloren, während das Organ selbst noch vererbt wird. Endlich schwinden die Muskeln, und zuletzt kommen auch die Knochen nicht mehr znr Entwickelung.

Auf diese Weise ist z. B. bei denjenigen Thieren, die sich an das Landleben gewöhnt haben, die Function der Kiemen derjenigen der Lungen untergeordnet worden, und die Kiemen sind deshalb, wie wir noch stets an der individuellen Entwickelung der Lurche beobachten können, zu Gunsten der Lungensäcke degenerirt und schliesslich ganz verschwunden. An Stelle der Nickhaut (bei den Reptilien und Vögeln) haben die Augenlider (bei den Säugethieren) den Schutz des Auges übernommen. Die ursprünglichen Formen der zum Landleben geeigneten Beine sind bei den Cetaceen den zweckmässigeren Formen der zum Schwimmen geeigneten Extremitäten untergeordnet; und beim Walfisch sind die Zähne den Barten gewichen.

Jede individuelle Entwickelung zeigt als Reproduction der Stammesentwickelung diese immerwährende Unterordnung in evidenter Weise. All die Larvenstadien der niederen Thiere werden den höheren Formen untergeordnet und von diesen verdrängt. Die Kiemenbögen, die auch der Mensch in einer bestimmten Zeit der Entwickelungsperiode hat, werden der höheren Zweckmässigkeit halber zu Skeletttheilen; der Blutkreislauf wird ein anderer, und das Herz nimmt nacheinander die verschiedensten Formen an. Jedes einzelne Organ macht also in der individuellen Entwickelung viele verschiedene Formenstadien durch, von denen immer die vorhergehende unvollkommenere Form der nächstfolgenden vollkommeneren untergeordnet wird.

Das Princip dieser Unterordnung ist überall ein und dasselbe,

es ist das Princip der grösseren Vollkommenheit d. h. der vollkommeneren Arterhaltung.

Wird nun ein Thier geboren, das sich den jeweiligen äusseren Lebensbedingungen nicht anzupassen vermag, weil in der Entwickelung seiner Organe die nothwendige Unterordnung nicht zu Stande kommt und die Organe die ursprünglichen Formen, die ehedem wohl zweckmässig waren, aber jetzt nicht mehr genügen, beibehalten, wie dies bei jedem Rückschlag (Atavismus) der Falll ist; fügt sich also, so zu sagen, der Organismus dieser nothwendigen Unterordnung nicht; dann macht sich an ihm das Princip der Selection geltend; das betreffende Thier ist im Kampfe ums Dasein benachtheiligt und wird früher oder später von solchen, deren Organisation der zweckmässigen Unterordnung besser entspricht, womöglich ganz unterdrückt. Die Unvollkommenheit, wird gewissermaassen durch die grössere Vollkommenheit bestraft. Dieses Princip der Unterordnung des Unvollkommeneren unter das Vollkommenere und das Princip der Selection resp. der Bestrafung bei mangelhafter Unterordnung liegt, wie wir nun sehen werden, auch jedweder Unterordnung der menschlichen Freuden und Leiden und aller Erziehung und Rechtspflege behufs Erhöhung des Allgemeinwohles zu Grunde.

Betrachten wir zuerst die instinctive Unterordnung der niederen Gefühle und Triebe unter die höheren.

Die instinctive Unterordnung ist, wie die zweckbewusste, theils eine rein individuelle, die allein eine bessere Erhaltung des Individuums bezweckt (instinctiver Egoismus), theils eine sociale, deren Zweck es ist, eine vollkommenere Arterhaltung herbeizuführen und diesem Zwecke selbst das individuelle Leben zu opfern (instinctiver Altruismus).

Wie uns die Beobachtung an unzähligen Beispielen lehrt, werden bald gewisse Empfindungsgefühle andern Empfindungsgefühlen oder Wahrnehmungsgefühle andern Wahrnehmungsgefühlen, bald werden auch die ersteren den letzteren und in andern Fällen auch die letzteren den ersteren untergeordnet, je nachdem es den Umständen nach zweckmässig ist.

Fühlt ein Thier Hunger, und es nimmt einen geniessbar erscheinenden Körper in den Mund auf, dieser erweist sich aber als

schlechtschmeckend und schädlich; dann wird das Begehren auf Grund des Hungergefühles der Geschmacksempfindung untergeordnet und der betreffende Stoff wieder ausgespieen, weil das Ekelgefühl stärker ist als der Hunger. Ist aber ein Thier so unzweckmässig organisirt, dass das Umgekehrte der Fall ist, der Ekel dem Hunger untergeordnet und der schädliche (bezüglich giftige) Körper gefressen wird, dann bestraft sich diese mangelhafte Organisation durch darauffolgende Krankheit oder gar durch den Tod. Oder ist ein Thier beim Fressen, und wird es unerwartet von einem anderen Thiere, etwa einem Nahrungsconcurrenten überfallen und gebissen. dann wird sofort die Lust des Fressens der Schmerzempfindung bezüglich dem Triebe zum Abwehren des Feindes untergeordnet. Jedes gesunde Thier ist so organisirt, dass in diesem Falle dieser Trieb stärker ist als die Fresslust; wäre es nicht so, dann würde das betreffende Individuum leicht vom Feinde todtgebissen werden.

Eine solche Unterordnung wird aber nicht nur durch entgegengesetzte Empfindungen, sondern auch durch Wahrnehmungen veranlasst. Ein an seiner Beute sich labendes Raubthier stellt das Fressen auch schon ein, wenn es einen Concurrenten in grösserer oder geringerer Entfernung erblickt und ordnet demnach einen Empfindungstrieb einem Wahrnehmungstriebe unter.

Verfolgt ein Thiermännchen ein Weibchen behufs Begattung, und erblickt es zu gleicher Zeit einen sich nähernden Nebenbuhler, so ordnet sich sofort die Liebe der Eifersucht und der Kampfeswuth unter, und es wird zunächst der Nebenbuhler bekämpft und verjagt. Oder verfolgt irgend ein kleineres Raubthier ein Beutethier, und es nimmt zur selben Zeit einen eigenen stärkeren Feind wahr, so lässt es von der Verfolgung ab und ergreift selbst die Flucht.

Sobald also zu einem vorhandenen sinnlichen Gefühl ein anderes hinzukommt, welches diesem entgegenwirkt und stärker ist als das erstere, dann wird dieses dem stärkeren untergeordnet.

Diese Unterordnung findet nicht auf Grund einer Überlegung und einer freien Wahl statt, sondern die Ursache derselben ist allein die grössere Intensität des einen Gefühls derjenigen des andern gegenüber.

In all den angegebenen Beispielen tritt eine solche Unterordnung dann ein, wenn die Erreichung eines Zieles durch irgend ein Hinderniss gehemmt oder bedroht wird, und zwar, wenn nicht nur

die Erreichung dieses Zieles, sondern das eigene Leben in Gefahr kommt. Das Gefühl, welches mit der Wahrnehmung der eigenen Lebensgefahr verbunden ist, ist bei jedem gesunden Thiere natürlich stärker, als welches ein begehrenswerther Gegenstand verursacht. Und dies ist sehr zweckmässig; das Leben würde für immer verloren sein, das begehrte Object kann aber nachträglich noch erlangt werden, und wenn dies auch nicht der Fall ist, so kann doch das Leben noch erhalten werden durch Erlangung anderer nützlicher Dinge. Findet bei einem Thiere keine solche zweckmässige Unterordnung statt, frisst es z. B. eifrig weiter, auch wenn es sieht, dass sich sein gefährlichster Feind nähert, ist also die Lust des Fressens und das Begehren stärker als die Furcht vor dem Feinde, dann bestraft sich diese Unvollkommenheit der Organisation früher oder später mit dem Tode.

Die eigene Lebensgefahr ist in allen angegebenen Beispielen die Schranke, welche sich dem Begehren entgegenstellt, und welcher sich jedes gesunde Thier fügt. Eine solche Lebensgefahr ist aber nur desshalb und in dem Grade vorhanden, weil und in welchem Grade das betreffende Thier relativ unvollkommen ist.

Wäre ein Thier so vollkommen organisirt, dass es alles ohne Schaden geniessen könnte, dann käme dasselbe nie in die Lage das Hungergefühl einer unangenehmen Geschmacksempfindung unterordnen zu müssen. Oder wäre ein Thier unverwundbar oder unüberwindlich, dann brauchte es weder einen Nahrungs-, noch einen Liebesconcurrenten zu fürchten und würde niemals genöthigt sein, den Hunger oder die Liebe, bezüglich den Fress- oder den Begattungstrieb dem Ärger, der Eifersucht oder der Furcht, bezüglich dem Triebe zum Abwehren des Concurrenten oder zur Flucht vor dem Feinde unterzuordnen. Oder, was dasselbe sagt, diese Unterordnung ist überflüssig und findet nicht statt, wenn der sich nähernde Concurrent verhältnissmässig so schwach ist, dass sich das fressende Thier nicht im geringsten zu fürchten braucht.

Ein Löwe lässt sich durch die Annäherung eines Schakals nicht im Fressen stören; ein kleiner Hund oder Raubvogel dagegen ergreift vor demselben Thiere die Flucht, das Beutethier dem Stärkeren überlassend; und auch der Löwe stellt das Fressen ein, wenn der sich nähernde Concurrent ebenfalls ein Löwe oder ein anderes stärkeres Raubthier ist, das einen Kampf mit dem Löwen wagt.

Begehren also zwei Thiere dasselbe Object, so muss allemal das schwächere sein Begehren dem des stärkeren unterordnen. Es ist also in jedem Falle die relative Unvollkommenheit, welche zu einer Unterordnung zwingt, wie wir das schon im IV. Capitel kurz an einigen Beispielen gezeigt haben.

Eine solche Unterordnung findet auch statt, wenn nicht die grössere Vollkommenheit eines andern Lebewesens, sondern irgend ein Naturereigniss oder irgend ein Naturgesetz dem Begehren entgegensteht. Ein Löwe, der im Begriffe steht, ein Heerdenthier zu beschleichen, währenddem aber plötzlich einen Prairiebrand oder die Anzeigen eines solchen wahrnimmt, steht sofort von seiner Jagd ab und wendet sich zur Flucht. Wäre er noch vollkommener organisirt, als er es schon ist, und könnte er auch fliegen und dem Feuer auch später noch ausweichen, dann könnte und würde er auch erst seine Jagd vollenden, um sich dann beim Herannahen des Brandes ohne Angst in die Lüfte zu erheben. Verfolgt irgend ein Raubthier, das gar nicht oder nicht gut schwimmen kann, einen Biber, eine Fischotter oder sonst ein Beutethier, das ein guter Schwimmer ist, auf dem Lande, und stürzt sich dieses letztere plötzlich in einen breiten, tiefen Fluss und taucht unter, so stellt der Verfolger seine Jagd sofort ein, nicht etwa, weil das Begehren aufgehört hätte, sondern weil seiner unvollkommenen Organisation gemäss das Wasser eine unüberwindliche Schranke ist, die sich seinem Begehren entgegenstellt. Ich erinnere hier auch an die S. 147 angeführten Beispiele der Unterordnung.

So oft ein Thier oder ein Mensch irgend eine seinem Begehren entgegenstehende und durch die Naturgesetze bestimmte Schranke verkennt und derselben sein Begehren nicht unterordnet, etwa weil dieses abnorm stark ist oder weil sich das betreffende Individuum für vollkommener hält, als es thatsächlich ist oder weil es das Hinderniss für zu klein hält (welcher Irrthum mit dem vorhergenannten zusammenfällt); so oft rächt oder bestraft sich diese Unvollkommenheit seiner Organisation mit einer Schädigung der Existenz, oft selbst sofort mit dem Tode (vgl. IV. Capitel).

Gilt dies alles auch von der Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle? [1]

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille.“ S. 174.

Nicht nur beim Menschen, sondern auch bei den höheren Thieren (Arthropoden, Vertebraten) ist eine instinctive Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle seitens der mütterlichen Individuen unter diejenigen Gefühle und Triebe, welche sich auf die Erhaltung der Nachkommen beziehen, allgemein; und selbst bei den niederen Thieren kommen vereinzelte Fälle vor, in denen sich die Mutterthiere der Nachkommenpflege widmen. Die sexuelle Liebe aber, das verbreitetste, wichtigste und stärkste Arterhaltungsgefühl wirkt auch bei den niedersten Thieren verhältnissmässig so mächtig, wie beim hochcultivirten Menschen. Die geschlechtliche Liebe drängt die Gefühle und Triebe zur Selbsterhaltung mehr oder weniger zurück, das liebende Thier fühlt so wenig Hunger wie der liebende Mensch, und die Liebe macht die Thiere wie die Menschen blind gegen die Gefahr, welche dem eigenen Leben droht. Es dürfte wohl wenig Thiere geben, die der Liebe und der Befriedigung des Begattungstriebes halber nicht stets bereit wären, ihr Leben zu wagen. Bei den niederen Thieren ist es weniger leicht zu beobachten, wie weit die instinctive Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Liebe geht, dagegen zeigen alle Wirbelthiere deutlich genug, dass sie in der Liebe die Sorge für die Selbsterhaltung vergessen. Anstatt Nahrung zu suchen, werben die Männchen stunden- und tagelang um die Gunst der Weibchen, statt gefundene Nahrung selbst zu fressen, bringen sie dieselbe womöglich den Weibchen. Mit allen Nebenbuhlern gehen besonders die Vögel und Säugethiermännchen Kämpfe auf Tod und Leben ein; und gar manches Vogelhähnchen und mancher Hirsch verliert im Kampfe um die Liebe das eigene Leben [1]. Wie wenig insbesondere Vogelmännchen (Auerhahn, Birkhahn u. a.) in der Liebe an die Erhaltung des eigenen Lebens denken, und wie sie blind gegen jede Gefahr sind, dies zeigt die Thatsache, dass der Mensch seine Jagdmethode auf diese Erfahrung gründet und die balzenden Thiere beschleicht.

Ist es hier noch nöthig das Liebesleben des Menschen zu schildern, um zu zeigen, dass der liebende Mensch Essen und Trinken vergisst und blind gegen alle directen und indirecten Gefahren ist, die ihn bedrohen? Der Liebesgenuss gilt jedem jugendlichen Menschen oft sein ganzes Leben, für denselben opfert er unter Umständen freudig sein

[1] Vergl. „Der thierische Wille.“ S. 242—262.

weiteres individuelles Dasein. Wie mancher Mensch hat nicht schon das väterliche Erbe, die verwandtschaftlichen Beziehungen, die öffentliche Stellung der Liebe geopfert und Armuth, selbst Verachtung, Verstossung und Schande mit in den Kauf genommen?

Warum findet aber diese Unterordnung aller andern Gefühle unter die sexuelle Liebe statt? Weil dieselbe das relativ stärkste angenehme Gefühl ist und deshalb auch direct, ohne Mitwirkung des Zweckbewusstseins den stärksten instinctiven Trieb verursacht. Die Reflexion thut zu dieser Unterordnung gar nichts oder soweit solche stattfindet, schlägt sie nur zu Gunsten der Liebe aus, denn alle Reflexion wird bei starker Liebe allein durch diese bestimmt und geleitet.

Dasselbe gilt auch von den Elterngefühlen, insbesondere von der Mutterliebe. Dieselbe ist eine rein instinctive und nicht nur bei den höheren Thieren allgemein, sondern kommt auch schon bei niederen animalischen Wesen vor[1]. Schon manche Fische, die Spinnen und viele Insecten lieben ihre Eier sehr, bewachen dieselben und vertheidigen sie mit eigener Lebensgefahr. „Im neapolitaner Aquarium waren längere Zeit mehrere Schwarzgrundeln. Ein Weibchen klebte eines Tages eine Menge Eier nebeneinander an die Felsen. Das Männchen legte sich dann tagelang daneben und schoss mit Wuth auf jeden Fisch los, der irgendwie räuberische Absichten zeigte. Zuweilen versteckte es sich unter den Algen; das benutzten dann die kleinen Seejunker, welche sich in demselben Bassin befanden, aber sich immer in respectvoller Entfernung gehalten hatten, sofort und versuchten die Eier aufzufressen. Sobald dies die Grundel bemerkte, erschien sie wieder bei den Eiern und verjagte die Räuber, die dann, so lange erstere wachte, sich immer an der entgegengesetzten Seite des Bassins aufhielten. Ebenso bewachen die Lippfische, manche Schleimfische, die Seehasen (Lumpfische) u. a. ihre Eier[2]."

Die ungeheure Liebe der Spinnen zu ihren Eiern, die sie mit sich herumtragen oder in einem Säckchen aufhängen und bewachen, ist allgemein bekannt; und wer hätte noch nicht beobachtet, mit welcher Hast und Sorge die Ameisen ihre Puppen zu bergen suchen,

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille." S. 264—286.

[2] Ebendaselbst. S. 272.

wenn diese durch Zerstörung des Haufens blossgelegt werden? Das Verscharren und fürsorgliche Bedecken und Verstecken der Eier, sowie das Nestbauen beginnt unter den Wirbelthieren bei den Fischen (Seelampretten, See- und Bachforellen u. a.) sich zu entwickeln, wird schon bei den Reptilien (Schildkröten, Krokodile, Chamäleon) vollkommener und ist bei den Vögeln ganz allgemein und in einem bewunderungswürdigen Grade entwickelt. „Nur sehr wenig Vögel legen die Eier ohne weiteres auf die blosse Erde (Zwergseeschwalben), andere scharren nur einfache Vertiefungen in den Sand (Scheerenschnabel, Hühner, Feldstorch), wieder andere kleiden eine solche Mulde dürftig aus (Flammingo's), die meisten polstern aber dieselbe hübsch mit Federn, Haaren u. a. aus, oder sie wird noch überwölbt; und von manchen Vögeln wird schliesslich noch eine lange Schlupfröhre gefertigt. Es sind also alle Entwickelungsstufen des Nestes bei den Vögeln zu beobachten.

Die meisten Nester sind scheinbar mit sehr vieler Überlegung gefertigt. Der Storch z. B. benutzt als Nestunterlage starke Reiser, Äste, Stäbe, Dornen, Rasenstücke u. a.; darauf kommen feinere Reiser, Zweige, Rohrhalmen und Schilfblätter; und zur Ausfütterung der Nestmulde nimmt er dürres Gras, Mist, Strohstoppeln, Lumpen, Papierstücke u. a. Der Töpfervogel baut eine backofenförmige Höhle mit Brutraum auf einem Baumaste, und in dieser bereitet er dann sein Nest. Die Elster nimmt zur Nestunterlage dürre Reiser und Dornen, welche sie mit Lehm überdeckt; auf dieser Unterlage fertigt sie die Nestmulde aus feinen Wurzeln und Haaren; und schliesslich umsteckt sie das Nest zum Schutze mit Dornen und Reisern. Das Rothkehlchen macht sich eine Nestdecke, oder es legt das Nest so an, dass die Höhlung eine Decke bildet. Besondere Bewunderung erregt der Schneidervogel, welcher sich aus Baumwolle Fäden macht und damit Blätter zusammennäht, zwischen welchen er sein Nest anbringt. Mit ungemeinem Geschick fertigen die Beutelmeisen beutelförmig hängende Nester mit horizontalem, röhrenförmigem Eingange. Man findet diese Nester bekanntlich in der Regel an Rohrhalmen oder Baumzweigen, welche über ein Wasser ragen. In derselben Weise sind die Nester der Webervögel angebracht, welche in höchst kunstvoller, staunenerregender Weise aus Wurzeln, Reisern und Grashalmen zusammengewebt sind und meist mehrere Kammern enthalten. Alle Vögel, insbesondere aber die Lerchen- und die

Finkenarten wissen das Material zum Nestbau immer so zu wählen, dass es in der Färbung sehr schwer von der Umgebung zu unterscheiden ist; und der Edelfink überdeckt sein Nest nur mit denselben Flechten, die der Baum hat, so dass es einem Baumknorren täuschend ähnlich sieht und selbst von einem Kundigen schwer gefunden werden kann [1]."

Aber selbst bei den Insecten ist diese Fürsorge für die Eier bekanntlich schon in einem Grade entwickelt, der in Rücksicht auf die Natur des Nervensystems dieser Thiere noch mehr Staunen erregen muss als die Eierpflege seitens der Vögel.

„Der Maiwurm oder Ölkäfer *(Meloë)* gräbt ein Loch etwa einen Zoll tief, legt es voll Eier, wirft es wieder zu und verwischt jede Spur. Der Haseldickkopfkäfer macht zwei Einschnitte in ein Blatt, so dass ein Fetzen zum Theil abgeschnitten ist und in Folge dessen welkt, wickelt diesen Fetzen kunstvoll zu einer hübschen Rolle zusammen, schlägt ihn auf beiden Seiten zum Verschluss der Rolle ein und legt nun durch eine Öffnung zwei Eier hinein, und die aus diesen auskriechenden Larven nähren sich dann von der Rolle. Ebenso sucht der Rebenstecher einen jungen Rebenzweig aus, sticht ihn an, dieser welkt in Folge dessen; dann nimmt er ein junges Blatt oder er schabt bei Mangel eines solchen von einem alten Blatte nur eine Blatthaut ab, macht eine schöne cigarrenförmige Rolle daraus und legt ein bis zwei Eier hinein. Das ist eines der seltenen Beispiele, in welchem ein Insect eine Gewohnheit, sobald diese auf Schwierigkeiten stösst, abändert; und es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, dass diese Abänderung auf einem gewissen Grade der Überlegung resp. auf einer Vorstellung beruht. *Rhynchites cupreus* schneidet, wenn sie die Stunde des Gebärens kommen fühlt, den Stiel einer Pflaumenfrucht fast ganz ab, bohrt ein Loch mit möglichster Schonung der Oberhaut in die Frucht, legt ein Ei hinein, schiebt es mit dem Rüssel zurecht, drückt die Oberhaut auf die Wunde und beisst noch weiter am Stiel, so dass der leiseste Wind die Frucht abweht. Der Haselnussrüssler beisst ein Loch in das Herz der halb erwachsenen Haselnuss, legt ein Ei in dasselbe und schiebt es tief hinein; und *Orchestes quercus* frisst ein kahnförmiges Stückchen aus der Mittelrippe auf der Unterseite

---

[1] „Der thierische Wille." S. 275.

des Blattes, legt ein Ei in die Vertiefung und bedeckt es mit Stückchen der Oberhaut. Der Fichtenborkenkäfer macht einen Gang in den Fichtentamm und legt zu beiden Seiten desselben in bestimmten Abständen die Eier in genagte Höhlungen, welche die jungen Larven hernach zu langen Gängen erweitern; und der Erbsenrüssler klebt die Eier an den Fruchtknoten der Erbsenblüthe, in den sich die Larven einfressen. Innerhalb der Hautflügler sind die Gewohnheiten zur Brutpflege sehr verschieden. Die Gallwespen bringen ihre Eier an bestimmten Pflanzen und zwar meist an den noch unentwickelten Knospen derselben unter, in denen die Larven dann leben und durch ihren Reiz die Gallenbildung verursachen. Die Kiefernkammhornwespe schliesst die Öffnung, wo das Ei hineingelegt ist, mit einem ausfliessenden Safte, gemischt mit Sägespänen. Die Bienen, Hummeln und viele Wespen bauen Zellen und legen in je eine ein Ei, nachdem sie mit dem passenden Futter gefüllt ist[1]."

All diese Handlungen zum Schutze und zur Pflege der Eier lassen sich nur erklären, wenn man annimmt, dass die Mutterthiere ihre Eier eben l i e b e n. W a r u m sie dieselben lieben, dies wissen die Thiere offenbar noch viel weniger, als wie die unerfahrenste und ungebildetste Mutter unter den Menschen. Diese Liebe bezüglich die eigenthümliche Organisation der Thiere, auf Grund welcher nach dem Eierlegen die Wahrnehmung der Eier das Gefühl der Liebe und die betreffenden instinctiven Triebe zum Schutze derselben erweckt, musste sich im Laufe der Entwickelung nothwendig allmälig ausbilden, wenn die Art erhalten bleiben sollte. Diese Erscheinung ist offenbar nicht wunderbarer als das Vorhandensein irgend einer zweckmässigen Organform. Wir finden deshalb die Liebe zu den Eiern bei denjenigen Arten am meisten ausgebildet, bei welchen sie am nothwendigsten zur Arterhaltung ist, weniger oder gar nicht bei denjenigen Arten, die entweder sehr viel Eier legen oder deren Eier nicht sehr von Feinden bedroht sind. Diejenigen Fische z. B., welche grosse Mengen Eier legen, so dass auch die Art erhalten wird, wenn nur ein geringer Procentsatz der Eier übrig bleibt und zur Entwickelung kommt, kennen auch keine Liebe zu den Eiern; sie lassen diese einfach ins Wasser fallen, ohne sich weiter um dieselben zu kümmern.

---

[1] „Der thierische Wille." S. 270.

Dahingegen befestigen die Haifische, die nur sehr wenige Eier legen, dieselben fürsorglich an Stauden. Zugleich hat das Ei eine feste Hülle und vier lange Fäden zum Aufwickeln, ein Beweis, dass die Entwickelung der materiellen Formen mit der Entwickelung der Mutterliebe Hand in Hand geht und auf dieselben Ursachen zurückzuführen ist.

In noch auffälligerer Weise als den Eiern gegenüber kommt die Mutterliebe den Jungen gegenüber zum Ausdruck, die von der Mutter versteckt, vertheidigt, gepflegt und gefüttert werden.

„Schon ein Fisch, der Seehase oder Lumpfisch *(Cyclopterus Lumpus)* trägt seine Jungen, die sich an ihm anheften, ins sichere Versteck; und der Meerengel *(Squatina)* soll dieselben sogar, wenn sie bedroht werden, schützend ins Maul nehmen. Auch von einigen Schlangen (*Crotalus, Eutaemia* u. a.) und von einer Eidechse *(Zootoca vivipara)* wird erzählt, dass sie bei Gefahr ihren Jungen in ihrem Schlunde einen Zufluchtsort bieten und wieder entlassen, sobald die Gefahr vorüber ist.... Der Ziegenmelker, die Springmäuse Zwergmäuse, Bären u. ä. decken beim Weggang ihre Jungen sehr sorgfältig zu. Steissfüsse nehmen die Jungen unter die Flügel und tauchen mit ihnen oder bergen sie zwischen ihren Brustfedern und fliegen damit herum. Auch die Waldschnepfen tragen bei Gefahr ihre Jungen fort und verstecken sie an einem geeigneten Orte; die Kraniche führen sie oft weit weg, verstecken sie im Getreide und behalten sie nachher immer im Auge; Taucherhühner nehmen die Jungen unter den Flügeln sogar mit in die Luft; die Hühner nehmen bei Angriffen die Jungen in der Regel unter die Flügel; das Alpenschneehuhn bedeckt sie mit den Flügeln, läuft so mit ihnen fort und versteckt sie; und ebenso weisen die Rebhühner beim Nahen eines Feindes jedem Jungen ein Versteck an und rufen sie erst wieder zusammen, wenn die Gefahr ganz vorüber ist. Die Nachtschwalben schleppen die Eier, wenn sie berührt sind, an einen anderen Ort; und die Ziegenmelker, sowie manche Raben tragen in ähnlichen Fällen auch die Jungen fort.

Ähnlich wie die Vögel, nimmt die Walfischmutter die Jungen unter die Flossenfüsse und sucht ihnen zur Flucht zu verhelfen.

Das Wegtragen der Jungen, sobald das alte Versteck nicht mehr sicher erscheint, und das Verstecken an einem anderen Orte ist bei den Säugethieren noch allgemeiner verbreitet, als bei

den Vögeln. Die Katzen und Wölfinnen besonders zeigen hierin eine ungemeine Sorgsamkeit und Vorsicht und schleppen die Jungen, sobald sie dieselben nicht ganz sicher geborgen wissen, von einem Verstecke ins andere.

Wenn Heerdenthiere fliehen müssen, dann nehmen sie die Jungen stets in die vordersten Reihen und suchen ihnen auf jede Weise die Flucht zu erleichtern. Faulthiere, Äneasratten, Beutelthiere, Ameisenbären und Affen rufen, wenn sie fliehen müssen, ängstlich nach den Jungen und fordern sie auf in den Beutel zu kriegen, bezüglich sich auf den Rücken zu setzen oder sich an die Brust zu hängen. Die Eisbärin lockt nach Brehm das Junge erst durch Geberden und Töne, während sie sich immer nach diesem umdreht; und kommt dasselbe nicht schnell genug nach, dann läuft sie hinterdrein und stösst es vor sich her; und eine Seeotter, die einst überrascht worden ist, hat das schlafende Junge erst zu wecken versucht, es aber dann, da es hat weiter schlafen wollen, ins Meer gekugelt.

Eine derartige Sorge für die Jungen, die ja immer mit der Gefahr, das eigene Leben zu verlieren, verknüpft ist, kommt ausser bei Vögeln und Säugethieren nirgendwo im Thierreiche wieder vor. Die Wahrnehmung und Vorstellung des Jungen steht hier in so intimer Beziehung zum Liebesgefühle, dass alle anderen Beziehungen dagegen zurücktreten und u. a. die Flucht, welche sonst unmittelbar nach Wahrnehmung des Feindes erfolgt, in hohem Grade gehemmt wird; und manche Säugethiere insbesondere lassen sich viel lieber selbst erschiessen, als dass sie die Jungen in der Gefahr im Stiche liessen. Die Walfischmutter z. B. verlässt ihr Junges, so lange dieses noch lebt, selbst dann nicht, wenn sie schon harpunirt ist; das beweist eine thierische Mutterliebe, welche sich wenig oder nicht von der menschlichen unterscheidet.

Hat eine Seebärenjagd stattgefunden, und haben die Mütter auf der Flucht die Jungen im Stiche lassen müssen, dann kommen sie bald wieder nach dem Schlachtplatze zurück, suchen nach ihren Kindern, schreien kläglich, vergiessen nach Brehm grosse Thränen, und schwimmen so in ihrem Jammer mehrere Tage am Unglücksufer umher. Dieselbe unbegrenzte Liebe zeigen die Vögel und Säugethiere auch beim Bewachen und Vertheidigen der Jungen. Schon die Spinnen und manche Fische (Stichling, Schwarzgrundel, Lipp-

fisch, Seehase, Panzerwels, Schleimfische u. a.) bewachen ihre Eier und vertheidigen sie mit vielem Muthe und grosser Aufopferung, sobald sich irgend welche Angreifer nahen. Auch der Kaimann soll seine Jungen vertheidigen, indessen ist ein derartiger Schutz der Jungen bei Reptilien und Amphibien eine Seltenheit. Die Vögel und Säugethiere behalten dagegen ihre Jungen immer so viel als möglich im Auge, bewachen sie ständig und vertheidigen sie bei jedwedem Angriffe. Insbesondere Gänse, Trappen, Steissfüsse, Kraniche, Störche, Hühner, Papageien u. a. vertheidigen ihre Brut mit unerschrockenem Muthe; und das Teichhuhnmännchen soll nach Brehm sogar sein Weibchen zur Vertheidigung der Jungeu zu Hilfe rufen.

Raub- und Hufthiere dringen alle wüthend auf den Feind ein, der ihre Jungen bedroht; und die Häsin versucht selbst gegen Raubvögel, die ihre Jungen rauben wollen, eine Vertheidigung.

Viele Vögel und auch manche Säugethiere machen oft, wenn ihre Jungen angegriffen werden, von einem eigenthümlichen und sehr intelligenten Mittel Gebrauch. Sie suchen durch alle möglichen Bewegungen, durch Herumflattern, Verwundet- oder Lahmstellen die Aufmerksamkeit auf sich selbst und somit von den Jungen abzulenken. Die Mornells und die Hühner z. B. hinken, flattern und taumeln vor dem Feinde herum, der ihre Brut bedroht, bis dieser seine Aufmerksamkeit auf sie richtet und nicht mehr an die Brut denkt; ähnlich gebärden sich in solchen Fällen auch die Trappen, Sandhühner, Alpenraubmöven, manche Sänger u. a., und auch bei Hirschen und Rehen ist diese List beobachtet worden.

Bei kühler Witterung und während der Nacht nehmen fast alle Vögel ihre Brut unter die Flügel, um sie zu erwärmen, und Säugethiere, besonders Affen schliessen ihre Kinder zu gleichem Zwecke gleich dem Menschen in die Arme.

Um die Reinigung der Jungen von Schmutz und Parasiten sind sowohl Vögel als Säugethiere sehr besorgt. Die Vögel tragen den Koth ihrer Brut im Schnabel fort oder werfen ihn zum Neste hinaus und nesteln den Jungen mit dem Schnabel sehr häufig im Gefieder, während fast alle Säugethiere dieselben beständig belecken und die Affen ihre Kinder bekanntlich in ganz menschlicher Weise lausen.

Sind die jungen Vögel und Säugethiere ermüdet, dann werden sie, wie die Menschenkinder oft von der Mutter eine Zeit lang ge-

tragen. Vermögen junge Steissfüsse z. B. nicht weiter zu schwimmen, so geben die Alten ein Zeichen zum Aneinanderdrängen, dann tauchen sie und erheben sich unter den Jungen, so dass alle auf den Rücken zu sitzen kommen. Auch die Flammingos und andere Vögel nehmen die Jungen zuweilen einige Zeit auf den Rücken, und junge Äneasratten, Ameisenfresser, Faulthiere und Affen werden von den Müttern anfangs während der Reise fast beständig getragen.

Bei irgend welchen Unternehmungen von Seiten junger Vögel und Säugethiere werden dieselben in der Regel von den Alten geführt. Die Vögel nehmen am Tage ihre Jungen mit fort auf die Nahrungssuche und bringen sie am Abend anfangs regelmässig zum Neste zurück; und ebenso werden junge Säugethiere beim Ausgange und beim Nahrungserwerbe von der Mutter geleitet und zur rechten Zeit zum Verstecke oder Baue zurückgeführt[1]."

So auffallend nun auch die Mutterliebe in der zärtlichen Pflege und in der muthigen, aufopfernden Vertheidigung zu Tage tritt; so zeigt doch keine Handlung die Unterordnung der eigenen Bedürfnisse und Selbsterhaltungsgefühle unter die Mutterliebe, bezüglich unter die Sorge für die Erhaltung der Jungen so deutlich, als wie die Fütterung der Jungen, wie sie besonders bei den Vögeln und Säugethieren stattfindet.

Viele Insecten füttern zwar ihre Larven auch; allein die Nahrung, welche sie diesen bringen, begehren sie selbst nicht zu fressen; sie kommen also nicht in die Lage, die Befriedigung des eigenen Hungers der Sättigung der Nachkommen unterzuordnen.

„Alle Grab- und Mordwespen machen Höhlen für die Eier resp. Larven und überfallen und tödten oder lähmen andere Insecten, besonders Raupen, Ameisen, Fliegen u. a. oder Spinnen und schleppen sie als Nahrung für die jungen Larven in die Höhlen. Wegewespen sollen zu diesem Zwecke Spinnen aus ihren Nestern hervorlocken, indem sie vor demselben herumsummen. Die Mordwespen überfallen andere Insecten meist von oben, suchen dann die Bruststeite zu erlangen und versetzen der Beute einen oder zwei sichere vergiftende Stiche, durch welche die armen Opfer gelähmt werden. Dieselben werden dann gewöhnlich vor der Höhle abgelegt und die

[1] „Der thierische Wille." S. 379.

Wespe untersucht diese erst. Währenddem wird ihr aber oft die Beute von anderen Mordwespen *(Oxybelus)* gestohlen oder es kommt eine Larvenfliege und legt ihr Ei hinein.

Beim Lochgraben sollen die Grabwespen scharren wie ein Hund und grössere Steinchen einzeln forttragen. Eine Tryphonide hängt ihr Ei, das ein Häkchen hat, an eine lebende Kiefernwespenlarve, trotzdem sich diese dagegen sträubt; die auskriechende Larve saugt dann den Wirth aus; und die anderen Schlupfwespen stechen andere Insectenlarven an und legen ihre Eier in dieselben; ja manche Schlupfwespen stechen sogar eine aus einem solchen Ei sich entwickelnde Larve an, um in diese wieder ihr eigenes Ei, der Keim des Todes für das Wohnthier, zu legen; es kommt dann aus einer Schlupfwespenlarve, die in einer anderen Larve steckt, eine ausgebildete Schlupfwespe heraus. Die Hornisse baut sechsseitige Zellen, sucht andere Insecten auf, überfällt sie von oben, bricht ihnen Beine und Flügel ab, zerkaut sie, trägt die Stücke zur Zelle, beisst kleinere Stückchen davon ab und legt einer jeden Larve ein solches auf den Mund [1]."

Aber keine einzige ausgebildete Wespe frisst selbst andere Insecten; alle leben von Blumensaft. Sie kommen deshalb nicht in Versuchung die erlegte Beute selbst zu fressen, anstatt sie den Larven zu bringen.

Anders ist dies bei den Vögeln, welche ihren Jungen gerade diejenigen Nahrungsmittel reichen, welcher sie selbst bedürfen und die sie gerne fressen, die also das eigene Begehren der Nahrung dem Begehren der Jungen nach derselben Nahrung unterordnen.

„Der Skua raubt junge Seevögel, tödtet und verschlingt sie und würgt sie dann seinen Jungen vor. Dieses Vorwürgen der Nahrung ist auch bei vielen andern Vögeln, besonders bei Stelzvögeln verbreitet. Anders macht es die Flossentauchermutter; sie schnattert und sperrt dann den Schnabel auf, damit die Jungen ihre Köpfe in ihren Hals stecken und die Ätzung nehmen können. Die Strausse sollen ihre Jungen mit den nicht bebrüteten Eiern füttern, indem sie dieselben zerbrechen. Hühnervögel scharren, wie das am Haushuhn leicht zu beobachten ist, die Körner und Würmer bloss, zerbeissen dieselben und legen sie den Jungen vor. Mit sehr vielem Verständ-

[1] „Der thierische Wille." S. 371.

niss füttern die Tauben ihre Nachkommen. Zuerst geben sie ihnen einen käseartigen Stoff, den sie im Kropfe absondern, dann füttern sie dieselben mit Sämereien, die sie vorher im Kropfe aufgeweicht haben, und erst später mit harten Körnern. Auch viele andere Vögel, u. a. die Papageien weichen anfangs das Futter für die Jungen im Kropfe auf, und es ist klar, dass dieses im vollen Bewusstsein der Zweckmässigkeit geschieht, da es nur eine gewisse Zeit lang für nöthig erachtet wird. Junge Kreuzschnäbel bekommen von der Mutter zuerst im Kropfe aufgeweichte Samen, dann harte, später halbgeöffnete Zapfen und zuletzt ganz geschlossene. In dieser Fütterung ist nicht nur eine gewisse Vorsicht, sondern auch eine Erziehung klar zu erkennen. Zuerst lernen die jungen Vögel die Frucht, welche sie ernährt, kennen und sehen öfter, in welcher Weise die Eltern dieselbe aus den Zapfen herausholen, denn die Alten öffnen die Zapfen vor den Jungen; dann üben sich diese an den halbgeöffneten Zapfen im Herausklauben der Früchte, bis sie auch ganz geschlossene zu öffnen verstehen. Bluthänflinge überwinden zur Ernährung ihrer Jungen sogar die angeborne Furcht vor dem Menschen und füttern dieselben auch, wenn sie gefangen und eingesperrt sind. Von einem Rothvogel berichtet Brehm, dass dieser einst einen jungen Kuhstaar in Gefangenschaft pflegte. Als sich nun ein Heimchen zur Fütterung zu gross erwies, zerriss es der Rothvogel, kaute und erweichte die Stücke und gab sie dem Kuhstaar in den Schnabel. Das ist ein deutlicher Beweis davon, dass der Rothvogel in diesem Falle im vollen Bewusstsein der Zweckmässigkeit handelt. Nach Brehm füttert der Fliegenfänger seine Jungen in der Regel mit Kerbthieren; schreien jene aber gar zu sehr, dann holt er ihnen eine Beere, kann er sie also auf die eine Weise nicht befriedigen, so versucht er es in anderer Weise [1]."

Woher kommt nun all diese Aufopferung der Mutterthiere für die Nachkommen, all die Unterordnung der Selbsterhaltungsfreuden zu Gunsten der Arterhaltung?

Espinas versucht eine Erklärung der thierischen Mutter- und Vaterliebe. Diese Versuche sind aber sehr mangelhaft, und am Ende derselben kommt Espinas selbst zu dem Schlusse, dass dieselben keine Erklärung seien und nur darthun sollten, dass die

[1] „Der thierische Wille." S. 373.

Sache einer Lösung bedürfe, ohne welche der Sociologie die Grundlage fehle[1].

Darwin sagt: „In Bezug auf den Ursprung der elterlichen und kindlichen Zuneigung, welche, wie es scheint, den socialen Neigungen zu Grunde liegt, zu speculiren, ist hoffnungslos; wir können aber annehmen, dass sie zum grossen Theil durch natürliche Zuchtwahl erlangt worden sind[2]. Es muss uns in der That wundern, dass Darwin für die Elternliebe noch eine besondere Ursache vermuthet, ausser der, welche der Entwickelung aller Organformen und aller zweckmässigen physiologischen Functionen zu Grunde liegt. Die Liebe der Mutterthiere zu den Eiern und zu den Jungen ist in all ihren Äusserungen zur Pflege der Nachkommenschaft eine zweckmässige Lebenserscheinung wie jede andere, sie bedingt die Arterhaltung oder fördert diese, wie jede zweckmässige Organform; und wie wir bereits oben gezeigt haben, entwickelt sich die Elternliebe auch nur bei denjenigen Arten und in dem Grade, bei welchen und in welchem Grade sie nothwendige Bedingung der Arterhaltung ist. Sie kommt nur dann nicht zur Entwickelung, wenn eine Arterhaltung auch ohne sie möglich, wenn sie überflüssig ist.

Die Elternliebe ist principiell, d. h. ihren allgemeinen Bedingungen nach eine ganz ähnliche oder vielmehr dieselbe Erscheinung, als wie die Geschlechtsliebe und das Begehren ganz bestimmter Nahrungsstoffe; und die unvollkommene Beurtheilung derselben seitens Darwin's und Espinas' ist wohl darauf zurückzuführen, dass diese Forscher sich zu wenig über die psychischen Bedingungen der Elternliebe klar gewesen sind.

Wie jedes andere Gefühl, so beruht auch die Elternliebe, wie wir dies bereits a. a. O. gezeigt haben, auf dem Vorhandensein der zweckmässigen causalen Beziehung einer Erkenntnisserscheinung zu dem entsprechenden Gefühl. Ist auch die Disposition zur Entstehung der Elterngefühle vorhanden, so entstehen dieselben doch nicht, wenn keine Wahrnehmung (oder Vorstellung) der Eier oder der Jungen stattfindet. Die Disposition zur Mutterliebe ist in jedem geschlechtsreifen Mädchen vorhanden; kann man nun in dem Falle, dass ein

---

[1] Espinas: „Die thierischen Gesellschaften." Übers. v. Schlöser. Braunschweig 1879. S. 383.

[2] Charles Darwin: „Die Abstammung des Menschen." Übers. von V. Carus. II. Aufl. I.

Mädchen niemals Mutter wird, auch von deren Mutterliebe reden? Offenbar nein! Das Mädchen hat dann vielleicht Liebe zu den Kindern, aber doch nur, weil sie Kinder gesehen oder sich solche vorgestellt hat, und weil die wahrgenommenen Kinder ihr Gefallen erweckt haben. Die Disposition zur Mutterliebe steigert sich, wenn ein Weib schwanger wird. Bekommt dasselbe aber niemals das etwa todtgeborene Kind zu sehen, so kann auch wohl kaum von der Mutterliebe des Weibes die Rede sein. Das Minimum derselben, das vielleicht vorhanden ist, muss aber offenbar auf die Vorstellung des Kindes zurückgeführt werden, welche Vorstellung ja leicht entsteht, weil die Frau weiss, wie ein Kind aussieht, und weil sie weiss, dass sie ein Kind geboren hat.

Die Disposition zur Mutterliebe vorausgesetzt, wird dieselbe ebenso erst perfect, wenn die Wahrnehmung der Nachkommen stattfindet, als wie dies bei der Geschlechtsliebe oder bei dem Begehren der Nahrung der Fall ist, welche Gefühle ebenfalls erst perfect werden, wenn die Wahrnehmung oder Vorstellung eines Individuums anderen Geschlechts aber gleicher Art, bezüglich der passenden Nahrung stattfindet. Die zweckmässige causale Beziehung der Wahrnehmung der Nachkommenschaft zur Mutterliebe hat sich aber auf Grund der Selection offenbar in derselben oder in ähnlicher Weise entwickelt, wie alle anderen zweckmässigen psychischen Beziehungen, die sich vererben, also wie z. B. die Beziehung der Wahrnehmung der Nahrung zum Begehren oder der schädlichen Stoffe zum Ekel und Abscheu[1].

Was nun die Disposition zur Mutterliebe betrifft, so haben wir auch nicht den geringsten Grund, diese zweckmässige Erscheinung auf andere Entstehungsursachen zurückzuführen, als wie irgend eine andere zweckmässige Erscheinung, etwa die reichere Bildung der Milch bei den Säugethieren während der Schwangerschaft und nach der Geburt oder die Ansammlung des Bluts im Brütplexus bei den Vögeln, die Disposition zur Fortpflanzung in einem bestimmten Alter oder die Disposition zur Nahrungsaufnahme, wenn dem Blute die Nahrung mangelt.

Espinas findet eine besondere Schwierigkeit, die Entstehung

[1] Vergl. „Der thierische Wille." S. 252—286. „Der menschliche Wille." X. Cap.

der Mutterliebe zu verstehen, darin, dass die Raubinsecten ihren Larven andere Nahrung bringen, als welche sie selbst geniessen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, dass sich die Nahrungssuche für die Nachkommen direct aus der Nahrungssuche für sich selbst entwickelt haben müsse, und er sucht nun diese Entwickelung darzulegen. Er sagt: „Die Lebensweise der vollkommenen Insecten ist allerdings nicht dieselbe wie die der Larven; haben aber die Insecten zu aller Zeit so vollkommene Metamorphosen durchlaufen wie heute? Das ist zweifelhaft. Wenn es wahr ist, dass die jetzigen Metamorphosen des Individuums mehr oder minder im Auszuge das Gesammtgeschick der Art vorstellen, so gab es einen Augenblick, da das Insect im Larvenzustande sich fortpflanzte. Unter den unvollkommensten Insecten finden wir eine Muscide, die *Cecidomyia*, welche diese Eigenschaft mit einigen Thieren derselben Ordnung theilt. Mehrere flügellose Weibchen, wie die Leuchtwürmer, gleichen noch Larven, da sie dem Männchen in dem Fortschritt ihrer Metamorphosen nicht gefolgt sind. Es ist also durchaus nicht unmöglich, dass zu ferner Zeit der Geschichte des Lebens die in Frage kommenden weiblichen Insecten dann Mütter geworden sind, als sie noch jene Raubinstincte und jene kräftigen Beisswerkzeuge hatten, welche noch jetzt manche Larven auszeichnen; dass sie zu dieser Zeit ihren künftigen Larven eine der ihrigen ähnliche Nahrung vorbereiteten, und dass sie endlich diese in ihrem Organismus eingewurzelte Gewohnheit ihren jetzigen Nachkommen überliefert haben, obwohl diese eine ganz andere Lebensweise führen. Diese würden dann dieser Gewohnheit gefolgt sein, wie alle Wesen, welche die Gewohnheiten ihrer Vorfahren folgen, d. h. ohne den Grund dafür zu wissen.“

Die Richtigkeit dieses Schlusses stelle ich nicht in Frage. Gewiss ist anzunehmen, dass die betreffenden Insecten, welche jetzt von Blumensaft leben, ihren Larven aber erjagte Thiere, also Fleischnahrung bringen, früher einmal selbst nur Fleisch genossen haben. Aber wenn dem so ist, und wenn damals die Insecten ihren Larven dieselbe Nahrung gebracht, welche sie selbst genossen haben, wie kommt es dann, dass sie heute den Schluss von den eigenen Bedürfnissen auf die Bedürfnisse der Larven nicht mehr machen, und dass sie heute die Larven nicht mehr mit derselben Nahrung zu erhalten suche, als welche sie selbst geniessen. Wenn es bei den

höheren Thieren (Vögel und Säugethiere) vorkommt, dass die Fütterung der Jungen in gewissem Grade eine zweckbewusste ist, und dass die Mutterthiere von den eigenen Bedürfnissen auf diejenigen der Jungen schliessen, so ist doch dies nicht auch bei den Insecten anzunehmen. Die Abänderung der Fütterung, wenn sie eine zweckbewusste wäre, würde aber eine noch grössere Intelligenz und reifere Überlegung voraussetzen, als die Fütterung mit der eigenen Nahrung.

Espinas macht durch seine Erörterungen das Problem nur dunkler. Gerade die Thatsache, welche Espinas für eine besondere Schwierigkeit in der Aufklärung der Mutterliebe hält, betrachte ich im Gegentheil als eine Erscheinung, welche ein helles Licht auf die Entstehung der instinctiven Mutterliebe wirft. Sie zeigt uns, dass die Entwickelung des instinctiven Triebes zur Fütterung der Jungen unabhängig ist von den Gewohnheiten zur eigenen Ernährung, und dass es auch eine instinctive Pflege der Nachkommen giebt, welche nicht auf dem Schlusse von den eigenen Bedürfnissen auf diejenigen der Jungen beruht. Warum will man denn die Fütterung der Jungen durchaus aus der Erkenntniss der eigenen Bedürfnisse ableiten? Kann sich nicht im Laufe der Entwickelung besonders auf Grund der Selection eine causale Beziehung zwischen der Wahrnehmung oder Vorstellung der Jungen und bestimmten Trieben ausbilden, die nichts mit den Gewohnheiten zur eigenen Ernährung zu thun haben?

Und zwar ist dies die naturgemäss frühere Nachkommenpflege, die eine geringere psychische Entwickelung voraussetzt, als die Fütterung der Jungen mit der Nahrung, die auch zugleich zur Selbsterhaltung dient, weil dort keine Unterordnung des eigenen Begehrens unter das der Nachkommen stattzufinden braucht.

Wenn eine Schnecke *(Jantina)* für ihre Eier ein Floss baut, so steht diese Gewohnheit nicht im Geringsten mit der eigenen Ernährung und Erhaltung überhaupt in Beziehung. Es ist dies eine Gewohnheit, welche sich unabhängig von den Gewohnheiten zur Selbsterhaltung entwickelt hat. Ob aber die zusammengeleimten Luftblasen den Nachkommen bezüglich Eiern zur Ernährung oder zum Schutze dienen, das wird die Schnecke *Jantina* jedenfalls nicht wissen.

Ich kann nicht genug darauf hinweisen, was ich in meiner Arbeit „Der thierische Wille“ auf 447 Seiten zu beweisen gesucht

habe, dass nämlich die Handlungen der Thiere viel mehr aus Empfindungs- und Wahrnehmungstrieben (die auf der allmäligen Ausbildung causaler Beziehungen zwischen gewissen Empfindungen und Wahrnehmungen und ganz bestimmten Trieben beruhen), als aus Zweckvorstellungen und zweckbewussten Trieben hervorgehen. Entferntere (indirectere) und allgemeinere Zweckvorstellungen, wie diejenigen der zweckmässigen Erhaltung der Jungen, kommen bei den wirbellosen Thieren, auch bei den so hoch entwickelten Insecten jedenfalls gar nicht vor. Freilich kann die Richtigkeit des Urtheils hierüber nicht aus einem einzigen Fall bewiesen werden, sie erhellt vielmehr nur aus einem Überblick über all die verschiedenen thierischen Handlungen von den niedersten bis zu den höchsten Arten, und ich muss zur Bekräftigung meiner Behauptungen auf meine andere Arbeit „Der thierische Wille“ verweisen.

Wie kommt es aber, dass das eigene Begehren einer Nahrung dem Begehren der Nachkommen untergeordnet wird, wie dies bei der Fütterung der Jungen seitens der höheren Thiere der Fall ist, die den Jungen dieselbe Nahrung bringen, welche sie selbst gern fressen?

Man könnte hierauf erwidern, dass die Mutterthiere wohl erst dann die gefundene Nahrung an die Jungen abgeben, wenn sie selbst bereits satt wären und die Nahrung nicht mehr begehrten, dass also eine Unterordnung des Begehrens in der That nicht stattfände. Dies ist gewiss in vielen Fällen auch der Fall, wohl aber nicht in allen. Die Vögel z. B. haben, so lange sie wach sind, fast immer Hunger. Dies gilt besonders von denjenigen, welche immer nur kleine Portionen finden, wie die insectenfressenden Vögel; und es ist nicht wohl denkbar, dass ein Singvogel, der ein Nest voll Junge zu ernähren hat, und dazu unablässig nach Insecten suchen muss, nicht öfter genöthigt wäre, den eigenen Appetit dem der Jungen unterzuordnen.

Findet nun etwa diese Unterordnung auf Grund einer Schlussfolgerung statt? Denkt vielleicht ein Singvogel folgendermassen: So lange sich meine Jungen noch nicht selbst ernähren können, muss ich mein Begehren nach Nahrung demjenigen meiner Nachkommen unterordnen; im andern Falle gehen diese zu Grunde und meine Art wird nicht erhalten? Diesen Schluss machen vielleicht die wenigsten Mütter unter den Menschen, geschweige die Vögel.

Was hätte denn ein Vogel für ein Interesse daran, seine Art zu erhalten? Warum würde er diese absichtlich erhalten wollen?

Die ganze Sorge für die Nachkommenschaft beruht darauf, dass, sobald ein Thier geboren hat, bei Wahrnehmung oder Vorstellung der betreffenden Objecte (der Jungen, des Futters für dieselben) starke Triebe zur Pflege der Nachkommen entstehen, ohne dass das Thier sich klar darüber ist, welchen Endzweck diese Triebe haben. Diese d. h. die causalen Beziehungen zwischen den betreffenden Erkenntnisserscheinungen, den Gefühlen der Liebe und Sorge und zwischen den Trieben zur Ernährung und Pflege der Jungen sind auch nicht etwa individuell, die bei jedem Thiere erst während seines eigenen Daseins durch individuelle Erfahrungen und Ideen hervorgerufen werden, sondern sie sind der ganzen Art schon seit ungezählten Generationen eigenthümlich und vererben sich in sehr constanter Weise.

Diese ganze Entwickelung der Muttergefühle und Muttertriebe würde aber noch keinen Zweck erfüllen, wenn dieselben zur geeigneten Zeit nicht stärker wären als andere Gefühle und Triebe, als z. B. das eigene Begehren der Nahrung; denn sie würden ja stets von diesen unterdrückt werden und niemals zur Geltung kommen. Es konnten demnach nur diejenigen Arten dauernd erhalten bleiben, bei denen die Muttergefühle die genügende Intensität hatten; und fragen wir uns nun, warum zur geeigneten Zeit die Selbsterhaltungsgefühle den Arterhaltungsgefühlen untergeordnet werden, so können wir nur darauf antworten: weil die letzteren in dieser Zeit stärker sind, als die ersteren. Warum die Thiere und Menschen so zweckmässig organisirt sind, dass unter Umständen Muttergefühle entstehen, welche stärker sind, als alle anderen, so dass nothwendig die letzteren den ersteren untergeordnet werden, diese Frage ist offenbar gar nicht anders zu beantworten, als etwa die Frage, warum die Geschlechtsliebe zur Zeit der Reife so stark ist oder warum die Säugethiermütter nach einer Geburt so viele Milch bilden. Es sind dies eben zweckmässige, die Arterhaltung bedingende Erscheinungen, die wir aus dem Princip der Selection erklären müssen.

Hat diese Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle beim Menschen etwa eine andere Ursache, als die relative Stärke derselben?

Fragen wir eine Mutter, warum sie selbst darbt, um den Hunger ihres schreienden Kindes zu stillen, warum sie die Nächte hindurch wacht und ihre eigene Gesundheit schädigt, um ihr krankes Kind zu pflegen, warum sie sich der Gefahr aussetzt, sich auf den Tod zu erkälten, nur um ihr Kind mit den eigenen Kleidern vor Frost zu schützen; so wird sie nur antworten, dass sie all diese Opfer bringt, weil sie ihr Kind liebt und so sehr liebt, dass sie allen Mangel mit Freude erträgt, wenn sie nur die Gewissheit hat oder auch nur die Hoffnung hegt, das Wohl ihres Kindes damit zu erreichen.

Manche Moralisten werden vielleicht auf dieselbe Frage antworten, dass die Mutter deshalb für ihr Kind sorgt, weil sie weiss, dass es ihre Pflicht ist, für dasselbe zu sorgen. Abgesehen aber davon, dass jede Pflicht keinen andern Grund hat, als den naturgemässen Gefühlen zu genügen und zweckbewusst nach demselben Princip zu handeln, nach welchem das gesunde instinctive Handeln direct durch die Gefühle geleitet wird; so steht es auch schlimm um eine Mutter und um ihr Kind, wenn sich erstere erst erinnern muss, was ihre Pflicht ist, um für das Kind das Richtige zu thun; und eine normale Mutter braucht niemals an ihre Pflicht ihrem Kinde gegenüber erinnert zu werden; ihr Gefühl, ihre instinctive Liebe zum Kinde zeigt ihr in jedem Falle den richtigen Weg, und die Unterordnung des Selbstwohles unter das Wohl ihres Kindes ist für sie nicht etwa ein Opfer; sondern ihr eigenes Glück ist in erster Linie durch das des Kindes bezüglich durch die Wahrnehmung desselben bedingt.

Wird nun das Gefühlsleben einer Mutter etwa durch Ärger, Eifersucht, Zorn oder irgend ein anderes unangenehmes Gefühl momentan aus dem Gleichgewicht gebracht, so dass die Mutterliebe nicht die nöthige relative Stärke behält und die Mutter nicht im Interesse des Kindes handelt; dann rächt sich diese Unvollkommenheit in doppelter Weise, nämlich an dem Kinde sowohl, wie an der Mutter selbst; jenem erwächst aus der ungeeigneten Behandlung directes wie indirectes Leid, und die Mutter fühlt jene Leiden des Kindes in dem Grade mit, als die Mutterliebe wieder die Oberhand über andere Gefühle gewinnt.

Ist aber eine Mutter derart unzweckmässig organisirt, dass sie nicht nur das eigene Wohl über das des Kindes stellt, sondern auch

bei Wahrnehmung der Kindesleiden kein Mitleid empfindet; dann hat das Kind wenig Aussicht auf Erhaltung, wird vielleicht von der Mutter selbst oder mit deren Genehmigung rasch dem Untergange entgegengeführt (wie dies das sogenannte „Engelchenmachen" leider in trauriger Weise illustrirt), die Art der Mutter wird also nicht erhalten; und wären alle Mütter eines Volkes oder einer Nation in dieser Weise organisirt, dann würde dieses Volk bezüglich die Nation gar bald zu Grunde gehen. Die Unvollkommenheit würde sich also durch den Untergang bestrafen.

Auch eine übermässige Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle ist eine Unvollkommenheit und führt zur Vernichtung der betreffenden Individuen und der Art. Wenn irgend eine Mutter diese Unterordnung so weit treiben wollte, alle Nahrung nur den Nachkommen zuzuwenden und gar nicht an die Selbsternährung zu denken, so würde sie selbst nicht nur sehr bald zu Grunde gehen, sondern es würde auch den Nachkommen damit die Ernährerin genommen; und wenn auch die bereits vorhandenen Nachkommen am Leben blieben, so wäre doch eine weitere Zeugung von Nachkommenschaft unmöglich geworden.

Wenn nun Thiermütter neben der Sorge um die Erhaltung der Jungen auch an die Selbsternährung denken, so darf man nicht etwa meinen, dass dies auf Grund der Überlegung und des Bewusstseins davon geschehe, dass die Selbsterhaltung auch eine Bedingung zur Arterhaltung ist. Sondern auch die Unterordnung anderer Freuden unter die Selbsterhaltungsgefühle ist in diesem Falle eine instinctive, die ihren Grund allein in der relativen Stärke der Gefühle hat, welche mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen der Nahrung, der Selbsternährung etc. verbunden sind. Die Thiere und Menschen sind derart organisirt, dass zwar die Muttergefühle nach einer Geburt im Allgemeinen die Selbsterhaltungsgefühle überwiegen; dass aber auch andererseits, sobald die Selbsterhaltung gefährdet wird, die betreffenden Gefühle und Triebe eine derartige Intensität erhalten, dass sie momentan die Muttergefühle zurückdrängen und damit die Selbsterhaltung ermöglichen.

Gerade diese zweckmässige Unterordnung zeigt uns so recht die ganze Zweckmässigkeit des Gefühlslebens. Je grösser der Nahrungsmangel im Blute, je grösser die Gefahr, das eigene Leben durch einen Feind zu verlieren, desto stärker sind die betreffenden Gefühle

des Hungers, der Furcht etc., und desto stärker sind auch die Triebe zur Selbsternährung und zum Selbstschutze. Je grösser andererseits der Hunger oder die Furcht der noch unselbstständigen Nachkommen ist, desto stärker ist der Trieb zu den betreffenden Ausdrucksbewegungen, desto mehr schreien sie; je intensiver aber diese Ausdrucksbewegungen sind, desto stärker ist auch das Mitgefühl bei der Mutter und desto grösser der Trieb zur Unterordnung der Selbstinteressen unter diejenigen der Nachkommen.

Die Intensität der Gefühle und Triebe ist also proportional der Gefahr für die Selbst- und Arterhaltung oder, was dasselbe sagt, sie ist proportional der Dringlichkeit den Gefühlen zu folgen.

Diese Proportionalität der Gefühlsstärke vorausgesetzt, braucht ein Thier oder ein Mensch nur dem stärksten Gefühle zu folgen (und dies findet immer statt, weil das stärkste Gefühl auch den stärksten Trieb verursacht), um immer das richtige Handeln zu treffen und stets die einen Gefühle den andern in zweckmässiger Weise unterzuordnen.

Nur soweit die Proportionalität der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des entsprechenden Handelns eine vollkommene ist, findet eine zweckmässige Unterordnung der Gefühle statt; und wenn die Unterordnung eine zweckwidrige ist, die zum Verderben führt, so liegt dies nur an dem Missverhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des betreffenden Handelns.

Bei den freilebenden Thieren, bei welchen jede Unvollkommenheit in dem instinctiven Gefühls- und Triebsleben durch die natürliche Selection bald ausgeschieden wird, ist auch das Verhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des entsprechenden Handelns in der Regel ein vollkommeneres, so dass die Thiere, indem sie in jeder Situation dem stärksten Gefühle folgen, unbewusst in zweckmässiger Weise die wichtigeren Gefühle den unwichtigeren unterordnen, sich von den Selbsterhaltungsgefühlen leiten lassen, wenn das eigene Leben und zugleich das der Nachkommen im höchsten Maasse gefährdet ist, dagegen den Muttergefühlen nachgeben, wenn dies die Erhaltung der Nachkommen nothwendig erheischt.

Anders ist dies in vielen Fällen beim Culturmenschen, dessen Gefühlsleben sehr häufig Abnormitäten zeigt.

Ich habe mehrere emancipirte Damen gekannt, welche neu-

geborne Kinder als ekelhafte, nach saurer Milch riechende Scheusale betrachteten, und die den eigenen Säugling mit Entrüstung fortgeworfen haben, als er ihnen beim erstmaligen Anlegen an die Brust einige Schmerzen verursacht hat. In andern Fällen vergessen wieder Mütter in der Liebe zu ihrem Kinde ganz, in geordneter Weise für sich selbst zu sorgen und zu verhüten, dass sie selbst krank werden und damit auch indirect das Wohl des Kindes beeinträchtigen.

Das unzweckmässige Handeln, welches in solchen Fällen stattfindet, hat allemal seine Ursache in dem Missverhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des Handelns; und diese Unvollkommenheit bestraft sich in jedem Falle durch eine Beeinträchtigung der Selbst- oder der Arterhaltung und durch daraus resultirende eigene Leiden oder solche der Nachkommen.

Wir verhält es sich nun mit der zweckbewussten Unterordnung?

Von einer reinen zweckbewussten Unterordnung insofern, als damit die Unterordnung zweckbewusster Gefühle und Triebe unter andere zweckbewusste Gefühle und Triebe gemeint ist, kann nur in selteneren Fällen die Rede sein. Meist stehen instinctive Gefühle und Triebe den zweckbewussten gegenüber; und ausserdem ist das Zweckbewusstsein, wie ich a. a. O. gezeigt habe[1], immer mehr oder weniger ein relatives, und die daraus resultirenden Gefühle haben in gewissem Grade immer wieder instinctiven Charakter. Dies gilt sowohl von der individuellen, als auch von der socialen Unterordnung. In jedem Falle liegen der zweckbewussten Unterordnung auch ganz dieselben Principien zu Grunde, wie der instinctiven, aus welcher die erstere hervorgegangen ist, und nach welcher sie sich auch zu richten hat, wenn sie eine zweckmässige sein soll.

Bei den verwickelten Culturverhältnissen, die so mannigfache zweckwidrige Begehrungen erwecken, und in denen selbst ursprünglich gute Triebe unterdrückt werden müssen, weil die Befriedigung derselben den Verhältnissen nicht mehr entspricht und unzweckmässig ist, wird der Mensch von Kind auf täglich und stündlich genöthigt, gewisse angenehme oder unangenehme Gefühle andern Freuden und Leiden unterzuordnen. Die Folgen des Freudgenusses sind so mannigfacher Art und oft so verschieden von den Folgen, welche dieselben

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ XI. Capitel.

des Hungers, der Furcht etc., und desto stärker sind auch die Triebe zur Selbsternährung und zum Selbstschutze. Je grösser andererseits der Hunger oder die Furcht der noch unselbstständigen Nachkommen ist, desto stärker ist der Trieb zu den betreffenden Ausdrucksbewegungen, desto mehr schreien sie; je intensiver aber diese Ausdrucksbewegungen sind, desto stärker ist auch das Mitgefühl bei der Mutter und desto grösser der Trieb zur Unterordnung der Selbstinteressen unter diejenigen der Nachkommen.

Die Intensität der Gefühle und Triebe ist also proportional der Gefahr für die Selbst- und Arterhaltung oder, was dasselbe sagt, sie ist proportional der Dringlichkeit den Gefühlen zu folgen.

Diese Proportionalität der Gefühlsstärke vorausgesetzt, braucht ein Thier oder ein Mensch nur dem stärksten Gefühle zu folgen (und dies findet immer statt, weil das stärkste Gefühl auch den stärksten Trieb verursacht), um immer das richtige Handeln zu treffen und stets die einen Gefühle den andern in zweckmässiger Weise unterzuordnen.

Nur soweit die Proportionalität der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des entsprechenden Handelns eine vollkommene ist, findet eine zweckmässige Unterordnung der Gefühle statt; und wenn die Unterordnung eine zweckwidrige ist, die zum Verderben führt, so liegt dies nur an dem Missverhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des betreffenden Handelns.

Bei den freilebenden Thieren, bei welchen jede Unvollkommenheit in dem instinctiven Gefühls- und Triebsleben durch die natürliche Selection bald ausgeschieden wird, ist auch das Verhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des entsprechenden Handelns in der Regel ein vollkommeneres, so dass die Thiere, indem sie in jeder Situation dem stärksten Gefühle folgen, unbewusst in zweckmässiger Weise die wichtigeren Gefühle den unwichtigeren unterordnen, sich von den Selbsterhaltungsgefühlen leiten lassen, wenn das eigene Leben und zugleich das der Nachkommen im höchsten Maasse gefährdet ist, dagegen den Muttergefühlen nachgeben, wenn dies die Erhaltung der Nachkommen nothwendig erheischt.

Anders ist dies in vielen Fällen beim Culturmenschen, dessen Gefühlsleben sehr häufig Abnormitäten zeigt.

Ich habe mehrere emancipirte Damen gekannt, welche neu-

geborne Kinder als ekelhafte, nach saurer Milch riechende Scheusale betrachteten, und die den eigenen Säugling mit Entrüstung fortgeworfen haben, als er ihnen beim erstmaligen Anlegen an die Brust einige Schmerzen verursacht hat. In andern Fällen vergessen wieder Mütter in der Liebe zu ihrem Kinde ganz, in geordneter Weise für sich selbst zu sorgen und zu verhüten, dass sie selbst krank werden und damit auch indirect das Wohl des Kindes beeinträchtigen.

Das unzweckmässige Handeln, welches in solchen Fällen stattfindet, hat allemal seine Ursache in dem Missverhältniss der Gefühlsstärke zur Dringlichkeit des Handelns; und diese Unvollkommenheit bestraft sich in jedem Falle durch eine Beeinträchtigung der Selbst- oder der Arterhaltung und durch daraus resultirende eigene Leiden oder solche der Nachkommen.

Wir verhält es sich nun mit der zweckbewussten Unterordnung?

Von einer reinen zweckbewussten Unterordnung insofern, als damit die Unterordnung zweckbewusster Gefühle und Triebe unter andere zweckbewusste Gefühle und Triebe gemeint ist, kann nur in selteneren Fällen die Rede sein. Meist stehen instinctive Gefühle und Triebe den zweckbewussten gegenüber; und ausserdem ist das Zweckbewusstsein, wie ich a. a. O. gezeigt habe[1], immer mehr oder weniger ein relatives, und die daraus resultirenden Gefühle haben in gewissem Grade immer wieder instinctiven Charakter. Dies gilt sowohl von der individuellen, als auch von der socialen Unterordnung. In jedem Falle liegen der zweckbewussten Unterordnung auch ganz dieselben Principien zu Grunde, wie der instinctiven, aus welcher die erstere hervorgegangen ist, und nach welcher sie sich auch zu richten hat, wenn sie eine zweckmässige sein soll.

Bei den verwickelten Culturverhältnissen, die so mannigfache zweckwidrige Begehrungen erwecken, und in denen selbst ursprünglich gute Triebe unterdrückt werden müssen, weil die Befriedigung derselben den Verhältnissen nicht mehr entspricht und unzweckmässig ist, wird der Mensch von Kind auf täglich und stündlich genöthigt, gewisse angenehme oder unangenehme Gefühle andern Freuden und Leiden unterzuordnen. Die Folgen des Freudgenusses sind so mannigfacher Art und oft so verschieden von den Folgen, welche dieselben

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." XI. Capitel.

Freuden ursprünglich im Naturzustande des Menschengeschlechtes gehabt haben; dass der Mensch genöthigt ist, bei jedem Begehren die den Verhältnissen entsprechenden nothwendigen directen und besonders die indirecten Folgen des Handelns sich zu vergegenwärtigen, wenn sein Freudgenuss nicht von grösseren Leiden gefolgt sein soll; und dies ist umsomehr erforderlich, als die directen Folgen von den indirecten meist um so verschiedener sind, auf einer je höheren Culturentwickelung die betreffenden Menschen stehen.

Der Trieb, alles Geniessbare aufzusuchen und zu nehmen, ist bei den Thieren und zum Theil noch beim Naturmenschen ein ganz zweckmässiger. In den Culturländern dagegen muss dieser Trieb vielfach den Vorstellungen von den indirecten Folgen resp. den damit verbundenen anticipirten Gefühlen untergeordnet werden; und schon die Kinder sehen sich gezwungen, den Trieb zum Naschen der Furcht vor der Strafe unterzuordnen. Ebenso ist die Lust am freien Umherschweifen in der Natur und am Spielen eine ganz natürliche und zweckmässige. Die Kinder der Culturländer müssen aber dieses oft sehr starke Begehren in den meisten Fällen und leider viel zu häufig andern Gefühlen unterordnen, in die Schule gehen, oder zu Hause in der Stube hocken, anstatt jenes Begehren befriedigen zu können.

Ebenso, wie das Kind seinen Willen dem der Eltern und Lehrer resp. der Furcht vor der Strafe oder der Hoffnung auf eine Belohnung unterordnen muss, so ist auch der erwachsene Mensch, der in irgend einem dienenden Verhältnisse steht oder der irgend eine öffentliche Amtsthätigkeit hat, genöthigt, in den meisten Fällen seine individuellen Begehrungen dem Willen der Herrschaft resp. des Vorgesetzten d. h. der Furcht vor der Strafe, der Hoffnung auf irgend welche Belohnung oder dem Pflichtgefühle unterzuordnen; da das eigene Begehren nicht immer mit dem der Herrschaft, des Vorgesetzten resp. mit der Pflicht übereinstimmt und eine Befriedigung des ersteren indirect sehr unangenehme Folgen haben kann.

Soweit hier die Pflicht der Allgemeinheit resp. dem Gesetz gegenüber nicht in Betracht kommt, bezweckt die Unterordnung der Gefühle in all diesen Fällen zunächst eine vollkommenere Selbsterhaltung, und sie findet deshalb statt, weil die vorgestellten späteren Folgen bezüglich Freuden oder Leiden einen stärkeren Einfluss auf den Willen haben, als wie die Vorstellungen der directen angenehmen Folgen.

Aus demselben Grunde verzichtet ein Geschäftsmann momentan oft auf einen kleineren Gewinn, nur, um später einen grösseren resp. eine grössere Befriedigung zu erzielen.

Jeder Act der Sparsamkeit und Enthaltsamkeit ist die Unterordnung eines directen kleineren Genusses unter einen indirecten grösseren; und soweit hierbei keine altruistischen Zwecke vorliegen und nur die Selbsterhaltung in Betracht kommt, bezweckt die Unterordnung allemal eine vollkommenere Selbsterhaltung resp. die Erzielung grösserer Selbstfreuden; und auch nur, wenn dieser Zweck erreicht wird, ist die Unterordnung eine richtige, eine zweckentsprechende.

Schon a. a. O. habe ich gezeigt, dass die Beziehungen der Handlungen zu den beabsichtigten Erfolgen derselben immer indirectere werden, je mehr der einzelne Mensch und je mehr ein Volk in seiner Entwickelung fortschreitet.

„Wenn die Naturvölker Fischfang, Jagd, Viehzucht oder Ackerbau treiben, nicht um ihre Beute und Landesproducte zu exportiren, sondern um sich direct davon zu ernähren, so stehen diese Handlungen und die denselben zu Grunde liegenden Zweckvorstellungen in ganz directer Beziehung zur Erhaltung. Anders ist dies mit den Handlungen der meisten Menschen in einem Culturstaate. Das Eisenerz z. B. wird der Erde entnommen, um Eisen zu gewinnen, der nächste Zweck hiervon ist etwa die Anfertigung von Maschinen, diese dienen vielleicht erst dazu, um gewisse Kunstproducte anzufertigen, dieselben werden für Geld exportirt, und erst mit dem gewonnenen Gelde verschafft man sich die nöthigen Nahrungsmittel. Der Bergbau steht also in diesem Falle in ganz indirecter Beziehung zur Erhaltung [1]."

In sehr vielen Fällen werden die Handlungen des Culturmenschen durch Vorstellungen von den Erfolgen veranlasst, welche erst nach einer Reihe von Jahren erzielt werden können. Schon im sechsten Jahre beginnt der Mensch sich zu einem Berufe vorzubereiten, zu dessen Ausübung er erst im zwanzigsten oder dreissigsten Lebensjahre kommt. Je höher ein Beruf steht, desto mehr Vorbereitung gehört dazu. Die Landwirthschaft oder irgend ein Handwerk erlernt der Mensch direct, in manchen Ländern auch heute noch ohne vor-

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." XI. u. XVIII. Capitel.

hergegangene Schulbildung. Bis Jemand als Arzt, als Professor der Physiologie, als General oder Minister thätig sein kann, muss er eine Menge vorbereitender Stadien durchlaufen, die mit dem betreffenden Berufe in höchst indirecter Beziehung stehen. In früheren Zeiten lernte man auch bei uns einen höheren Beruf gleich praktisch, ohne lange Vorbereitung hierzu; je mehr aber die Wissenschaft und Cultur fortschreiten, desto mehr dehnt sich die Zeit der Vorbereitung aus, und desto später gelangt der Mensch zur Ausübung seines Berufes. Je mehr dies aber der Fall ist, desto weiter liegen gewisse Handlungen noch vom Erfolge derselben ab, und desto mehr muss der Mensch augenblickliche Begehrungen einem ferneren Ziele, resp. später zu erreichenden Freuden unterordnen

Dasselbe zeigt sich auch in der individuellen Entwickelung. Kinder denken anfangs gar nicht und auch später nur wenig an die späteren Folgen ihrer Handlungen; dieselben werden nur durch die Vorstellungen von den nächsten Erfolgen bestimmt. Je älter der Mensch wird, und je mehr er sich geistig entwickelt, desto mehr überlegt er auch die indirecten Folgen seines Handelns, und desto mehr strebt er nach allgemeineren, und nur indirect zu erreichenden Zielen.

Sittlich tiefer stehende und leidenschaftliche Menschen lassen sich in ihrem Handeln von der Vorstellung des unmittelbaren speciellen Genusses leiten; während die sittlich höher stehenden Personen ihr Handeln nach den späteren Folgen und nach allgemeineren Moralprincipien bestimmen und diesen die momentanen, niederen Freuden stets unterordnen.

Woher kommt es aber, dass gerade beim Culturmenschen die directen Folgen des Handelns so wenig mit den indirecten Wirkungen desselben übereinstimmen und deshalb so oft gewisse Begehrungen anderen untergeordnet werden müssen? Dies liegt der Hauptsache nach daran, dass die Vererbung nicht Schritt hält mit der Anpassung, d. h. dass eine Neuanpassung um so mehr erforderlich ist und um so öfter und rascher wechseln muss, je rascher die Culturentwickelung fortschreitet, weshalb eine allzu rasche Entwickelung oft schädliche Folgen hat, weil die Anpassung dieser Entwickelung nicht folgen kann. Je häufiger die Sitten und Gewohnheiten wechseln, und je rascher sich dieser Wechsel vollzieht, desto weniger vermag sich aber ein bestimmtes Handeln derart zu befestigen, dass es sich ver-

erbt. Die Sitten und Gewohnheiten eines Culturvolkes ändern sich fast in jeder Generation und bestehen theils erst seit sehr wenigen Generationen oder sind erst von der letzten erworben. Dahingegen vererben sich die ursprünglichen Triebe, die ehemals ungezählte Generationen hindurch genau dieselben gewesen sind, auch heute noch sehr constant; und da dieselben nicht mit den heutigen Culturverhältnissen übereinstimmen, so ist der Mensch genöthigt, dieselben oft so viel als möglich zu unterdrücken und zweckmässigeren Trieben unterzuordnen. Der Mensch hat deshalb immer mit dem „alten Adam“ zu kämpfen, der nichts anderes bedeutet, als die ursprünglichen vererbten Triebe, die den jetzigen Verhältnissen nach nicht mehr zweckmässig sind oder deren Intensität doch nicht mehr der Zweckmässigkeit entspricht.

Die Geschlechtsreife z. B. tritt auf Grund der Vererbung auch heute schon im zwölften bis sechszehnten Jahre ein, und damit entstehen auch die Triebe zur Begattung, die ursprünglich, etwa bei unseren thierischen Vorfahren auch zweckmässig gewesen, sobald sie zur Entwickelung gekommen sind. In allen Culturstaaten müssen dieselben dagegen längere Zeit unterdrückt werden, und sie sind, wenn ihre Unterordnung unter zweckmässigere Triebe nicht gelingt, dann oft die Ursache zu unzweckmässigen Handlungen und indirecten Leiden; so dass schon Moses vor mehr als dreitausend Jahren den „Sündenfall“ aus einer Äusserung bezüglich aus einer mangelnden Unterordnung dieser Triebe ableitet. Je höher aber die Culturstufe eines Volkes und je höher der Lebensberuf eines einzelnen Menschen ist, desto mehr wird die Verheirathung hinausgeschoben; und desto mehr ist der Mensch gezwungen, den natürlichen Begattungstrieb anderen Trieben resp. der Furcht vor den unangenehmen Folgen unterzuordnen und ersteren zu unterdrücken. Ähnlich verhält es sich mit andern vererbten Trieben, die vor aller Cultur oder auch erst später in einer bestimmten Culturepoche erworben worden sind, sich aber bei den Vorfahren so befestigt haben, dass sie sich auch jetzt noch vererben.

Der Zweck aller individuellen Unterordnung ist stets eine bessere Selbsterhaltung resp. das Streben nach grösseren Freuden und die Vermeidung intensiverer Leiden; und dieser Zweck wird allemal dadurch erreicht, dass die vollkommeneren Triebe an Stelle der unvollkommeneren gesetzt, diese von jenen unterdrückt und ausgeschieden

werden. Die Unterdrückung resp. Ausscheidung des Unvollkommeneren durch das Vollkommenere ist ebenso das Princip der zweckbewussten Unterordnung, wie der ganz unbewussten und der instinctiven.

Eben deshalb, weil es dabei gilt, das Unvollkommenere auszuscheiden, ist der Mensch deshalb und in dem Grade zur Unterordnung gewisser Triebe genöthigt, weil und in welchem Grade er unvollkommen ist.

Wäre das Kind schon so vollkommen, wie seine Eltern und Lehrer, so brauchte es sich auch dem Willen derselben nicht unterzuordnen und könnte sich nach Wunsch umhertummeln, anstatt in der Schulstube zu arbeiten. Jeder Mensch ist um so mehr gezwungen, in ein dienstliches Verhältniss einzutreten und sich einer Herrschaft unterzuordnen, je ärmer und je weniger er befähigt ist, sich selbstständig zu erhalten. Auf einer je tieferen Stufe der Beamtenscala ein Mann steht, desto mehr Vorgesetzte hat er über sich, und desto mehr ist er genöthigt, sich zu „ducken"; je höher dagegen ein Mensch steht, desto mehr hat er Untergebene, denen er sich überordnen kann.

Ebenso hat ein Mensch um so weniger nöthig, sich vor irgend welchen Natureinflüssen zu hüten, er kann um so eher seinen Begehrungen Folge leisten, je gesunder und widerstandsfähiger er ist.

An einem sonnigen, aber noch kalten Frühlingstage entsteht bei vielen Menschen leicht das Begehren, in leichterer Kleidung sich im Freien aufzuhalten und womöglich, wie an warmen Sommertagen, sitzend die Schönheit der Natur zu geniessen. Vorsichtige Menschen ordnen aber dieses Begehren dem Furchtgefühle unter, welches mit der Vorstellung einer Erkältung verbunden ist. Je weniger ein Mensch widerstandsfähig gegen Temperatureinwirkungen ist, desto nothwendiger ist es für ihn, sein Begehren der Furcht vor einer Erkältung unterzuordnen. Wäre der Mensch so vollkommen, dass Temperaturdifferenzen keinen unangenehmen Einfluss auf ihn ausüben könnten, dann brauchte er sich auch nicht vor einer Erkältung zu fürchten und dieser Furcht nicht andere Gefühle unterzuordnen.

Wer gesunde Ernährungsorgane hat und alles leicht verdaut, der ist bei weitem nicht so oft gezwungen, seinen Appetit nach einer Speise zu unterdrücken und sein Begehren der Furcht vor unangenehmen Folgen unterzuordnen, wie derjenige, der weniger gesund ist, dessen Ernährungsorgane schlecht functioniren, und der ungestraft nur äusserst wenige, leicht verdauliche Speisen geniessen kann und

in den meisten Fällen sein Begehren nach einem erfrischenden oder anregenden Trunke oder nach den wohlschmeckendsten Speisen der Furcht vor Verdauungsbeschwerden, Schlaflosigkeit u. a. Leiden unterordnen muss.

Ordnet aber der Mensch seine unzweckmässigeren Begehrungen nicht den zweckmässigeren unter, d. h. sucht er die unzweckmässigen Triebe nicht zu unterdrücken und auszuscheiden oder gelingt ihm dies doch nicht, dann wird er selbst in seiner Erhaltung beeinträchtigt, unterdrückt und ausgeschieden. In allen Fällen, in denen ein Mensch die seinem Begehren entgegenstehende Schranke verkennt, sich äusseren Einflüssen gegenüber für widerstandsfähiger, den Vorgesetzten gegenüber für mächtiger hält, als er ist (oder, was dasselbe sagt, die Schranken resp. die Gefahren unterschätzt) oder in denen sein Begehren so stark ist, dass ihm eine zweckmässige Unterordnung nicht gelingt, rächt sich diese Unvollkommenheit in einer Beeinträchtigung der Selbsterhaltung und in den damit verbundenen Leiden. Wer die Folgen der Erkältung unterschätzt oder seine Widerstandsfähigkeit überschätzt und darnach handelt, der muss hernach all die unangenehmen Folgen der Erkältung tragen. Ebenso trifft denjenigen das Leid schlimmerer Krankheit oder selbst der Tod, der die Schwäche seiner Verdauungsorgane nicht kennt oder nicht weiss, welche Wirkungen schwer verdauliche Stoffe auf dieselben haben und stets meint dasselbe geniessen zu können, wie der ganz gesunde Mensch. Wer sich für ebenso mächtig oder doch für ebenso selbstständig hält, wie seine Vorgesetzten, oder wem es nicht möglich ist, seinen Willen unter den seiner Vorgesetzten in zweckentsprechender Weise unterzuordnen, der wird in seinem Avancement benachtheiligt oder gar seines Amtes entsetzt und muss nun als Strafe für seine Unvollkommenheit all die Leiden mit in den Kauf nehmen, die mit dem Verlust der sicheren Lebensstellung verbunden sind.

Es ist Aufgabe des Menschen, vor jedweder Unternehmung sich die Grösse der ihm entgegenstehenden Hindernisse und die Stärke seines Vermögens zu vergegenwärtigen, damit er sich hierin nicht täusche und eine nothwendige Unterordnung unter die bestehenden natürlichen und künstlichen Schranken nicht unterlasse.

Wie viele Menschen giebt es nicht, die sich in ihren wichtigsten Unternehmungen verrechnen, welche sich selbst überschätzen resp. die Hindernisse unterschätzen, das Begehren deshalb nicht der Furcht

vor dem Misslingen ihrer Unternehmungen unterordnen, und die eben wegen dieser Unvollkommenheit durch die Leiden bestraft werden, welche aus dem Misslingen ihres Werkes resultiren? Ja welcher Mensch hätte sich noch nicht in einer Unternehmung verrechnet und wegen seiner Unvollkommenheit und seiner unzweckmässigen Unterordnung der Gefühle die Strafe der nothwendig sich ergebenden Leiden geerntet?

Die zweckwidrige Unterordnung hat aber ihre Ursache nicht etwa in der Unvollkommenheit des Urtheils an sich, sondern in dem Missverhältniss der Gefühlsstärke. Die Möglichkeit des Misslingens einer Unternehmung kann erkannt sein; wenn diese Erkenntniss aber nicht mit einem Gefühl der Furcht oder der Sorge verbunden ist, welches stärker ist, als das Gefühl der Hoffnung, das mit der Vorstellung des Gelingens entsteht, dann wird dieses Hoffnungsgefühl auch jenem Urtheil untergeordnet, und das Werk wird unternommen, obgleich das Misslingen wahrscheinlich oder sicher ist.

Was der Mensch intensiv wünscht, das glaubt er auch leicht, d. h. der Wunsch beeinträchtigt das Urtheil zu Gunsten der Wunscherfüllung und verhindert oft eine zweckmässige Unterordnung der Gefühle.

Der Mensch, welcher irgend einer Leidenschaft, etwa dem Trunke, der Spielsucht, der Schwelgerei, der Verschwendung etc. huldigt, ordnet in zweckwidriger Weise andere Gefühle und Triebe seiner Leidenschaft unter, nicht etwa, weil er die späteren unangenehmen Folgen nicht erkannte, sondern, weil die Leidenschaft stärker ist als die Gefühle, welche mit der Vorstellung der indirecten Folgen seines Handelns verbunden sind. In solchen Momenten, in denen diese Folgen sehr lebhaft vor Augen treten, und in denen die damit verbundenen Gefühle auch eine grosse Intensität haben, nimmt er sich vor, sein leidenschaftliches Begehren diesen Gefühlen unterzuordnen, weil in solchen Momenten die Leidenschaft verhältnissmässig schwach ist; sobald diese an Intensität die besseren Gefühle wieder überwiegt, werden ihr diese letzteren auch wieder untergeordnet.

Jedes stärkere Gefühl, sei es Liebe oder Hass, Ärger, Neid, Zorn oder irgend ein anderes, beeinflusst das Denken des Menschen, „fälscht das Urtheil", so dass der Mensch eine Handlung momentan für zweckmässig hält, die sich später als höchst schädlich erweist oder eine andere Handlung als unnütz oder unzweckmässig betrachtet,

die er später als sehr nützlich erkennt. Die Vorstellung der Nützlichkeit verursacht aber das Gefühl der Hoffnung und das Begehren, und die Vorstellung der Schädlichkeit erweckt das Gefühl der Furcht und das Widerstreben. Sind diese Gefühle also mit der Vorstellung von Handlungen verbunden, mit denen sie nicht verbunden sein sollten, dann veranlasst dieses Missverhältniss der Gefühle auch eine zweckwidrige Unterordnung.

Aufgabe des Menschen in Betreff einer zweckmässigen Unterordnung ist also die, darnach zu streben, dass das Gefühlsleben immer im Gleichgewicht bleibt, dass einzelne Gefühle nicht zu Affecten werden, die das ganze Gefühlsleben auf kürzere odere längere Zeit beherrschen, und dass zu jeder Zeit jedwedes andere Gefühl zur Geltung kommen kann.

Ausserdem kommt es besonders darauf an, dass mit jeder Vorstellung sich ein Gefühl von entsprechender Stärke verbindet, so dass mit unwichtigeren Vorstellungen nicht etwa stärkere und mit wichtigeren Vorstellungen nur schwächere Gefühle entstehen und der Mensch infolge dessen nicht das Wichtigere dem Unwichtigeren unterordnet, seinen Unternehmungsgeist nicht auf Nebensächliches concentrirt und die Hauptsache vernachlässigt.

Je höher die Culturstufe eines Volkes ist, desto mannigfaltiger sind die Richtungen des menschlichen Strebens, und desto grösser ist die Gefahr, die wichtigeren Bestrebungen mit unwichtigeren zu verwechseln und sich in nebensächlichen Liebhabereien zu verlieren; und dies ist eine wesentliche Ursache davon, dass in allen Culturstaaten abnorme Richtungen des Strebens zur Entwickelung kommen oder nebensächliche Ziele in zweckwidriger Weise als hauptsächliche Lebensziele betrachtet werden, wodurch dann allmälig wieder die Degeneration oder der vollständige Untergang einer Nation herbeigeführt wird.

Es ist z. B. gewiss richtig und lobenswerth, dass man bestrebt ist, auch den Mädchen eine allgemeinere Bildung zu Theil werden zu lassen, welche sie befähigen, später als Frau unsere Culturverhältnisse richtiger zu beurtheilen, den Mann in seinen Bestrebungen zu verstehen, ihn nöthigenfalls zu unterstützen und durch die Kunst (etwa Musik) zur Verschönerung des Familien- und des gesellschaftlichen Lebens beizutragen. Aber es ist gewiss verfehlt, wenn dieses Streben schliesslich als erstes Lebensziel des Weibes

betrachtet wird und die viel wichtigeren Ziele, die Leitung des Hauswesens, die Ausbildung des Weibes zu einer guten, gemüthvollen Gattin und zu einer tüchtigen Hausfrau und Mutter ganz vernachlässigt oder doch zu sehr in den Hintergrund gestellt werden, wie dies leider in der Gegenwart viel zu sehr und zu allgemein der Fall ist. Es scheint mir, dass gerade Deutschland mit seiner Töchtererziehung in dem einseitigen Streben nach geistiger Ausbildung in der letzten Zeit auf eine höchst gefährliche abschüssige Bahn gekommen ist.

Die nothwendige Folge von dem einseitigen Streben der jungen Mädchen nach geistiger Ausbildung und nach der Fähigkeit zur Selbstständigkeit ist die, dass das Gefühl der naturgemässen sexuellen Liebe beeinträchtigt wird und sich in krankhafter Weise äussert, dass der Trieb zu einer passenden, den eigenen Verhältnissen entsprechenden Heirath im geeigneten Alter überhaupt zu schwach ist, und dass den Betreffenden so lange keine „Partie“ gut genug ist, bis sie schliesslich zu alt werden und gar nicht mehr zur Verheirathung kommen. Nun erst, wenn ihnen allmälig die Bedeutung der Verheirathung für ihr ganzes Lebensglück klar wird und sie sich namenlos unglücklich fühlen (das nothwendig folgende Leid, die Bestrafung der eigenen Unvollkommenheit und des unzweckmässigen Strebens), erkennen sie, wie verkehrt ihr einseitiges Streben nach geistiger Ausbildung war, und wie falsch es ist, zu meinen, dass die geistige Ausbildung allein den Menschen, insbesondere das Weib, dauernd glücklich machen könnte.

Ebenso ist es ein lobenswerthes Bestreben, durch gesellschaftliche Vereinigungen und gemeinsame Pflege der Kunst, etwa des Gesanges (Gesangvereine), der Leibesübungen (Turnvereine) oder durch irgend welche gesellige Vergnügungen den Geist wie den Körper nach dem anstrengenden eintönigen Tagewerk aufzufrischen und den Lebensmuth zu erhöhen. Aber sobald dieses Bestreben zu sehr die Überhand gewinnt und die Berufsthätigkeit, die Sorge für die eigene Existenz und für die Familie beeinträchtigt, sobald das wichtigste Gefühl, die Freude an der ernsten Arbeit zur Verbesserung der wirthschaftlichen Lage dem ganz nebensächlichen Gefühle, dem Gefallen an einer Vereinsthätigkeit zum Zwecke der Zerstreuung und Erholung untergeordnet wird, ist das Gefühlsleben kein normales mehr und führt leicht zum wirthschaftlichen Ruin der Betreffenden

und zum Untergange ihrer Nachkommen. Auch dieses übermässige, anormale Vereinsleben ist besonders in Deutschland eine allgemeine Krankheit.

Gerade diejenigen Männer, die sich in ihrem Geschäfte und in ihrer Berufsthätigkeit am wenigsten andern gegenüber auszuzeichnen vermögen, fühlen das Bedürfniss in Musik-, Turn-, Krieger-, Schützenvereinen und andern gesellschaftlichen Verbindungen eine hervorragende Rolle zu spielen, als Vorstandsmitglied und womöglich vorübergehend in irgend einer Uniform zu glänzen, um das deprimirende Gefühl der sonstigen Unfähigkeit und der Bedeutungslosigkeit zu ersticken. In reichen Districten oder solchen, deren Industrie im Aufblühen begriffen ist, und die den Bewohnern in jeder Weise Gelegenheit bieten, sich in nützlicher Thätigkeit auszuzeichnen und ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern, concentrirt sich auch das Interesse allein oder doch hauptsächlich auf die geschäftliche und berufsmässige Thätigkeit. Die überzähligen Gemüthlichkeits-, Gesang-, Turn-, Krieger-, Schützenvereine etc. findet man besonders in Gegenden, die von Natur schon arm sind, oder deren Industrie in der Rückbildung begriffen ist. Der Amerikaner findet weder Zeit dazu, ganze Abende hindurch (oder gar tagelang) auf der Bierbank zu sitzen, noch hat er Lust dazu, seine Kräfte für Spielereien und gesellschaftliche Unterhaltungen zu vergeuden; während es in Deutschland gar viele Männer giebt, die aus lauter Vereinssorgen keine Zeit finden, ihrem Geschäfte nachzugehen und für die Familie zu sorgen. Ich will damit nicht der ebenfalls einseitigen Sucht und fieberhaften Hast der amerikanischen Bevölkerung nach Bereicherung das Wort reden, sondern nur auf den Contrast hinweisen. Auch die Vereinsthätigkeit zum gemüthlichen Lebensgenuss hat ihren grossen Werth, nur muss das richtige Verhältniss zwischen dieser und der ernsteren Lebensthätigkeit gewahrt bleiben; und die Unterordnung der einen Freuden unter die andern muss immer den Verhältnissen entsprechend sein. Wird durch das Bestreben, sich zu erholen und aufzufrischen, das Streben nach Sicherung der Existenz in einer Weise beeinträchtigt, dass die hieraus erwachsenden Sorgen und Entbehrungen die Freuden der Erholung überwiegen, so dass die Selbsterhaltung im Allgemeinen beeinträchtigt wird, dann ist das erstgenannte Streben verhältnissmässig zu stark. Wird andererseits das Streben nach Sicherung der Existenz so einseitig, dass die Gesundheit, die Frische des

Körpers und Geistes und die Genussfähigkeit beeinträchtigt wird, dann ist dieses Streben zu stark, die Unterordnung des Gefallens an der Erholung unter das Gefallen am Besitzerwerb zu einseitig und deshalb unzweckmässig.

Ob die Unterordnung der einen Freuden unter die andern eine richtige ist oder nicht, dies bestimmt sich beim einzelnen Individuum immer darnach, ob schliesslich ein Plus oder ein Minus für die Selbsterhaltung herausspringt, d. h. ob durch die Unterordnung der Selbsterhaltungsprocess im Allgemeinen mehr gefördert als gehemmt wird oder ob das Umgekehrte der Fall ist.

Wie weit im Einzelnen die Unterordnung gewisser Gefühle unter andere gehen muss, um eine Lebensförderung zu erreichen, dies lässt sich aber nicht etwa für die Gesammtheit bestimmen, sondern das ist immer nur eine individuelle Frage. Der Eine macht sich schon die grössten Gewissensbisse, wenn er sich nur eine Stunde Erholung gegönnt hat, anstatt Geld zusammen zu scharren; der Andere ist unglücklich und arbeitsunfähig, wenn er nicht regelmässige Erholungszeiten und Vergnügungen hat. Der Geizhals macht sich Vorwürfe, wenn er ein neues Kleidungsstück gekauft oder irgend eine andere Ausgabe gemacht hat; einem andern ist das Bewusstsein, immer geschmackvoll gekleidet zu sein und eine hübsche häusliche Einrichtung zu haben, so zum Bedürfniss geworden, dass er auch die Arbeitslust verliert, wenn jenes Begehren nicht befriedigt wird.

Die Beschäftigung, die für den Einen eine unfruchtbare Spielerei bleibt (weil er keine Anlage zu derselben besitzt), wird für den Andern, der etwas Tüchtiges in derselben zu leisten vermag, ein sehr einträglicher Erwerbszweig.

Es muss sich jeder selbst überlegen und es herausfühlen, ob durch die Unterordnung des einen Begehrens unter das andere seine Selbsterhaltung gefördert oder gehemmt wird. Der gesunde und normal erzogene Mensch hat hierfür auch ein richtiges Gefühl und weiss das Rechte zu treffen, selbst wenn seine geistigen Fähigkeiten nur geringe sind. Der kränkliche und unzweckmässig erzogene Mensch irrt sich über das, was seine Selbsterhaltung fördert oder schadet, auch dann noch sehr oft, wenn er einen hohen Grad der geistigen Ausbildung erlangt hat.

Wenn die richtige Unterordnung der unwichtigeren Freuden unter die wichtigeren allein von der Intelligenz des Menschen abhinge, wie man dies irrthümlicher Weise vielfach annimmt, so würde der Naturmensch oder der ungebildete Bauer mehr Fehlgriffe thun und unpraktischer sein, als der hoch civilisirte Culturmensch, insbesondere der Gelehrte, das Weib auch mehr als der Mann. Es ist aber gerade das Umgekehrte hiervon der Fall. Die grössten Gelehrten sind meist unpraktische Menschen, und der ungebildete Bauer weiss ohne viele Überlegung doch im Allgemeinen das wichtigere, für ihn geeignetere Streben vom unwichtigeren gar wohl zu unterscheiden, irrt sich hierin nur selten und zeigt sich in der Unterordnung der unwichtigeren bezüglich niederen Freuden unter höhere meist sehr praktisch.

Dies kommt daher, dass der gesunde Naturmensch auch ein gesundes Gefühlsleben hat, so dass mit jeder Vorstellung auch ein Gefühl von entsprechender Stärke verbunden ist. Anormale Verhältnisse zeigen auch hierin hauptsächlich die Culturmenschen, insbesondere diejenigen, welche kränklich sind, oder die selbst oder deren Vorfahren aus irgend welchen Gründen (etwa, weil des Reichthums halber keine Nöthigung zum Lebenskampfe vorgelegen) längere Zeit vom Kampfe ums Dasein mit andern Menschen zurückgezogen und vielleicht nur irgend welchem Sport gelebt haben oder die durch die Umstände lange Zeit hindurch zu einer einseitigen Thätigkeit gezwungen gewesen sind.

Wenn verarmende Adelsfamilien, die seit vielen Generationen nur dem Vergnügen gelebt haben, ohne zum Kampf um die Existenz genöthigt zu sein, durch die Verhältnisse gezwungen werden, wieder in den Existenzkampf einzutreten, so zeigen sie sich in der Regel ganz unpraktisch, erhoffen von einer unzweckmässigen Handlung Glück, und die zweckmässige erscheint ihnen unheilbringend, ordnen die wichtigeren Gefühle den unwichtigeren unter, thun lauter Missgriffe und gehen schliesslich unter, weil ihr Gefühl kein normales mehr ist. Das Gefühlsleben eines Menschen, der von Jugend auf maschinenmässig irgend eine bestimmte Thätigkeit in einer Fabrik verrichtet, oder der bis zu einem höheren Alter gewissen Studien obgelegen, ohne für seine Existenz zu sorgen, da ihm ein vererbter Besitz zu Gebote steht, wird stets ein einseitiges; und ist ein solcher Mensch plötzlich gezwungen, sich einer andern Beschäftigung zu widmen, resp. in den Existenzkampf einzutreten, dann zeigt er

sich in der Regel unpraktisch und ordnet die wichtigsten Gefühle leicht den unwichtigsten unter, weil weder erstere noch letztere eine der Dringlichkeit des Handelns entsprechende Stärke haben.

Ein gewisser Grad der Einseitigkeit des Fühlens ist in den Culturstaaten bei der so weit entwickelten Arbeitstheilung allerdings nicht zu vermeiden und ist sogar zweckmässig und nothwendig. Es würde nicht gut für das Staatsleben sein, wenn der Kaufmann dasselbe Gefühl hätte, wie der Soldat, der Arbeiter dasselbe, wie der Fabrikant, der Landmann dasselbe, wie der Gelehrte; sondern es liegt im Interesse des Staates, wie des Einzelnen, dass die Interessen verschieden sind, und dass z. B. der Soldat seine Soldatenehre über den materiellen Gewinn, der Kaufmann dagegen seine Tüchtigkeit als Geschäftsmann über seine Fähigkeit zur Vaterlandsvertheidigung stellt, anders wäre eine zweckmässige Differenzirung der Berufsthätigkeit ja nicht möglich, und damit fehlte auch die Möglichkeit einer Culturentwickelung, die ganz und gar durch die Arbeitstheilung bedingt ist, welche ihrerseits wiederum auf einer Differenzirung der Interessen beruht.

In jedem Falle ist die Erhaltung des Einzelnen aber dadurch bedingt, dass die Gefühlsunterordnung keine krankhafte und verwirrte ist, und dass dieselbe dem Beruf und dem Interesse des Einzelnen entspricht. Ist dies nicht der Fall, hat ein Mensch einen Beruf gewählt, für den er nicht befähigt ist, oder verliert er aus andern Gründern das entsprechende Interesse an seinem Berufe, und wird seine Unterordnung der Gefühle eine zweckwidrige, dann kommt er zurück und geht vielleicht ganz unter; seine Unvollkommenheit in der Unterordnung der Gefühle rächt sich nothwendig an ihm in einer Beeinträchtigung seiner Existenz resp. in den damit verbundenen Leiden. —

Weshalb ordnet nun aber der Mensch die eigenen Interessen d. h. die Selbsterhaltungsgefühle den Familien- und Staatsinteressen resp. den Arterhaltungsgefühlen unter? Man könnte darauf antworten, dass er damit die Erhaltung der Familie bezüglich des Staates bezwecke. Was hat aber der einzelne Mensch für ein Interesse an der Erhaltung der Familie? Im Princip ist dieses Interesse kein anderes, als das, welches irgend ein Thier an der Erhaltung seiner Nachkommen hat.

Wir haben schon oben und a. a. O. gezeigt, dass eine instinctive

Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle allein deshalb stattfindet, weil die letzteren stärker sind, als die ersteren. Die Entstehung und die relative Stärke der Elterngefühle mussten wir dabei auf die Wirkung der Selection zurückführen.

Die *instinctiven* Muttergefühle bilden aber in jeder Beziehung die Grundlage zu den *zweckbewussten* Familieninteressen, die alle darauf beruhen, dass das Bewusstsein von der Erhaltung und dem Wohle der Nachkommen bei den Eltern stärkere angenehme Gefühle erweckt.

Die ersten Handlungen der Mutter zur Erhaltung des neugebornen Kindes sind allein Ausfluss der auf Grund der Selection entwickelten instinctiven Mutterliebe, und sie unterscheiden sich im Princip gar nicht von den Handlungen, die ein Vogel oder irgend ein Säugethier zur Erhaltung der Jungen ausführt. Mit der Pflege des Kindes wächst aber die Liebe zu demselben. Je mehr sich eine Mutter mit dem Kinde beschäftigt, je öfter sie ihre eigenen Gefühle auf dasselbe überträgt und die Wirkung dieser Übertragung wahrnimmt, und je öfter das Schreien des Kindes oder die das Wohlbefinden offenbarenden Ausdrucksbewegungen desselben die instinctive Mutterliebe wecken, je mehr die Mutter also Freud und Leid mit dem Kinde theilt, resp. je öfter sich die gegenseitige Mittheilung der Gefühle und das Mitempfinden derselben wiederholt und das Mitfühlen gewissermassen geübt wird, desto grösser wird die Disposition zum Mitgefühl.

In keinem persönlichen Verhältnisse sind, wenn wir von der sexuellen Liebe absehen, die Mitgefühle so intensiv, wie in dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern. Dies beruht aber darauf, dass einestheils eine instinctive Elternliebe resp. eine grössere Disposition zum Mitgefühl den Kindern gegenüber geerbt ist und anderntheils in der Pflege der Nachkommen sich die Mitgefühle immerwährend wiederholen und dadurch weiter ausbilden. Wie wir schon im IV. Capitel gesehen haben, werden die Freuden und Leiden der Kinder von den Eltern oft in einem *höheren* Grade mitempfunden, als wie sie von jenen selbst gefühlt werden.

Die Interessen der Kinder sind also auch zugleich diejenigen der Eltern, das Glück der letzteren ist mit dem Wohle der ersteren eng verbunden; und wenn die Eltern für die Erhaltung und das Wohl der Kinder sorgen, so geschieht es nur deshalb, weil dadurch

ihr eigenes Glück gefördert wird. Allerdings denken bessere, überhaupt normal veranlagte Eltern nicht immer zunächst an ihr eigenes Wohl und betrachten nicht etwa die Erhaltung der Kinder als Mittel zum Zweck, d. h. zum eigenen Glück; sondern der Endzweck, den sie im Auge haben, ist allein das Wohl der Kinder. Aber sie würden dieses Wohl nicht wünschen und begehren, wenn die Vorstellung desselben nicht bei ihnen selbst Gefühle des Glückes und die Vorstellung des kinderlichen Elends nicht Gefühle des Unglücks hervorriefen. Es ist nun einmal der Gang aller Entwickelung der animalischen Wesen, auch der Menschen, dass sich das Interesse, welches vor der Fortpflanzung allein auf das eigene Dasein resp. auf das Selbstwohl, die Selbsterhaltung gerichtet war, sich nach der Fortpflanzung auf die Erhaltung und das Wohl der Nachkommen concentrirt, dass die Selbsterhaltungstriebe ganz absterben oder sich doch abschwächen und dafür die Triebe zur Erhaltung der Nachkommen entstehen oder sich verstärken. Damit verändert sich aber auch der Inhalt des Denkens, welches ja nur im Dienste der instinctiven Triebe steht.

Es ist ein grosser Irrthum, wenn man meint, das Denken des Menschen sei frei und unabhängig von den instinctiven Trieben und Gefühlen. Dass sich das Denken in der Kindheit auf einen andern Inhalt concentrirt, wie in der reiferen Jugend, in dieser auf einen andern als im Mannes- oder im Greisenalter, dass die Lebensanschauung eines Menschen, sobald er Vater oder Mutter wird, sich zu einer ganz andern gestaltet, als sie vorher war, dass das Mädchen auch anders denkt als der Knabe, die Frau anders als der Mann; dies liegt hauptsächlich oder allein daran, dass die menschliche Natur in den verschiedenen Altersperioden instinctiv oder ganz unbewusst nach andern, durch das Gesetz der gleichzeitigen Vererbung genau bestimmten Zielen strebt; und es ist der Zustand des Organismus, welcher in einem bestimmten Entwickelungsstadium diesem entsprechend das Denken leitet, d. h. welcher gerade die diesem Stadium entsprechenden Vorstellungen ins Bewusstsein ruft, und welcher auch mit diesen Vorstellungen entstehenden Gefühle und deren relative Stärke bestimmt.

Dass sich also das Denken der Eltern in erster Linie um das Fortkommen und das Wohl der Kinder dreht, dies hat seinen Grund in der vererbten Disposition, die mit der Fortpflanzung zur Entwickelung kommt.

Dieser Disposition nach verbinden sich mit den Wahrnehmungen und Vorstellungen von den Kindern und deren Freuden und Leiden sehr intensive Gefühle und ein starkes Begehren nach dem Wohle des Kindes, und diese Gefühle sind die Ursache von der Concentration des Intellectes auf die Vorstellungen der Kindesfreuden und Kindesleiden.

Die Befriedigung des Begehrens nach dem Wohle des Kindes hat auf die Eltern denselben Effect, als wie die Befriedigung des Begehrens nach dem eigenen Wohle; und die Sorge für die Kinder ist deshalb nicht als ein Opfer der Eltern zu betrachten, sondern als die Befriedigung des eigenen Begehrens ist sie immer wieder eine edlere egoistische Bestrebung, wenn wir unter Egoismus das Streben nach Befriedigung des eigenen Begehrens, nach Erreichung des Selbstwohles verstehen wollen.

Dass in der That die Handlungen zur Pflege der Kinder bezüglich der eigenen Nachkommen den erwachsenen und besonders den verheiratheten Menschen ein Bedürfniss ist, und wie sehr das Glück dieser Menschen von der Möglichkeit abhängt, dieses Bedürfniss befriedigen zu können; dies zeigt die Thatsache, dass die Eltern, wenn sie ein Kind verlieren, unendlich unglücklich über diesen Verlust sind, obgleich ihnen doch damit ein Theil der Sorgen genommen ist und sie nun mehr für die eigene Erhaltung sorgen können, als vorher. Mit diesem Verluste tritt nicht etwa eine Förderung der eigenen Erhaltung und des Selbstwohles ein, sondern vielmehr eine sehr intensive Beeinträchtigung desselben; ja er hat oft Krankheit und frühzeitigen, unter Umständen sogar augenblicklichen Tod der Eltern zur Folge.

Ein anderer Beweis für dieses Bedürfniss ist die Thatsache, dass kinderlose Eheleute viel weniger glücklich sind als solche, welche Kinder besitzen, und dass erstere sich gar oft dazu entschliessen, fremde Kinder zu adoptiren, um das Glück zu geniessen, welches mit der Pflege und der Erziehung derselben verbunden ist.

Wenn also die Eltern die Sorge für die Selbsterhaltung in vielen Fällen oder zumeist der Sorge für das Wohl der Kinder unterordnen, so geschieht es deshalb, weil in der ersteren ebensogut eine Befriedigung des eigenen Begehrens liegt, wie in der letzteren, und weil mit jener Befriedigung intensivere angenehme Gefühle verbunden sind, als wie mit dieser. Hört und sieht eine Mutter, die selbst

hungrig ist und im Begriffe steht, eine Frucht zu essen, ihr Kind nach Nahrung jammern, so ist ihr dieser Jammer viel schmerzlicher, als wie der eigene Hunger, und die Befriedigung des Kindes macht sie glücklicher, als die Stillung des eigenen Hungers. Wie allgemein diese Erfahrung ist, dass die Wahrnehmung der Kindesleiden viel peinlicher wirkt, als wie die Empfindung eigener Übel, dies zeigt sich in der allgemeinen Sitte der armen, um Almosen bittenden Leute, das Mitleid durch den Hinweis auf ihre hungernden Kinder zu erregen oder beim Betteln ein Kind auf den Armen zu tragen und es zu zeigen. In Grossstädten hat sich vielfach die Unsitte ausgebildet, dass berufsmässige, kinderlose Bettlerinnen sich gegen eine kleine Abgabe kleine und elend aussehende Kinder leihen, um .damit das Mitleid des Publikums zu erregen und eine grössere Einnahme zu erzielen.

Je mehr die Mutter derart organisirt ist, dass das eigene Wohl mit dem des Kindes übereinstimmt, je mehr also die Mutter selbst nur das begehrt, was auch das Wohl des Kindes fördert und dessen Lebensfreuden erhöht, desto vollkommener ist die Mutter, und desto weniger hat dieselbe Ursache, ihrem Kinde wirkliche Opfer zu bringen, d. h. eigene Begehrungen im Interesse ihres Kindes zu unterdrücken. Diejenigen Mütter, welche die Ernährung und Pflege ihrer Kinder als eine Last betrachten, so wie diejenigen, welche es vermögen, ihre eigenen Kinder zu verstossen oder gar einen Kindesmord zu begehen, sind entweder von Natur mangelhaft organisirt und kränklich, oder sie leben in ganz anormalen Verhältnissen; und die Folge solcher Mängel resp. solcher unzweckmässiger Handlungen ist allemal eine Beeinträchtigung der Arterhaltung, womöglich ein baldiges Aussterben der Familie und das damit verbundene Leid.

Andererseits kann auch die Erfüllung der Kindeswünsche seitens der Eltern zu weit gehen. Da die Kinder die indirecten Folgen ihres Handelns nicht kennen, so würden sie gar oft unzweckmässige Begehrungen befriedigen, wenn sie von den Eltern, die einen besseren Überblick über die directen und indirecten Wirkungen der Handlungen haben, nicht daran gehindert würden; und es hat sich deshalb nicht nur innerhalb des Menschengeschlechts, sondern schon bei den höheren Thieren eine Leitung des kindlichen Willens durch die Eltern ausgebildet. Die meisten Vögel und Säugethiere zeigen ihren Jungen nicht nur, auf welche Weise sie sich ihre Nahrung erwerben

müssen, und wie sie sich durch Flucht und Verstecken vor stärkeren Feinden zu schützen haben; sondern sie halten dieselben auch durch Warnungen von unzweckmässigen Handlungen zurück und bestrafen den Ungehorsam durch oft recht derbe körperliche Züchtigungen.

Beim Menschen hat die Erziehung der Kinder eine um so grössere Bedeutung, je höher die Culturstufe eines Volkes steht, je verwickelter die Verhältnisse sind, je mehr eine immerwährende Neuanpassung erforderlich ist, und je weniger der angeborene Instinct zur zweckmässigen Leitung des Handelns ausreicht.

Da nun jede Erfüllung eines Begehrens seitens des Kindes eine stärkere oder schwächere angenehme Wirkung auf die Mutter hat und diese letztere in der Regel die Erfüllung des Kindeswunsches begehrt, so ist die Mutter häufig genöthigt, ein Begehren, dessen Erfüllung sowohl für das Kind, wie auch für sie selbst einen directen Genuss bieten. würde, im Hinblick auf die indirecten Folgen zu unterdrücken und die directen Freuden den indirecten unterzuordnen. Aber willensschwache Mütter, resp. solche, die eine ungeeignete Erziehung genossen haben und daran gewöhnt sind, dass ihnen jeder eigene Wunsch ohne Rücksicht auf die indirecten Folgen befriedigt wird, sind auch in der Leitung des kindlichen Willens unpraktisch und gewähren die Wünsche der Kinder, ohne die indirecten Folgen davon in Rechnung zu ziehen. Etwaigen Bedenken wird dann in der Regel die Mutterliebe entgegengestellt. Weit entfernt davon, die eigene Schwäche einzusehen, glauben die Mütter dann, dass sich die Mutterliebe darin zeigen müsse, den Kindern all ihre Wünsche zu befriedigen. Diese falsche Mutterliebe, die nur Willensschwäche ist und in anormalen Gefühlsverhältnissen ihren tieferen Grund hat, ist eine weitverbreitete Krankheit bei den Culturvölkern. Besonders in Neapel ist es mir aufgefallen, wie allgemein dort die Unsitte ist, dass sich die Eltern von den Kindern tyrannisiren lassen. Ich habe es selbst oft gesehen, dass Eltern irgend welche Gegenstände, die das Kind in ungezogener Weise von sich geworfen hatte, auf Befehl desselben vom Boden aufgehoben haben. Wird es wohl in Frankreich in dieser Beziehung viel besser stehen? Auch in diesen Übelständen zeigt sich die fortschreitende Degeneration der lateinischen Race. Aber auch bei uns in Deutschland greift die Unsitte der Kinderverhätschelung in bedauerlicher Weise um sich, weil bei den heutigen Culturverhältnissen der gesunde Instinct allmälig mehr

und mehr verloren geht und die Intelligenz diesen Mangel noch nicht genügend ersetzt, da es an einer allgemein verbreiteten praktischen Sittenlehre fehlt. Die christliche Lehre, die sich in erster Linie um das „Reich Gottes", um das ewige Leben dreht und das irdische Dasein zu sehr in den Hintergrund stellt, ist nicht geeignet, den Verlust am natürlichen Instinct, dem sie in einseitiger Weise entgegenwirkt, auszugleichen. Die Juden, deren Religion ja mit dem praktischen Leben viel mehr übereinstimmt, als das Christenthum, sind den Christen deshalb auch in der Kindererziehung in mehrfacher Hinsicht überlegen.

In der Gegenwart leiden die Culturnationen in auffallendem Grade an der Krankheit, dass nicht etwa nur reiche, sondern auch weniger bemittelte und verhältnissmässig arme Eltern die Kinder an einen Luxus gewöhnen, den diese später nicht befriedigen können. Weniger bemittelte Eltern streben in krankhafter Weise darnach, ihre Kinder in derselben Weise zu kleiden und ihnen dieselbe Erziehung zu Theil werden zu lassen, wie reichere Familien. Sie bringen die grössten Opfer, ernähren sich selbst ungenügend und führen damit grössere Sorgen, Entkräftung und Krankheit herbei, nur um die kleinen Mädchen wie grosse Damen aufzuputzen. Und diese Opfer halten sie für gut, und rechnen sich dieselben hoch an. Sie glauben eine lobenswerthe, heroische Idee zu verwirklichen, wenn sie den Kindern den Genuss verschaffen, den sie selbst entbehren müssen, nämlich die Kinder so zu stellen, dass diese ihre Armuth nicht fühlen und sich so reich dünken, wie andere Kinder. Dabei werden aber die indirecten Folgen leider ganz übersehen, die besonders für das weibliche Geschlecht so verhängnissvoll werden können. Arme Mädchen, die an den Putz und an's Nichtsthun gewöhnt sind, welche die Mutter keine Küchenarbeit hat verrichten lassen, damit die Händchen schön bleiben, die auf Männer ihres Standes mit Hochmuth herabsehen und nach etwas Höherem streben, den gesuchten reichen Freier aber nicht finden, sinken in der Regel zu den verwerflichsten Mädchen herab, um nicht arbeiten zu müssen und ihre Putzsucht befriedigen zu können.

Die Verweichlichung der Generationen ist immer die hauptsächliche Ursache davon, dass die Völker, nachdem sie eine Blüthezeit durchgemacht, mächtig gewesen sind und über andere Völker geherrscht haben, allmälig wieder untergehen. Die Verweichlichung

wird aber in erster Linie dadurch herbeigeführt, dass die Eltern den Kindern ein allzu bequemes Leben bereiten und deren unzweckmässige Wünsche allzuhäufig befriedigen, dass also die Selbsterhaltungsgefühle in übermässiger, krankhafter Weise den Arterhaltungsgefühlen untergeordnet werden.

Man ersieht hieraus, welche schädlichen Folgen daraus entstehen, dass die Eltern, die den gesunden Instinct verloren haben und auch wenig oder gar nicht nach zweckmässigen Grundsätzen handeln, sich zu sehr für die Kinder aufopfern und diesen alle ihre Wünsche zu befriedigen suchen. Der sittliche Werth des elterlichen Handelns den Kindern gegenüber liegt eben nicht etwa in der Grösse der gebrachten Opfer, wie vielfach geglaubt wird, sondern nur in der zweckmässigen, vernünftigen Aufopferung. Es kommt nicht darauf an, wie häufig die Eltern ihre Selbsterhaltungsgefühle den Arterhaltungsgefühlen unterordnen, sondern darauf, dass diese Unterordnung eine zweckentsprechende ist.

Sowohl die auffallend ungenügende, als auch die übermässige Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle seitens der Eltern ist ein Zeichen der Degeneration, d. h. des Verlustes der natürlichen Instincte und der gesunden Gefühlsverhältnisse. Dieser Verlust, der bei allen Culturvölkern in stärkerem oder schwächerem Grade immer eintritt, kann allerdings durch die Intelligenz resp. durch eine vernünftige Erziehung, durch die Gewöhnung an das Handeln nach bestimmten sittlichen Principien zum Theil oder ganz ausgeglichen werden; aber diese Moralprincipien dürfen nicht von vornherein allen natürlichen Trieben entgegenstehen, sondern sie müssen vielmehr mit dem Princip der gesunden instinctiven Leitung des Handelns übereinstimmen.

Welches ist nun das intellectuelle Princip, nach welchem die Unterordnung der Selbsterhaltungsgefühle unter die Arterhaltungsgefühle stattzufinden hat, wenn diese Unterordnung eine zweckmässige sein soll? Oder kürzer, worin besteht und wieweit geht die Pflicht der Eltern den Kindern gegenüber?

Spencer sagt: „Fassen wir eine Reihe aufeinander folgender Erzeuger und Nachkommen in's Auge, so sehen wir, dass jeder Einzelne in seiner Jugend nur vermöge der von seinen Vorgängern gebrachten Opfer zu leben im Stande ist, dass er aber auch selbst im erwachsenen Alter gleichwerthige Opfer für seine Nachfolger zu

bringen hat und dass, wo eine solche allgemeine Ausgleichung der empfangenen und der gewährten Vortheile fehlt, die Linie ausstirbt"[1].

Dieser Satz, dass die Eltern ihren Kindern solche Opfer bringen müssten, welche den selbstgenossenen Unterstützungen, die sie in der Kindheit von ihren eigenen Eltern empfangen haben, gleichwerthig seien, dass also die Pflicht den Nachkommen gegenüber dem Recht gegenüber den Vorfahren gleichwerthig sein müssten, kann in dieser nackten Fassung kaum Geltung haben. Es leuchtet sofort ein, dass nicht jede Generation ihren Verhältnissen und den jeweiligen socialen Zuständen nach im Stande ist, so viel für die Nachkommen zu thun, als ihre Vorfahren für sie gethan haben. Andererseits lässt sich dieses Princip auch nicht für diejenigen aufrecht erhalten, welche von ihren Eltern sehr vernachlässigt worden, aber ihren Verhältnissen nach im Stande sind, für ihre Nachkommen besser zu sorgen, als für sie selbst gesorgt worden ist. Es liegt auch in der Stärke der Mutterliebe kein Moment, welches auf diese Gleichwerthigkeit der Opfer und der selbst genossenen Unterstützungen hindeutete. Eine gesunde Mutterliebe fragt niemals darnach, welche Hilfe man von den Vorfahren empfangen hat, und welche man hat entbehren müssen.

Unter Umständen würde sogar ein baldiges Aussterben der Familie eintreten, wenn von einer bestimmten Generation an die Opfer der Eltern für die Kinder den selbst genossenen Unterstützungen gleichwerthig wären. Gesetzt, eine Generation vernachlässige ihre Nachkommen sehr, welche ihr Fortkommen nur andern günstigen Umständen zu verdanken hätten. Wollte nun jede folgende Generation ihre Nachkommen in dem gleichen Maasse vernachlässigen und nicht mehr Opfer für dieselben bringen, als welche ihre letzten Vorfahren gebracht haben, so würde die Familie gewiss bald genug aussterben.

Oder nehmen wir den andern Fall, dass eine Generation die Nachkommen in übermässiger Weise unterstütze, so dass diesen der Kampf ums Dasein allzu leicht gemacht würde. Wollte eine längere Reihe von nachfolgenden Generationen dasselbe an ihren Nachkommen thun, so würden schliesslich solche Generationen entstehen, welchen die Fähigkeit zum Kampfe ums Dasein resp. zur

---

[1] „Die Thatsachen der Ethik." S. 223.

Selbsterhaltung ohne solche Unterstützung auch in reiferem Alter ganz abginge. Sobald sich eine derartige Degeneration einstellte, würden dann die folgenden Generationen nicht nur unfähig sein für ihre Kinder solche Opfer zu bringen, die denjenigen ihrer Eltern gleichwerthig wären, sondern sie würden für ihre Nachkommen wie für sich selbst nur in ungenügender Weise zu sorgen vermögen.

In den höheren Culturstaaten scheint der letztere Fehler oft verbreiteter oder mindestens ebenso allgemein zu sein, als wie der erstere. Wenn die späteren Generationen reich gewordener Familien, wie z. B. so viele Nachkommen einst mächtiger und reicher Adelsgeschlechter, wieder allmälig verkommen und verarmen, so liegt dies zum grossen Theil oder allein daran, dass den Kindern von den Eltern ein zu bequemes Dasein bereitet und dadurch ihre Fähigkeit zur Selbsterhaltung abgeschwächt worden ist. Sie sind an das Nichtsthun und an Verschwendung oder doch daran gewöhnt worden, mehr auszugeben, als sie selbst verdienen können. Die Ausschweifung und Verschwendung hat sich immer mehr gesteigert und der Trieb zur Sparsamkeit und zum Arbeiten verringert. Ist dann schliesslich das Besitzthum verschwunden, und sind sie genöthigt, sich durch eigenen Fleiss zu erhalten, so zeigen sie sich hierin viel ungeschickter, als solche Menschen, die seit vielen Generationen an Arbeit gewöhnt sind.

Auf abnorme Culturverhältnisse hat nun freilich der Spencer'sche Satz keinen Bezug. Aber selbst für eine normale Mutterliebe hat derselbe nur eine beschränkte Giltigkeit. Die Entwickelung der animalischen Wesen zeigt uns, dass die Sorge für die Nachkommen resp. die Unterordnung der Selbstinteressen unter diejenigen der Art eine immer grössere und umfangreichere geworden ist, dass also auch den normalen Verhältnissen entsprechend jede Generation ihre Nachkommen um ein Geringes mehr unterstützen muss, als sie selbst unterstützt worden ist. Diese Differenz ist allerdings bei den Thieren eine kaum merkliche und selbst beim Menschen eine verhältnissmässig geringe; und wenn man den Spencer'schen Satz dahin modificirt, dass man sagt: bei normalen Verhältnissen entspricht die Sorge für die Nachkommen ungefähr der von den eigenen Eltern genossenen Unterstützung, dann hat derselbe wohl volle Giltigkeit.

Es wäre indessen unpraktisch, für die verwickelten und sich stets verändernden Culturverhältnisse die Gleichwerthigkeit der elterlichen Opfer und der als Kind genossenen Hilfe als Princip des elter-

lichen Handelns aufstellen zu wollen, um so mehr, als es, wie wir gleich sehen werden, ein viel besseres Princip hierfür giebt.

Nach welchem Princip findet bei den Thieren die instinctive Unterordnung der Selbstinteressen unter die Arterhaltungsinteressen statt? Je nach den örtlichen Verhältnissen, nach dem Clima, nach den momentanen Natureinflüssen und nach der geringeren oder grösseren Reichhaltigkeit der vorhandenen Nahrung und der in der Nähe befindlichen Feinde, ist die Erhaltung der Jungen durch die Eltern bald leichter, bald schwerer. Keine Thiermutter fragt nun darnach, welche Unterstützung sie selbst als junges Thier empfangen hat, um die Grösse der Opfer für ihre Jungen abzumessen; sondern jedes normal organisirte Mutterthier sucht die eigenen Jungen unter allen Umständen zu erhalten; sie bringt hierzu wenig Opfer, wenn dieselben genügen, ist aber auch zu den grössten Opfern bereit, wenn dies die Umstände erheischen; aber sie geht nicht so weit, dass sie sich zum indirecten Schaden ihrer Jungen resp. ihrer Arterhaltung allzuviel aufopferte; sondern sie thut der Stärke ihrer Gefühle gemäss das, was am dringlichsten ist, d. h. was die Arterhaltung am meisten sichert. Das Princip, nach welchem diese instinctive Unterordnung stattfindet, ist also das der möglichst vollkommenen Arterhaltung durch höchst mögliche Anpassung an die Umstände; und dieses Princip ist auch der zweckbewussten Unterordnung zu Grunde zu legen.

So oft also die Eltern darüber im Zweifel sind, wie weit sie ihre Selbsterhaltungsinteressen den Interessen ihrer Nachkommen unterzuordnen haben, müssen sie sich fragen, durch welchen Grad der Unterordnung unter den gegebenen Umständen die Erhaltung nicht etwa eines einzelnen Kindes, sondern aller ihrer Kinder resp. ihrer Familie am meisten gesichert ist. Nach diesem Princip ist die Erhaltung der Kinder der Selbsterhaltung gegenüber allerdings in den Vordergrund zu stellen; aber die Unterordnung darf eben im Interesse der Kinder nicht soweit gehen, dass die Eltern zum Nachtheile derselben erkranken oder ihre Erwerbsfähigkeit einbüssen oder dass den Kindern ein zu bequemes Dasein bereitet und ihre Selbsterhaltungsfähigkeit abgeschwächt wird.

Alle Eltern haben die Pflicht, das Fortkommen ihrer Kinder nach ihrem Vermögen zu fördern, weil auch für ihre Erhaltung von den Vorfahren dasselbe gethan worden

ist, dieses Princip möchte ich an Stelle des Spencer'schen Principes setzen. Und alle Kinder haben das Recht, die nothwendigste Unterstützung zu ihrer Erhaltung, soweit sie in den Kräften der Eltern steht, von diesen zu fordern, weil auch von ihnen einst dasselbe verlangt werden kann.

Bis zu welchem Grade ist nun eine Unterordnung der Selbstinteressen unter das Allgemeininteresse, d. h. unter das Interesse des Staates und der gesammten Menschheit geboten? Ist es überhaupt nothwendig, dass ein Mensch auch für seine Mitmenschen sorge, genügt es nicht, wenn jeder seine eigene Erhaltung zu sichern sucht, und ist demnach nicht jedes Gemeinwesen und Gemeininteresse ganz überflüssig? Wir brauchen hier wohl nicht die so allgemein bekannten Vortheile, die ein Staatswesen für das Wohl der einzelnen Staatsbürger hat, zu erörtern; und es genügt wohl, nur darauf hinzuweisen, dass einzelne Familien, die keinem stärkeren Staate angehören, dass Völker, die nur durch lose staatliche Bande miteinander verbunden sind und selten zu gemeinsamen Actionen sich entschliessen können, wenig Aussicht auf eine dauernde Erhaltung haben. Je stärker ein Staat ist, desto mehr ist die Erhaltung der einzelnen Staatsbürger gesichert und umgekehrt, je kleiner und schwächer die einzelnen Staaten oder Völkerstämme sind, und je weniger ihr Zusammenhang entwickelt ist, desto weniger ist auch die Existenz der einzelnen Menschen gesichert, wie dies die Unterdrückung der unentwickelten kleinen Völkerstämme in Amerika, Afrika nnd Neuholland durch die grossen und mächtigen Culturstaaten genugsam zeigt.

Wenn aber jeder Einzelne nur darnach streben wollte, allein seine individuellen Bedürfnisse zu befriedigen und nur seine eigene Erhaltung zu sichern ohne Rücksicht auf Andere, dann wäre auch ein staatlicher Verband unmöglich. Nach den jetzt herrschenden Verhältnissen ist es also zur Erhaltung der Einzelnen, wie der Familien bezüglich der Art unbedingt nothwendig, dass der Einzelne nicht nur seine Selbsterhaltungstriebe befriedigt, sondern auch zu einem gemeinsamen Streben mit Andern beiträgt, für die Erhaltung und Vervollkommnung des Gemeinwesens, des Staates sorgt und nöthigenfalls die Selbstinteressen den Allgemeininteressen unterordnet.

Sowohl bei den Thieren, die in Gemeinschaft leben, als auch in den verschiedenen Staaten des Menschengeschlechtes hat sich deshalb auf Grund der Selection allmälig eine Anpassung des Einzel-

willens an den Willen der Gesammtheit ausgebildet; und dieser Process der immerwährenden Vervollkommnung dieser Anpassung setzt sich auch heute noch fort. Nur in dem Maasse, als sich diese Anpassung vollzogen hat, ist ein gesellschaftliches resp. staatliches Gemeinwesen zur Entwickelung gekommen, wie wir dies oben schon angedeutet haben.

Hätte also niemals eine Unterordnung des Einzelinteresses unter das Interesse einer Gesellschaft stattgefunden, so würden auch keine Gesellschaften auch nur einige Zeit Bestand gehabt haben, und es würde keine Staaten geben. Hätten aber die Menschen nicht in Gesellschaften gelebt, so würden dieselben vermuthlich von anderen animalischen Wesen allmälig unterdrückt worden sein und auf alle Fälle nicht diese Entwickelungsstufe und Herrschaft erlangt haben, die ihnen jetzt zukommt.

Es fragt sich nun aber, in welchem Maasse die Unterordnung des Einzelinteresses unter das Gemeininteresse stattzufinden hat.

Ist diese Unterordnung eine zu grosse, so ist eine directe Beeinträchtigung der Selbsterhaltung und womöglich ein sofortiger Untergang der Individuen die unmittelbare Folge. Ist diese Unterordnung dagegen eine ungenügende, und herrscht der Selbsterhaltungstrieb bei allen Individuen zu sehr vor, dann lockert oder löst sich zunächst die Gesellschaft, und damit wird indirect die Erhaltung der einzelnen Individuen und Familien beeinträchtigt oder unmöglich gemacht. In jedem Falle zeigt sich die Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit einer Unterordnung in den angenehmen oder unangenehmen Folgen bezüglich in der Förderung oder Beeinträchtigung der Arterhaltung.

Wer in der Unterordnung der Selbstinteressen unter die Allgemeininteressen zu weit geht und die Selbsterhaltung vernachlässigt oder schädigt, d. h. wer die ihm von der Natur gesetzten Schranken überschreitet, der wird durch die natürliche Selection ausgeschieden, wird krank und auf's Bett geworfen oder unfruchtbar und kommt nicht zur Fortpflanzung, wenn er nicht sofort getödtet wird. Wer andererseits nur an seine eigenen Interessen denkt und sich nicht dem Allgemeinwillen, dem Gesetz unterordnet, der wird durch die künstliche Selection, durch die Justiz ausgeschieden, in's Gefängniss geworfen, getödtet oder doch durch andere Strafen in seiner Erhaltung empfindlich geschädigt.

Bisher hat man allgemeiner angenommen, dass immer nur die Selbstinteressen zu stark, und dass nur diese abzuschwächen oder zu unterdrücken seien. Aber in den gegenwärtigen Culturstaaten haben eine Menge Leiden gerade darin ihre Ursache, dass die Selbsterhaltungstriebe zu schwach sind und die Unterordnung derselben unter das vermeintliche Allgemeininteresse zu weit geht; und ich halte es für eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart und Zukunft, auf eine Kräftigung der naturgemässen Selbsterhaltungstriebe hinzuwirken.

„Hier sehen wir eine Mutter, die, nach der unsinnigen, bei den Gebildeten gebräuchlichen Mode erzogen, eine Constitution bekommen hat, welche nicht stark genug ist, um ihr Kind selbst zu stillen, die aber, weil sie weiss, dass seine natürliche Nahrung die beste wäre, und weil sie ängstlich um sein Wohlergehen besorgt ist, demselben länger ihre Brust zu reichen fortfährt, als ihr Körper es ertragen kann. Schliesslich kommt die mehr und mehr sich häufende Reaction zum Durchbruch. Es tritt Erschöpfung ein, welche vielleicht durch gänzliche Entkräftung zu Krankheit führt und gelegentlich sogar mit Tod endigt, häufig jedenfalls chronische Schwäche nach sich zieht. Sie wird vielleicht für einige Zeit, vielleicht für immer unfähig, den Geschäften ihres Haushaltes obzuliegen, ihre andern Kinder leiden unter dem Mangel an mütterlicher Beaufsichtigung, und wo das Einkommen gering ist, da lasten die Ausgaben für Amme und Arzt empfindlich auf der ganzen Familie.

Gleiches lehrt uns, was nicht selten mit dem Vater geschieht. Indem auch er von einem lebhaften Sinn für die Pflicht durchdrungen ist, aber auch durch die herrschenden Moraltheorieen zu der Ansicht verleitet wird, dass die Selbstverleugnung mit vollem Recht beliebig weit getrieben werden dürfe, setzt er alltäglich seine Bureauarbeit stundenlang fort, ohne auf seinen heissen Kopf und seine kalten Füsse zu achten. Er entzieht sich allen geselligen Vergnügungen, für welche er weder Zeit noch Geld übrig zu haben glaubt. Was ist die Folge eines solchen vollkommen unegoistischen Verhaltens? Schliesslich ein plötzliches Zusammenbrechen, Schlaflosigkeit, Arbeitsunfähigkeit. Die Ruhe, welche er sich nicht gönnen mochte, als seine Empfindungen sie forderten, muss er nun in bedeutend grösserem Maassstab nachholen. Die zum Wohle seiner Familie zurückgelegten Ersparnisse werden rasch verschlungen durch kostspielige Reisen, um die Genesung zu unterstützen, und durch die zahlreichen

Ausgaben, welche eine Krankheit mit sich bringt. Statt der grösseren Fähigkeit seine Pflicht für seine Nachkommen zu erfüllen, steht er nun vor gänzlicher Unfähigkeit. Lebenslängliche Übel statt des gehofften Wohlstandes schweben nun über ihrem Haupte.

Und so verhält es sich auch mit den socialen Wirkungen des unzulänglichen Egoismus. Alle Stände liefern uns Beispiele von den positiven und negativen Schädigungen, welche der Gesellschaft durch übermässige Vernachlässigung seiner selbst zugefügt werden. Gestern hörten wir von einem Arbeiter, der gewissenhaft seine Arbeit in brennender Sonnenhitze fortsetzte, ungeachtet des lebhaften Widerspruchs seiner Gefühle, und nun am Sonnenstich zu Grunde geht, während seine Familie der Gemeinde zur Last fällt. Ein ander Mal handelt es sich um einen Schreiber, dessen Augen durch Überanstrengung dauernd verdorben sind oder der Tag für Tag stundenlang schrieb, auch nachdem seine Finger sich schmerzhaft verkrümmt hatten, der nun aber am Schreibkrampf leidet und, ganz und gar zu schreiben unfähig, mit seinen bejahrten Eltern in Armuth versinkt, zu deren Linderung seine Freunde um Hülfe aufgerufen werden müssen. Und dort wieder sehen wir einen den öffentlichen Interessen sich hingebenden Mann, welcher, indem er seine Gesundheit durch rastlosen Fleiss erschütterte, nun alle die Ziele verfehlt, die er mit etwas vernünftigerer Theilung seiner Zeit zwischen Arbeit zu Gunsten Anderer und Fürsorge für seine eigenen Bedürfnisse erreicht haben würde"[1].

Je höher das staatliche Leben eines Volkes steht, desto mehr sind die altruistischen Triebe entwickelt oder vielmehr, je mehr sich das Bedürfniss nach gemeinnütziger Thätigkeit geltend macht, desto mehr entwickelt sich das staatliche Leben, desto mehr ist aber auch die Gefahr vorhanden, dass die Selbsterhaltung vernachlässigt wird, was dann wieder die Degeneration eines Volkes herbeiführt.

Durch die individuelle Organisation sind einem jeden Menschen ganz bestimmte Schranken gesetzt, nach denen er seine Thätigkeit zu richten hat, wenn er erhalten bleiben will. Sobald er diese Schranken unterschätzt, resp. seine Vermögen überschätzt; sobald also sein Begehren den naturgemässen Schranken nicht angepasst ist oder sich diese Anpassung doch als unvollkommen erweist, wird

[1] „Die Thatsachen der Ethik." S. 212.

das betreffende Individuum durch Krankheit vom Kampfe ums Dasein sofort ausgeschieden oder seine Fähigkeit zur Selbsterhaltung verringert sich, was zur Folge hat, dass er von Anderen allmälig leicht unterdrückt wird. In beiden Fällen ist die Beeinträchtigung der Selbsterhaltung und damit indirect der Fähigkeit zur Arterhaltung und zur gemeinnützigen Thätigkeit nur die natürliche und nothwendige Reaction des ungeeigneten Handelns, resp. es ist die natürliche Strafe dafür (vergl. V. Capitel).

Herbert Spencer führt mit Recht solche Verkennung der in der Organisation liegenden Schranken und den zu weit gehenden Altruismus auf die herrschenden Moraltheorien zurück. Es ist besonders die christliche Lehre, nach welcher der Selbsterhaltungstrieb in einseitiger Weise verleugnet wird, und welche die krankhaften altruistischen Bestrebungen zur Entwickelung bringt, weil nach derselben die Selbstaufopferung für Andere niemals zu weit gehen kann. Wenn Christus dem reichen Jüngling sagt, dass er erst vollkommen werde, wenn er all sein Besitzthum verkaufen und es den Armen geben würde, so ist dies eine Lehre, die, wörtlich genommen, für das irdische Leben höchst unpraktisch ist, und die einen grossen Widerspruch enthält. Wenn der betreffende Jüngling kein Besitzthum zum Leben braucht, wozu bedürfen es dann die Armen? Freilich das Christenthum, welches das irdische Leben ja nur als ein Prüfungsstadium und als ein Jammerthal betrachtet, hat es sich gar nicht zur Aufgabe gemacht, dasselbe zweckmässig zu ordnen, es strebt nur nach einem angenehmen jenseitigen Dasein.

Andererseits entwickeln sich krankhaft altruistische Bestrebungen um so mehr, je mehr ein Volk altert und degenerirt, je mehr dem Menschen die Fähigkeit zur Selbsterhaltung verloren geht. Das Christenthum ist deshalb, wie wir in der Einleitung gezeigt haben, die Religion der alternden Völker und auch in solchen entstanden.

Sobald ein Volk sich grossen Reichthum und Macht erworben und sich daran gewöhnt hat, auf Kosten anderer Völker ein bequemes Dasein zu geniessen oder in Üppigkeit zu schwelgen, trägt es den Keim zu seiner Degeneration in sich.

Bedenken wir, dass die Functionsfähigkeit der Organe, wenn die Functionen nicht immerwährend geübt werden, abnimmt, dass also die Fähigkeit, sich im Kampfe ums Dasein die Selbsterhaltung

zu erkämpfen und zu sichern, eine geringere wird, wenn der Mensch die Übung dieser Fähigkeit längere Zeit unterlässt; so leuchtet ein, dass das vererbte Besitzthum, sobald dieses die Ursache zur Bequemlichkeit, Unthätigkeit und Faulheit oder gar zur Verschwendung, Liederlichkeit und Ausschweifung wird, in erster Linie dazu beiträgt, die Selbsterhaltungsfähigkeit zu schwächen und wieder Armuth und Kränklichkeit herbeizuführen. Hiermit geht aber eine krankhafte Entwickelung altruistischer Bestrebungen Hand in Hand.

Je stärker ein Mensch die eigenen Leiden empfindet, desto intensiver ist sein Mitleid. Der selbst kränkliche Mensch fühlt deshalb am meisten Mitleid mit anderen Kranken und ist mehr um die Gesundheit Anderer besorgt, als um seine eigene; und ebenso hat der, welcher selbst unfähig ist, sich die nöthigen Mittel zum Unterhalte zu erwerben, auch am meisten Mitleid mit den Armen und opfert diesen leicht den Rest seines Besitzes. Dieser Altruismus birgt aber einen starken Egoismus in sich. W e r s i c h f ü r A n d e r e a u f o p f e r t, d e r e r w a r t e t a u c h g a n z b e s t i m m t u n d h ä l t e s f ü r g e b o t e n, d a s s A n d e r e f ü r i h n s o r g e n, wenn er dies auch nicht immer zugestehen mag. Mit der Unfähigkeit zur Selbsterhaltung wächst das Bedürfniss, von Andern erhalten zu werden; mit der Abschwächung des Selbstinteresses wächst das Allgemeininteresse; und der sich in diesem Falle äussernde Altruismus ist nur ein Ausdruck des eigenen Bedürfnisses von Andern erhalten zu werden, also nur ein Ausdruck des Egoismus. Während also hiernach der Altruismus nur ein Zeichen des Egoismus ist, so wird auch andererseits, wie HERBERT SPENCER richtig gezeigt hat, durch übermässige Selbstlosigkeit die Selbstsucht grossgezogen. „Jeder kann sich eines Kreises erinnern, in welchem die tägliche Erweisung von Wohlthaten von Seiten des Grossmüthigen an den Unverschämten nur eine Steigerung der Unverschämtheit zur Folge hatte, bis ein ganz schrankenloser Egoismus daraus entstand, der für die ganze Umgebung unerträglich wurde. Es giebt auch offenkundige sociale Wirkungen ähnlicher Natur. Die meisten denkenden Menschen anerkennen jetzt die Demoralisation, welche durch unterschiedslose Wohlthätigkeit hervorgebracht worden ist. Sie sehen ein, wie in dem Bettler, abgesehen von der Aufhebung des normalen Verhältnisses zwischen geleisteter Arbeit und empfangenem Nutzen, die Erwartung grossgezogen wurde, dass Andere für seine Bedürfnisse zu sorgen hätten, was sich manchmal sogar darin äussert, dass

er Flüche gegen diejenigen ausstösst, welche ihm eine Gabe verweigern."

Die Culturmenschen und besonders die christlichen leiden im Allgemeinen vielleicht mehr an zu schwachem Selbsterhaltungstrieb, wie an zu geringem Gemeinsinn. Dies scheint zwar den thatsächlichen Verhältnissen zu widersprechen. Zeigt sich nicht die so ausgedehnte Wohlthätigkeit noch ganz unzureichend, um all das Elend der Armuth zu lindern, und ist demnach die gemeinnützige Thätigkeit nicht noch viel zu wenig ausgebildet?

Fragen wir uns aber, woher all die Fälle der Armuth und Krankheit kommen, so werden wir in den meisten oder, wenn man auf frühere Vorfahren zurückgeht, vielleicht in allen Fällen finden, dass der mangelhafte Selbsterhaltungstrieb die Ursache davon ist. Je allgemeiner die abnorme Schwäche des Selbsterhaltungstriebes verbreitet ist, je weniger die realen Bestrebungen nach Besitzerwerb geachtet werden, und je mehr die idealen Lebensziele an Stelle der praktischen treten, desto leichter und allgemeiner entsteht die Verarmung, und mit dieser stellen sich dann all die Leiden der ungenügenden Pflege und der Krankheiten ein. Hierzu kommt, dass, während dem Altruismus weder durch das Gesetz, noch durch die herrschende Sittenlehre eine Schranke gesetzt ist, der Egoismus durch beides besonders in den Culturstaaten immer in den nothwendigen Schranken gehalten wird. Alle Gesetze dienen nur zur Einschränkung der Selbstinteressen; ich kenne kein einziges, welches ein zu weit gehendes gemeinnütziges Streben bestrafte.

Freilich ist der Selbsterhaltungstrieb als der ursprünglichere, der von allem Anfang an bestanden hat und sich am constantesten vererbt, bei dem gesunden Menschen (besonders in der Jugend) viel stärker, als wie das gemeinnützige Interesse; und jede gesellschaftliche Vereinigung, jede gemeinschaftliche Action seitens mehrerer Individuen ist von allem Anfang an allein durch eine Einschränkung des Selbsterhaltungstriebes resp. durch eine Unterordnung desselben unter einen Gemeinwillen bedingt gewesen. Wie kommt diese Einschränkung des Selbstinteresses zu Stande? Durch die Strafe.

Im vierten Capitel haben wir gezeigt, dass alle thierischen wie menschlichen Gesellschaften auf der Mittheilung der Gefühle beruhen. Je stärker nun diese Mitgefühle und je intensiver folglich die Gefühlsmittheilungen sind, desto fester fühlen sich die einzelnen Indi-

viduen aneinandergefesselt, und desto stärker ist der Allgemeinwille. Je mehr sich aber ein solcher Allgemeinwille entwickelt, je mächtiger also dieser dem Einzelwillen gegenüber wird, desto mehr ist letzterer gezwungen, sich dem ersteren unterzuordnen, und desto sicherer und strenger wird eine Abweichung vom Allgemeinwillen, eine zu starke Aeusserung des Selbstinteresses bestraft.

Diese eventuelle Unterordnung der Selbstinteressen unter die Allgemeininteressen ist aber keine willkürliche, die allein von dem Gutdünken des einzelnen Individuums abhinge, sondern sie ist eine nothwendige, und die Unterlassung derselben bewirkt ebenso eine unangenehme Reaction durch den Allgemeinwillen, wie die Unterlassung einer nothwendigen Unterordnung unter irgend ein Naturgesetz resp. unter eine natürliche, todte Schranke. Der Allgemeinwille ist deshalb zur Entwickelung gekommen, weil er eine vollkommenere, stärkere Erscheinung ist, als wie der Einzelwille. Dem Vollkommeneren hat sich aber das Unvollkommenere, wie wir gesehen haben, stets unterzuordnen; und im Unterlassungsfalle wird letzteres durch ersteres entweder ganz unterdrückt oder doch in seiner Erhaltung geschädigt, wie dies auch bei dem Unterbleiben der ganz unbewussten nothwendigen Unterordnung der Fall ist.

Wir betrachten die Unterordnung des Einzelwillens unter den Allgemeinwillen resp. das Gesetz als Pflicht des Einzelnen und warum dies? Man könnte darauf antworten, weil es eine Bedingung des Allgemeinwohles ist. Warum ist es aber die Pflicht des Einzelnen zum Allgemeinwohl beizutragen, auch wenn er keine Lust dazu hat? Hierauf giebt es nur die eine Antwort, weil das Allgemeinwohl über dem Einzelwohl steht, etwas Höheres, Vollkommeneres ist, als dieses. Also es ist die Pflicht des Einzelnen bezüglich Unvollkommeneren, sich dem Vollkommeneren unterzuordnen.

Wer macht dies aber dem Einzelnen zur Pflicht? Das Gesetz, also der Allgemeinwille. Und warum kann der Allgemeinwille dem Einzelnen eine solche Pflicht auferlegen? Weil der Allgemeinwille stärker, vollkommener ist, als der Einzelwille und diesen letzteren unterdrücken kann, und weil es im Princip der Arterhaltung und aller Entwickelung der Lebewesen, auch der Menschen liegt, das Unvollkommenere dem Vollkommeneren unterzuordnen (s. IV. Capitel).

Gleichwie die Gemse sich den Tod zuzieht, wenn sie einen zu grossen Sprung wagt, dem sie nicht gewachsen ist, wenn sie ihr

Begehren also nicht der natürlichen Schranke resp. dem Gesetz der Schwere unterordnet; gleichwie ein Mensch, der einem mächtigen, verheerenden Naturereigniss in Verkennung seines Vermögens Trotz zu bieten sucht, anstatt sein Begehren diesem unterzuordnen, von diesen Naturmächten vernichtet oder doch in seiner Erhaltung geschädigt wird, weil diese Mächte stärker sind als er, ebenso wird der Einzelne, der sich dem Allgemeinwillen nicht fügt, von diesem vernichtet oder in seiner Erhaltung geschädigt, weil die Gesellschaft stärker ist, wie der Einzelne.

Die Strafe, d. h. die Züchtigung des Schwächeren durch den Stärkeren, resp. durch die Justiz bei mangelhafter Unterordnung ist also eine nothwendige Reaction des unzweckmässigen Handelns, die sich principiell nicht von der Reaction unterscheidet, welche dann entsteht, wenn der Mensch irgend eine andere stärkere Schranke unbeachtet lässt, die seinem Begehren entgegensteht.

Dass diese Reaction eine nothwendige ist, dies werden wir gleich sehen. Sobald die Gesellschaft dem Einzelnen nicht die Pflicht der Unterordnung des unvollkommeneren Einzelinteresses unter das vollkommenere Gesammtinteresse auferlegt, resp. sobald der Allgemeinwille keine Reaction (in Form der Strafe) gegen die mangelhafte oder unterbliebene Unterordnung zeigt, so löst sich die Gesellschaft allmälig auf, und der mangelhafte, unvollkommene Allgemeinwille geht selbst zu Grunde, gleichwie der einzelne Mensch, der die weniger dringlichen resp. weniger vollkommenen Triebe nicht den dringlicheren, vollkommeneren unterordnet, selbst der Vernichtung anheimfällt.

Ein Staat ist deshalb um so vollkommener, je mehr es in seiner Macht und in seinem Princip liegt, jedes Vergehen des Einzelnen gegen den Allgemeinwillen, das Gesetz zu bestrafen; und als ganz vollkommen ist ein staatliches Leben dann zu betrachten, wenn in demselben jedes Vergehen gegen den vollkommeneren Allgemeinwillen so unausbleiblich und nothwendig bestraft wird, wie sich ein Vergehen gegen irgend ein Naturgesetz rächt (vergl. IV. Capitel).

Wer nicht geeignet ist, sich dem Unvollkommeneren überzuordnen und dieses zu unterdrücken, der ist selbst unvollkommen und wird unterdrückt; dies gilt sowohl vom Staat, wie vom einzelnen Menschen. Das Vollkommenere siegt stets über das Unvollkommenere, und der Mensch oder der Staat, der die höhere Werthig-

keit des letzteren dem ersteren gegenüber nicht anerkennen will oder kann, und der sich dem Princip der Unterordnung nach der grösseren Vollkommenheit nicht fügt, geht zu Grunde. Es hat deshalb, wie wir im IV. Capitel schon hervorgehoben haben, jeder einzelne Mensch, wie jeder Staat das Recht, sich dem unvollkommeneren Menschen bezüglich Staate überzuordnen, aber zugleich auch die Pflicht, sich dem vollkommeneren unterzuordnen, so dass jene Überordnung nur soweit stattfinden darf, als sie mit dieser Unterordnung übereinstimmt.

Gilt dieser Satz auch für den Fall, dass ein einzelner Mensch Ideen hat und zu verwirklichen sucht, welche mit der bestehenden Staatsordnung nicht übereinstimmen, die sich aber später, nachdem der betreffende vielleicht längst im Gefängniss verschmachtet ist, als sehr zweckmässig erweisen und in der That von den nachfolgenden Generationen zum Gesetz erhoben werden?

Wenn also ein Einzelner gesunde revolutionäre Ideen hat; ist es dann seine Pflicht, dieselben auch gegen den Allgemeinwillen resp. gegen den Willen der Gesetzesvertretung, der Regierung zu verbreiten und nach deren Verwirklichung zu streben oder hat er vielmehr seinen Willen auch in diesem Falle dem Gesetze unterzuordnen und alles zu vermeiden, was zu einem Sturze der bestehenden Gesetze beitragen könnte?

In einem gesunden Staate hat jeder Einzelne das Recht seine Ideen, die er für besser hält, als wie die bestehenden Gesetze, zu verbreiten, also das Recht, sich bestimmten Gesetzen überzuordnen, aber zugleich auch die Pflicht, andere Gesetze zu respectiren, sich diesen unterzuordnen, also seine Ideen auf gesetzlichem Wege zu verbreiten (z. B. im Parlament).

Wie ist es aber, wenn ihm jedes Mittel zur Verbreitung seiner Grundsätze versagt, resp. jedes Bestreben, seinen Einzelwillen zum Allgemeinwillen zu machen, durch die Regierung verboten wird? Wie oft kommt es nicht vor, dass Einzelne glauben, die Gesetze verbessern zu können, obgleich ihre Ideen nur ganz ungesunde sind, die so rasch als möglich unterdrückt werden müssen? Und tritt nicht andererseits auch der Fall ein, dass die Regierung den Werth der Ideen eines Einzelnen ganz verkennt und für ganz unzweckmässig hält, obgleich sie von grosser Bedeutung sind und später das Gesetz umgestalten? Das Recht gewisse Grundsätze auch gegen

den Willen der Regierung zu verbreiten, hängt nach dem Vorhergehenden ganz davon ab, ob dieselben wirklich vollkommener sind als die bestehenden Gesetze; und dies zeigt sich allein in dem früheren oder späteren Erfolge des Bestrebens, den Einzelwillen zum Gesetz zu machen. Entstehen dieselben neuen Ideen in vielen verschiedenen Köpfen zugleich oder leuchtet deren Zweckmässigkeit allen Staatsangehörigen oder doch den meisten ein, so dass der Wille des Einzelnen zum Willen der meisten Staatsbürger, also schon zum Allgemeinwillen wird, in welchem Falle die Regierung früher oder später nachgeben muss, weil sie einer grösseren Mehrheit gegenübersteht; so ist dies ein Beweis, dass die Ideen in der That dem jeweiligen Culturzustande des Staates und dem allgemeinen Bedürfnisse mehr entsprechen, also vollkommener sind, als wie die bestehenden Gesetze; und in diesem Falle hat der Betreffende auch das Recht, seine Grundsätze auch gegen den Willen der Regierung zur Geltung zu bringen.

Findet derselbe aber im Gegentheil gar keinen oder zu wenig Anhang, wird seine Anschauung nicht von der Mehrheit der Staatsbürger getheilt; so ist dies in der Regel (abgesehen von den Fällen, in denen solche gegen ihre thatsächliche Überzeugung sprechen und handeln) ein Beweis dafür, dass diese Ideen auch dem momentanen Culturzustande und den Bedürfnissen der Staatsbürger weniger entsprechen, also unvollkommener sind, als die bereits bestehenden Gesetze; und in diesem Falle hat er auch nicht das Recht, seinen Einzelwillen zum Allgemeinwillen erheben zu wollen, und er muss sich, als den unvollkommeneren Menschen, gefallen lassen, dass er unterdrückt, resp. bestraft wird.

Waren die socialdemokratischen Agitatoren der letzten Jahrzehnte z. B. im Recht, als sie gegen den Willen der Regierung ihre Ideen zu verbreiten und zum Gesetz zu erheben suchten? Nein! Die Erfahrung hat gezeigt, dass diese Ideen nicht bei der Mehrheit und vor allem nicht bei der Mehrheit der Gebildeteren in den modernen Culturstaaten Anklang und Zustimmung haben finden können, was bewiesen hat, dass sie wenigstens dem gegenwärtigen Culturzustande und dem Bedürfnisse der Gegenwart nicht in dem Maasse entsprochen haben, als wie die bestehenden Gesetze. Wäre letzteres der Fall gewesen, dann hätten sich sicherlich auch die Regierungen auf die Seite der Mehrheit gestellt. Doch es würde zu weit führen,

wenn wir diese specielle Frage hier noch eingehender erörtern wollten.

Welchen Zweck erfüllt nun die Bestrafung der Einzelnen in einem Staate, resp. welchen Zweck hat die Rechtspflege zu verfolgen? Um diese wichtige Frage, die in neuerer Zeit in juristischen Kreisen mit besonderem Interesse erörtert wird[1], zu entscheiden, wollen wir erst die Frage beantworten, welchen Zweck die ganz unbewusste und die instinctive Unterordnung und die unbewusste Beeinträchtigung der Existenz bei mangelhafter Unterordnung erfüllt.

Dadurch dass diejenigen Lebewesen, welche zweckmässigere Organformen besitzen, im Kampfe ums Dasein stets im Vortheil solchen Thieren gegenüber sind, die eine unzweckmässigere Organform haben, und dass infolgedessen diese letzteren von den ersteren immer unterdrückt werden, wird das Unvollkommene beständig ausgeschieden und nur das Vollkommenere erhalten; und die Folge hiervon ist die, dass sich die Vollkommenheit der Lebewesen immerwährend steigert. Die Unterordnung der unvollkommeneren Organe und Functionen unter vollkommenere erfüllt also ohne gesetzte Absicht den Zweck oder führt (für den, der diesen Zweckbegriff nicht gelten lassen will) zu dem unbeabsichtigten Resultat, dass die Lebewesen vollkommener werden, wie wir dies oben bereits erörtert haben.

Das unvollkommenere Organ wird aber dann nicht von der Betheiligung am Lebensprocess ganz ausgeschieden, wenn eine Anpassung resp. Vervollkommnung stattfindet, was voraussetzt, dass das Organ anpassungsfähig, dass der Unterschied zwischen dem vollkommeneren und unvollkommeneren Organ nicht gross ist. Die Unvollkommenheit selbst wird aber vernichtet.

Ebenso verhält es sich mit der instinctiven Unterordnung der Gefühle und Triebe. Wagt z. B. ein Thier einen etwas zu grossen, aber nicht zu gefährlichen Sprung, der nicht den sicheren Tod, sondern nur einen schmerzhaften Sturz resp. eine geringere Verletzung zur Folge hat; so weicht diese unzweckmässige Handlung von der normalen nicht sehr ab, es ist eine Handlung, die correctionsfähig ist, und die das Thier auch in der Regel zu einer Anpassung veranlasst. Der Schmerz, welcher beim Sturz entsteht, und der Unwille

[1] Vergl. Ihering: „Der Zweck im Recht", 1877; v. Liszt: „Der Zweckgedanke im Strafrecht", Marburg 1882; ausserdem die Schriften von Post, v. Bar u. a.

oder Schreck über das Misslingen der Handlung (die Strafe für dieselbe resp. für die Unvollkommenheit) ist die Ursache davon, dass sich das Thier ein anderes mal besser vorsieht. Die Strafe (im weiteren Sinne) hat also in diesem Falle eine bessere Anpassung, eine Vervollkommnung zur Folge.

Oder wagt ein Thier mit einem stärkeren einen Kampf, dessen Stärke bezüglich Vollkommenheit von der des ersteren nur um ein Geringes abweicht, so dass ersteres wohl den Kürzeren zieht, aber sich durch die Flucht noch retten kann, dann sind die durch den ungleichen Kampf entstandenen Schmerzempfindungen und die unangenehmen Gefühle der Enttäuschung, des Ärgers und der Furcht, welche Gefühle als die Strafe (im weiteren Sinne) für das unzweckmässige, unvollkommene Begehren betrachtet werden müssen, die Ursache davon, dass entweder das schwächere Thier einen solchen Kampf zum zweiten male nicht aufnimmt, oder dass es doch dabei vorsichtiger zu Werke geht, wie das erstemal; die Strafe erfüllt also den Zweck oder hat das Resultat, dass eine Vervollkommnung des betreffenden Individuums stattfindet.

Zeigt ein Thier dagegen eine auffallend grosse Unvollkommenheit und wagt es einen Sprung oder einen Kampf, der den sicheren Tod zur Folge hat und haben muss, dann findet keine Vervollkommnung bezüglich Anpassung statt, sondern die Strafe (der Sturz, die Überwältigung durch den Gegner) bewirkt eine Vernichtung des Thieres und damit die Vernichtung seiner unvollkommenen Organisation, welche die Ursache des unzweckmässigen Handelns war.

Seine Vernichtung tritt auch in der Regel dann ein, wenn es so unzweckmässig organisirt ist, dass es sich trotz öfterer unangenehmer Erfahrungen den betreffenden Schranken nicht anzupassen vermag, wenn die Strafe nicht den Erfolg der Vervollkommnung hat, so dass es sich immer wieder neue Schädigungen zuzieht.

Ein Heerdenthier oder irgend ein Individuum einer thierischen Gesellschaft, das sich eines einmaligen geringen Verstosses gegen den Allgemeinwillen schuldig macht, wird von den übrigen Thieren der Gesellschaft, besonders vom Leitthier nur durch Stösse, Bisse etc. gezüchtigt; und diese Züchtigung hat in der Regel eine Anpassung, also Vervollkommnung des Thieres zur Folge, es wagt einen solchen Verstoss ein andermal nicht wieder.

Ist das Thier aber so unvollkommen organisirt, dass es sich

trotz öfterer Züchtigung nicht bessert, so wird es schliesslich von den anderen Thieren, besonders vom Leitthiere vertrieben, also von der Gesellschaft ausgeschlossen und so in der Regel dem Untergange geweiht. Oder begeht es gleich zum erstenmale eine höchst unzweckmässige Handlung, ordnet es sich dem obersten Princip des Allgemeinwillens nicht unter, sondert es sich vielleicht ab, folgt es nicht, wenn das Leit- oder das Wachtthier das Zeichen zur Flucht giebt oder frisst es, wenn es zur Wache ausgestellt ist, anstatt auf den sich heranschleichenden Feind Acht zu geben; dann geht es ebenfalls in der Regel zu Grunde.

Zu diesen Wirkungen, welche die Strafe bei dem betreffenden Thiere selbst verursacht, kommt nun noch die Wirkung auf die anderen Thiere, welche die unzweckmässige Handlung und deren Folgen wahrgenommen haben, also die Abschreckung. Wenn Thierindividuen einer thierischen Gesellschaft sehen, dass ein anderes Thier einen zu grossen Sprung wagt und deshalb schreiend in die Tiefe stürzt und zerschmettert, oder dass ein unfügsames Thier vom Leitthier gezüchtigt oder vom Feinde überfallen wird, dann verursacht diese Wahrnehmung ebenfalls eine Anpassung bezüglich Vervollkommnung bei den betreffenden Individuen, die Erfahrung trägt dazu bei, dass diese Thiere vorsichtiger werden, wie uns dies die Beobachtungen der in Gesellschaft lebenden Thiere täglich zeigen.

Alle Strafen die in einer menschlichen Gesellschaft bei der Erziehung und bei der Rechtspflege ertheilt werden, erfüllen aber keine andern Zwecke als die, welche wir soeben kennen gelernt haben, entweder eine Anpassung resp. Vervollkommnung (theils Selbstanpassung, theils Abschreckung, also Vervollkommnung anderer Individuen) oder eine Vernichtung des betreffenden Individuums, auf alle Fälle also eine Ausscheidung der Unvollkommenheit.

Wer sich eines geringen Vergehens gegen das Gesetz schuldig macht, der erhält einen Verweis, eine Geldstrafe, eine körperliche Züchtigung oder eine vorübergehende Freiheitsentziehung; und diese geringeren Strafen haben bei normalen Verhältnissen, besonders wenn sie gerecht sind und wenn die Gerechtigkeit erkannt wird, eine Vervollkommnung, d. h. eine Anpassung des Individuums an die bestehenden gesetzlichen Schranken zur Folge; der von der Justiz bestrafte Mensch hütet sich das nächste mal vor dem gleichen Vergehen, gleichwie ein Kind, das sich einmal verbrannt hat, instinctiv

das Feuer scheut oder wie ein Thier, das von einem andern überwunden und stark gebissen worden ist, den stärkeren Gegner meidet. Diese Anpassung kommt, wie wir im IV. Capitel schon angedeutet haben, dadurch zu Stande, dass in dem betreffenden Menschen ein ähnliches unangenehmes Gefühl mit der Vorstellung der That associirt wird, als welches dieselbe in andern Menschen bezüglich im Richter erweckt hat.

Ordnet dagegen ein Mensch seinen Willen auch den obersten Principien der Gesellschaft nicht unter und begeht er im Selbstinteresse ein grosses Verbrechen, einen Mord oder Landesverrath, so wird er durch Verhängung der Todesstrafe oder lebenslänglicher Haft für immer aus der Gesellschaft ausgestossen und vernichtet.

In beiden Fällen wirkt die Strafe zugleich abschreckend, also anpassend, vervollkommnend auf die andern Menschen, und dies um so allgemeiner, je mehr das Vergehen und die Strafe bekannt werden.

Man würde aber sehr fehl gehen, wenn man annehmen wollte, dass von Anfang alles gesellschaftlichen bezüglich staatlichen Lebens der Menschheit an dieser Zweck der Anpassung, der Ausscheidung des Unzweckmässigeren zu Gunsten des Vollkommeneren erkannt und die Strafe nur zur Erreichung dieses Zieles angewendet worden wäre.

Die Menschheit ist sich vielmehr über den Zweck der Strafe erst während der geschichtlichen Zeit allmälig klar geworden, und erst in der Gegenwart, in welcher die Frage, ob bei der Strafe das Princip der Vergeltung, das der Abschreckung oder das der Besserung obwalten muss, noch als eine offene discutirt wird, beginnt man ein tieferes Verständniss von dem Zweck der Strafe zu gewinnen und dieselbe allein im Hinblick auf diesen Zweck anzuwenden, besonders seitdem die Evolutionstheorie auch befruchtend auf die Rechtswissenschaft eingewirkt hat.

Ursprünglich ist auch die Strafe im engeren Sinne, d. h. die in einer thierischen oder menschlichen Gesellschaft von andern Individuen ausgeübte Züchtigung eines Individuums, das sein individuelles Begehren nicht dem Allgemeinwillen untergeordnet hat, nur eine nothwendige und zweckmässige Reaction auf das aus der mangelhaften Organisation resultirende unzweckmässige Handeln[1].

Wenn ein einzeln lebendes Thier oder ein einzelner Mensch

---

[1] Vergl. v. Liszt: „Der Zweckgedanke im Strafrecht.“ Marburg 1882.

das für seine Erhaltung weniger dringliche Begehren nicht dem dringlicheren unterordnet, so erwachsen ihm daraus nothwendig grössere indirecte Leiden, ohne dass vielleicht andere Individuen dabei in Betracht kommen. Diese Leiden sind die nothwendige Reaction der geäusserten eigenen Unvollkommenheit. Wenn ein Individuum einer Thiergesellschaft das Selbstinteresse in dem Falle der Nothwendigkeit nicht dem Allgemeininteresse unterordnet, so entsteht ebenfalls die unangenehme Reaction, das indirecte grössere Leid, nur mit dem Unterschiede, dass diese Reaction erst durch andere Individuen zu Stande kommt. Die Wahrnehmung des unzweckmässigen Handelns erweckt in den andern Individuen und besonders im Leitthiere, weil es gegen dessen Willen geht, nothwendig ein unangenehmes Gefühl, Ärger, Unwille, Zorn oder Wuth; und dieses Leid wirkt auf das Individuum zurück, von welchem es ausgegangen ist, das Leitthier überträgt es durch Ausdrucksbewegungen, die leidbringend, strafend wirken.

Nicht anders ist es ursprünglich im Menschengeschlecht. Die Strafe ist zunächst nur ein Ausfluss des Ärgers, des Zornes, ist ein Act der Rache, der Vergeltung, also eine Rückwirkung auf ein Individuum, von dem ein Leid ausgegangen ist, wie dies die ursprünglichen Strafformen der Blutrache und des Sühnegeldes zeigen[1]. Erst durch die Erfahrung, dass die Strafe einen vervollkommnenden Einfluss auf die einzelnen Individuen, wie auf das Gemeinwesen hat, hat der Mensch den Zweck der Strafe erkannt, und die Strafe ist dann erst eine zweckbewusste geworden, wozu indessen bemerkt werden muss, dass auch jetzt beim Menschen nicht jede Strafe im engeren Sinne eine zweckbewusste ist.

Nicht nur, dass bei Eltern und Lehrern, wenn sie ihre Kinder bezüglich Schüler strafen, in den meisten Fällen die Strafe nur der directe instinctive Ausfluss des zweckmässigen Unwillens über die unzweckmässige Handlung ist; auch den Richtern dictirt die Entrüstung je nach ihrer Stärke z. Th. das Strafmaass mit in die Feder, und das vollkommen zweckbewusste Strafen ist immer erst in der Entwickelung begriffen.

Aber auch dieses letztere, der durch die beste Überlegung und die genauesten Vorschriften bestimmte

[1] v. Liszt: „Der Zweckgedanke im Strafrecht." S. 12.

Strafact erfüllt keinen andern Zweck, als welchen die instinctive Strafe und die ganz unbewusste Reaction der todten Naturereignisse auf unzweckmässige Handlungen bei den Thieren und Menschen erfüllen, nämlich die Unterdrückung und Ausscheidung der Unvollkommenheit, die sich in einer mangelhaften Unterordnung unter die natürlichen und künstlichen Schranken offenbart, die Anpassung (Selbstanpassung oder Abschreckung), also Vernichtung des unzweckmässigen Begehrens oder eine Vernichtung des ganzen Individuums, wie dies die bisherigen Erörterungen wohl zur Genüge dargethan haben. Und wenn hier etwas unser Staunen erregen kann, so ist es wohl nur die Thatsache, dass hier, wie überall, der Mensch mit all seiner Intelligenz principiell keine anderen Resultate erzielt, als welche auch unbewusst durch das Arterhaltungsprincip zu Stande kommen.

Die Folge ungenügender wie zu weitgehender Unterordnung des Einzelinteresses unter das Gesammtinteresse ist also, wie wir gesehen haben, in allen Fällen die Ausscheidung des Unvollkommenen, die Vernichtung einzelner unzweckmässiger Triebe oder der ganzen Individuen resp. der Schmerz, welcher mit dieser Vernichtung verbunden ist

Im ersteren Falle, in dem es sich nur um eine durch die Strafe bewirkte Anpassung oder um eine Beeinträchtigung der Erhaltung, nicht um den sofortigen Tod handelt, wird die Strafe um so mehr empfunden, je mehr die Beeinträchtigung zum Bewusstsein kommt, und je mehr man deshalb Reue empfindet. Die Qualen der Reue addiren sich beim denkenden Menschen noch zu den Leiden, welche direct aus der Beeinträchtigung der Erhaltung hervorgehen (körperliche Züchtigung, Freiheitsmangel, Nahrungsmangel etc.), und deshalb leidet der denkende Mensch nach einem Fehltritt weit mehr, wie das Thier, und der gebildetere Mensch, das Genie leidet mehr, wie der ungebildete, der nicht weiter über die Folgen seines Handelns nachdenkt. Da nun andererseits die Genie's sehr häufig eine mangelhafte Gesundheit haben und deshalb auch leicht in ihrer Unterordnung zu weit oder nicht weit genug gehen, weil ihnen der gesunde Instinct fehlt, so erklärt sich die Thatsache leicht, dass gerade die grössten Genie's in der Regel diejenigen Menschen sind, die das Leid des Lebens am meisten empfinden und deshalb eine pessimistische Weltanschauung vertreten.

Je intensiver aber andererseits die Reue ist, desto stärker ist auch der Wille zur Anpassung bezüglich Besserung; und es hat deshalb eine gewisse Berechtigung, wenn die christliche Lehre ein so grosses Gewicht auf die Reue legt und alle Sünden vergeben lässt, sobald dieselben bereut werden.

Nach welchem Principe müssen wir uns nun richten, wenn wir eine möglichst vollkommene Unterordnung und damit möglichste Vermeidung der Strafen und der Reue erzielen wollen?

Alles Streben des Menschen bezweckt die höchstmögliche Glückseligkeit. Im ersten und zweiten Capitel haben wir aber gezeigt, dass die Freuden aus den Förderungen, die Leiden aus den Beeinträchtigungen des Lebens- resp. Arterhaltungsprocesses resultiren, und dass sich die Summe der Freuden und Leiden nicht nur des Einzelnen, sondern der Familie, des Volkes und der ganzen Menschheit nach den Förderungen und Hemmungen richtet, welche der Einzelne, die Familie, ein Volk oder die Menschheit erfährt. Die höchstmögliche Glückseligkeit des einzelnen Menschen, wie der Gesammtheit wird also allein durch das Streben nach möglichst vollkommener Arterhaltung erreicht, und dieses Streben hat demnach auch als sittliches Princip, resp. als Princip der Unterordnung der Einzelinteressen unter die Gesammtinteressen zu gelten, wie auch nach unseren Erörterungen die möglichst vollkommene Arterhaltung das alleinige Princip der ganz unbewussten und der instinctiven Unterordnung ist.

Wir erkannten oben als das allgemeine Princip aller Unterordnung die Unterdrückung und Ausscheidung des Unvollkommeneren durch das Vollkommenere resp. die Unterordnung des ersteren unter letzteres. Was ist aber das Vollkommenere und das Unvollkommenere? Die relative Vollkommenheit einer Lebenserscheinung richtet sich in allen Fällen darnach, in welchem Grade sie einem bestimmten Zwecke angepasst und gut ist, resp. in welchem Grade sie die Arterhaltung fördert. [1]

Ob nun in einem bestimmten Falle die Arterhaltung durch den einen oder durch den anderen Trieb am meisten gefördert wird, dies hängt nicht allein von der Natur dieser Triebe an sich ab, sondern auch von den momentanen Umständen resp. davon,

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ XV. Capitel.

welches Handeln in dem betreffenden Falle eine grössere Dringlichkeit im Interesse der Arterhaltung hat.

Der Grad der Unterordnung des Einzelinteresses unter das Allgemeininteresse bestimmt sich also nach dem Grad der Dringlichkeit. Derselbe lässt sich aber nicht für jedes Individuum und für jedes Allgemeinwesen von vornherein festsetzen, sondern er richtet sich sowohl nach den jeweiligen politischen und socialen Verhältnissen eines jeden Staates, wie auch nach der socialen Stellung der einzelnen Individuen. Im Kriegsfalle z. B. ist die Unterordnung des Einzelinteresses in viel höherem Maasse geboten, als in Friedenszeiten; und für Menschen, die eine hohe militärische oder politische Stellung einnehmen, ist die Pflicht, für das Allgemeinwohl zu wirken, auch in Friedenszeiten eine dringlichere, als wie für irgend einen Privatmann. Um dem Grad der Dringlichkeit immer entsprechend zu handeln, müssen wir aber dahin kommen, dass sich mit jeder Zweckvorstellung ein Gefühl von entsprechender Stärke verbindet, was nur dadurch zu erreichen ist, dass das Einzelinteresse durch die Rechtspflege und die Erziehung möglichst vollkommen dem Allgemeininteresse angepasst wird. Diese Vervollkommnung der Anpassung im Interesse einer möglichst vollkommenen Arterhaltung ist eine der wichtigsten Aufgaben des Menschen.

VII. Capitel.

Die Ursachen der hervorragenden Leiden der gegenwärtigen Culturvölker.

Unmässigkeit im Erobern, Üppigkeit, geschlechtliche Ausschweifung und Sklaverei und die dadurch herbeigeführte Schwächung der Fähigkeiten zum Lebenskampfe als die Ursachen des Verfalles der alten Culturvölker. Das Verhalten der alten und neuen Culturvölker den schwächeren Naturvölkern gegenüber. Der Verkehr und die gegenseitige Controle der Staaten als Ursache zur Mässigung in der Unterdrückung schwächerer Völker. Die Vortheile dieser Mässigung für die siegenden Culturvölker selbst. Die besonderen Übel und Gefahren der Gegenwart und Zukunft: Trunksucht und widernatürliches Geschlechtsleben. Nachtheile und Vortheile des „Militarismus". Körperliche Überanstrengung im socialen Concurrenzkampf. Übervölkerungsfrage. Geistige Überanstrengung und Vernachlässigung der Körperpflege. Der „Materialismus" der Gegenwart und die Unzufriedenheit der ärmeren Classen.

Jede Lebensperiode eines Volkes hat, wie jede Periode des individuellen Daseins, seine besonderen Freuden und Leiden; und gleich wie der einzelne Mensch in der Regel in seiner Jugend einen Überschuss an Freuden geniesst und im Alter einen Überschuss an Leiden zu ertragen hat, so überwiegen auch in der Zeit des Aufblühens eines Volkes die Freuden, während des Niederganges dagegen die Leiden.

Die Entwickelung einer höheren Cultur, welche immer mit der Entfaltung der Macht und des Reichthums eines Volkes Hand in Hand geht, nährt, sobald das Streben mehr auf Genuss des Erworbenen, als wie auf weitere Übung im Lebenskampfe gerichtet ist, oder sobald das Streben den vererbten gesunden Dispositionen widerspricht, zugleich den Keim zum Niedergang; und die Ur-

sachen dieses Niederganges sind auch die Ursachen der mit dem physischen und moralischen Verfall verbundenen Leiden. Um also zu erfahren, worin die besonderen Leiden der gegenwärtigen Culturvölker wurzeln, kommt es darauf an, diejenigen Factoren festzustellen, welche den moralischen und physischen Niedergang der Völker bedingen.

Die Culturvölker sind den Naturvölkern gegenüber stets im Vortheil gewesen und haben bis zu einer bestimmten Zeit immer auf Kosten dieser einen Überschuss an Freuden genossen. Nicht nur, dass die alten Culturvölker andere Völkerstämme tributpflichtig gemacht, vom Besitzthum vertrieben, unterjocht, oder in die Sklaverei geschleppt nnd in jedem Falle deren Reichthümer an sich gezogen haben; auch in der Gegenwart werden die Naturvölker von den Culturnationen in jeder erdenklichen Weise noch ausgebeutet, übervortheilt im Handel, verdrängt oder ganz unterjocht, was freilich meist unter dem Vorwand geschieht, sie zu beschützen.

Abgesehen nun von den Freuden, welche direct aus der Machtausbreitung und Bereicherung eines Volkes hervorgehen, wie die bessere Ernährung, Kleidung und das behäbigere Wohnen, so verschaffen sich die mächtigeren und reicheren Nationen auch durch die Pflege und den Genuss der Kunst indirecte grössere Freuden, welche den zu immerwährendem Daseinskampfe gezwungenen Naturvölkern abgehen.

Aber gerade der übermässige Freudgenuss ist die Ursache davon, dass ein Volk wieder degenerirt und dann einen Überschuss an Leiden zu ertragen hat, welcher um so grösser ist, je grösser bei den Vorfahren der Freudüberschuss war. Die bessere Ernährung führt bald zur Schwelgerei und zur Gewöhnung an stark erregende Leckereien und an nerventödtende Getränke, wie dies die Gelage der Alten und die Trunksucht in den gegenwärtigen Culturländern genugsam illustriren. Der unbeschränkte und ausgewählte Geschlechtsgenuss führt zur Ausschweifung, und sowohl die naturwidrige Ernährung, als der abnorme Geschlechtsgenuss haben gar bald Schwächung des Nervensystems, Verlust der Widerstandsfähigkeit, Krankheit und Unfruchtbarkeit zur Folge. Hierzu kommt noch, dass die Gewöhnung an bessere Kleidung und Wohnung den Menschen verweichlicht, dass das arbeitslose Leben und das Schwelgen in Natur- und Kunstgenüssen schliesslich Unlust zur Arbeit und Arbeitsunfähig-

keit, und dass ein längeres Gesichertsein vor äusseren Angriffen die Unfähigkeit, sich gegen solche Angriffe durch Bekämpfung der Feinde zu schützen, nothwendig herbeiführt. Nach dem Gesetz der potentiellen Anpassung machen sich aber diese verderblichen Folgen bei den Nachkommen in höherem Maasse geltend, als bei denjenigen Generationen, welche diese Folgen verschuldet haben.

Lange sagt in seiner „Geschichte des Materialismus" (S. 143), dass der Untergang der alten Cultur in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt einen Vorgang darstelle, dessen ernste Räthsel noch ungelöst seien. In der That hat man bei der Beurtheilung dieses Processes das grosse Lebensgesetz, dass die Lebensfähigkeit mit dem Lebenskampfe wächst und abnimmt, zu wenig berücksichtigt oder gar nicht gekannt. Die Bodenerschöpfung, welche von Liebig als hauptsächliche Ursache jenes Niederganges betrachtet worden ist, hat wohl nur eine nebensächliche Bedeutung. Dieselbe hätte, wenn die damaligen Culturvölker noch jugendlich kräftig gewesen wären, wohl eher als Sporn zur höheren Entwickelung gedient. Die hauptsächliche Ursache des Zerfalles war aber die Erschlaffung der Menschen. Die schwelgerischen Gelage der Griechen und Römer, die üppigen Bacchusfeste, die ganz abnormen und lasterhaften geschlechtlichen Ausschweifungen waren nothwendig die Ursachen davon, dass die späteren Generationen immer schwächlicher wurden. An allen denkbaren Luxus gewöhnt, wurde ausserdem die Fähigkeit zum Kampfe ums Dasein durch die Sklaverei in hohem Grade geschwächt. Wenn sich die Menschen viele Generationen hindurch durch Sklaven bedienen, all ihre Arbeiten durch dieselben verrichten lassen, und nur daran denken, mit welcher Raffinerie sie das Leben geniessen wollen, dann muss sich nothwendig ihre Fähigkeit zum eigenen Lebenskampfe auf ein sehr geringes Maass reduciren.

Alles organische Leben besteht in der stetigen Function der Organe resp. in der immerwährenden Übung der Organfunctionen und der Lebensfähigkeiten, d. h. derjenigen Fähigkeiten, welche die Selbst- und Arterhaltung durch den nothwendigen Lebenskampf sichern. Das Aufhören oder willkürliche Unterlassen dieser Übung verursacht demnach nicht erst Degeneration, sondern es ist selbst schon Degeneration. Durch den enormen Sklavenluxus, an den sich die alten Culturvölker gewöhnten, wurde aber die Übung der Fähigkeiten zum Lebenskampfe in ganz abnormer Weise beschränkt, und

die Sklaverei war deshalb stets das gefährlichste Lebensgift und eine der hauptsächlichsten Ursachen zur Beschleunigung der Degeneration.

Als bereits die Folgen der schwelgerischen Lebensweise zu Tage traten, predigten die griechischen Philosophen Mässigkeit und Enthaltsamkeit. Da aber eben durch die Üppigkeit nach dem Gesetz der potentiellen Anpassung gerade für die nachfolgenden Generationen bereits der Grund zur Entnervung und Unfähigkeit zum Lebenskampfe gelegt war, so kam diese Mahnung zur Mässigkeit bereits zu spät, wie ja auch beim einzelnen Menschen in der Regel die Erkenntniss vom Leben und die Schätzung des Guten sich erst dann entwickelt, wenn sich bereits die Folgen begangener Sünden zeigen.

Mit diesem moralischen und physischen Verfall der Griechen und Römer stellten sich aber alle die Leiden eines entnervten und degenerirenden Volkes ein. Und während dem Schwelgen in Lebenslust nothwendig die Übersättigung an den Lebensgenüssen und der Lebensekel[1] folgte, andererseits sich die Leiden der kränkelnden Menschheit mehrten, so wurde die Widerstandskraft und die Fähigkeit, die Leiden des Lebens zu bekämpfen, immer geringer; und so musste es nothwendig kommen, dass man sich einer pessimistischen Religion in die Arme warf, welche den Werth des Lebens überhaupt verneinte und das Leben als eine Leidenszeit betrachtete, womit dann vollends der Rest der Energie zum Lebenskampfe verloren ging.

Wie nun einerseits die Blüthezeit eines Volkes den Keim zum Untergange desselben entfaltet und den übermässigen Freuden wieder abnorme Leiden folgen; so entwickelt sich in der Zeit des Verfalles und des Leidens dadurch, dass sich die Menschheit viele Generationen hindurch an Entbehrungen gewöhnt, und andererseits dadurch, dass in dieser Zeit die am meisten entnervten Familien allmälig alle untergehen und durch die natürliche Selection das Volk gewissermassen gereinigt wird, unter günstigen Umständen wieder der Keim zu einem abermaligen Emporblühen; und den übermässigen Leiden folgt wieder ein Überschuss an Freuden, bis abermals eine Degeneration eintritt. So findet ein immerwährender Wechsel der socialen Zustände und der Freuden und Leiden eines Volkes statt.

---

[1] Vergl. Eugen Dühring: „Der Werth des Lebens."

Während das eine Volk aber degenerirt, blühen andere auf den Schultern des ersteren und auf Kosten desselben empor; und zwar zeigt uns die Geschichte, dass gerade diejenigen Völker, welche von mächtigeren längere Zeit unterjocht waren, mit der zunehmenden Degeneration derselben sich kräftigten und schliesslich sich zu herrschenden Culturvölkern entwickelten, die nun ihre ehemaligen Unterdrücker unter ihre Füsse brachten, vorausgesetzt, dass diese Völker nicht selbst kurz vorher eine Culturperiode und eine Zeit der Degeneration durchgemacht hatten und noch eine urwüchsige Widerstandskraft und Energie besassen.

Italien, das früher von griechischen Colonisten regiert wurde, schwang später das Scepter über Griechenland, und während Germanien früher eine römische Provinz war, so liessen sich die deutschen Kaiser später in Rom die Krone aufsetzen.

Ein Volk, welches von einem höher entwickelten Culturvolk beherrscht und ausgesogen wird, das aber in den letzten Jahrtausenden selbst keine entnervende Culturperiode durchgemacht hat und deshalb jugendliche Energie besitzt, und dessen Land gute Bedingungen zur Culturentwickelung bietet, hat am meisten Aussicht, später emporzublühen. Das Leid, von einem bestimmten Volke beherrscht zu werden, ist stets ein Stachel zur Entwickelung des Triebes, das unterdrückende Volk, den Peiniger selbst wieder zu unterdrücken; und ein bedürfnissloseres, an Entbehrungen gewöhntes Volk ist einem an Luxus gewöhnten Culturvolke gegenüber, mit dem es in Berührung kommt, und von dem es die durch die Cultur errungenen Vortheile im Kampfe ums Dasein erlernt, stets im Vortheil.

Diese Processe des Auf- und Niederganges der Völker finden deshalb auch heute noch statt: allein sie führen nicht mehr zu solchen extremen Zuständen wie ehemals. Die Naturvölker werden auch heute noch von den herrschenden Culturvölkern ausgebeutet, man eignet sich ihre Gebiete an und nutzt sie zu seinem eigenen Vortheil, nicht zu dem der Bewohner aus, ja man verdrängt womöglich diese letzteren von ihren Wohnsitzen, wie dies die Vorgänge in Amerika, Australien, Afrika und in Indien genugsam beweisen. Aber die Sieger unterjochen die Besiegten heutzutage nicht in dem Maasse wie ehemals; erstere verwüsten nicht mehr ganze Länderstrecken, schleppen die Besiegten nicht mehr in die Sklaverei und rauben ihnen nicht alles Besitzthum, wie ehedem.

„Wenn man sagt, wie die Juden sich für berechtigt hielten, die Länder in Besitz zu nehmen, welche Gott ihnen versprochen hatte, und in einzelnen Fällen die Bewohner einfach auszurotten, so pflegten wir, um „die unverkennbare Absicht der Vorsehung“ zu erfüllen, niedrigere Racen aus ihrem Besitzthum zu vertreiben, wo immer es uns nach ihrem Gebiete gelüstet — so lässt sich dem entgegenhalten, dass wir wenigstens nicht viel mehr tödten, als nothwendig erscheint, und diejenigen, die sich unterwerfen, ruhig gewähren lassen. Und sollte Jemand darauf hinweisen, dass, wie Attila sich selbst für „die Geissel Gottes“ erklärte, welche die Menschen für ihre Sünden züchtige, während er die Völker und ganze Nationen unterwarf oder vernichtete, so auch wir, wenigstens wie uns ein oberster Statthalter und ein von ihm citirter Geistlicher repräsentiren, uns dazu berufen halten, die Heiden, welche polygamisch leben, mit Flinten und Kanonen zu züchtigen — so ist es doch andererseits unzweifelhaft, dass heute selbst der grausamste Jünger des Lehrers der Barmherzigkeit seine Rachbegier nicht so weit treiben würde, ganze Länder zu entvölkern und Dutzende von Städten dem Erdboden gleich zu machen. Und erinnern wir uns überdies, dass es eine „Gesellschaft zum Schutz der Eingebornen“ giebt, dass in gewissen Colonien besondere Commissare eigens dazu angestellt sind, die Interessen der Eingebornen zu beschützen, und dass in vielen Fällen den Eingebornen ihr Land abgekauft wurde, worin, auf wie unbillige Weise es auch geschehen sein mag, doch immerhin eine gewisse Anerkennung ihrer Rechte ausgesprochen liegt, so dürfen wir wohl sagen, dass, so gering auch der Fortschritt sein mag, welchen der Compromiss zwischen Egoismus und Altruismus in internationalen Angelegenheiten gemacht hat, doch jedenfalls die ersten Schritte in der angedeuteten Richtung sich nicht verkennen lassen [1].“

Die Culturvölker beschränken also heute die Freuden ihrer Siege; und den unterliegenden Naturvölkern bleibt ein Theil der Leiden erspart, die in früheren Zeiten besiegte Völker zu erdulden hatten.

Als Ursache dieser humanen Beschränkung wird in der Regel die christliche Liebe angeführt. Indessen haben die Europäer, als sie die Indianer noch wie wilde Thiere erschossen, nichts weniger als christliche Liebe geübt. Und wenn man heute die Menschen-

[1] Herbert Spencer: „Die Thatsachen der Ethik.“ S. 261.

rechte besiegter Völker mehr anerkennt, als wie in älteren Zeiten, so liegt dies wohl hauptsächlich an dem heutigen Verkehr und an der politischen und socialen Controle, die jetzt von fast allen Völkern der Erde bei jeder Eroberung ausgeübt wird. Seitdem wir tausende von Schiffen besitzen, welche die entferntesten Länder miteinander verbinden, erhalten die verschiedensten und entferntesten Völker nicht nur Kunde von jedem grösseren politischen und socialen Ereigniss; sondern sie üben auch Kritik über dieselben; und die mächtigeren Nationen vermögen ihren Willen nöthigenfalls durch ihre Kriegsschiffe in empfindlicher Weise zur Geltung zu bringen. Keine einzelne Nation kann heute gegen den Willen aller andern grössere Gebiete erobern und kleinere Völker nach ihrem Belieben unterjochen. Jeder Staat überwacht vielmehr mit eifersüchtigen Blicken die anderen Staaten in ihren politischen Unternehmungen; und diese Controle ist der mächtigste Hebel zur Entwickelung der Humanität und der altruistischen Rücksichten, wie auch die gegenseitige Controle innerhalb eines Staates die wichtigste Ursache zur sittlichen Entwickelung ist.

Nordamerika würde jetzt gewiss Chile, Peru und Bolivien annectiren, Russland würde die europäische Türkei mit Constantinopel nehmen, Frankreich würde Madagascar unter seinen Schutz nehmen und es in christlicher Liebe aussaugen — wenn nicht jede dieser Nationen wüsste, dass ihnen der Weg zu diesen Unternehmungen durch die Controle seitens der anderen Nationen verlegt wäre. Die seit der Panamafrage entstandenen internationalen Schiedsgerichte sind der beste Ausdruck für die sich immer weiter entwickelnde Beziehung und gegenseitige Controle der verschiedensten Völker untereinander.

Die höhere Cultur, welche sich früher in jeder Zeit immer nur auf ein Volk oder ein grösseres Reich beschränkte, verbreitet sich durch die internationalen Verbindungen jetzt über die ganze Erde, und in kurzer Zeit wird es „wilde“ Völker gar nicht mehr geben. Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Telegraphen, Fabriken führen sich jetzt überall ein; und in nicht zu langer Ferne wird kein Volk mehr den übrigen gegenüber andere Vortheile im Kampfe ums Dasein besitzen, als solche, welche durch die geographische Lage, Bodenbeschaffenheit des Landes und durch die Raceneigenthümlichkeiten gegeben sind.

Kein Volk kann also jetzt mehr zu einer so unbeschränkten Herrschaft emporsteigen, wie ehemals etwa die Griechen und Römer. Damit ist in der Gegenwart und für die Zukunft aber auch dieses Schwelgen in den Siegesfrüchten und das abnorm üppige, sorgenlose und rasch zur Degeneration führende Leben, wie es die früheren Culturvölker geführt haben, unmöglich gemacht. Jede Nation ist jetzt auf jedem Gebiete zu einem immerwährenden Concurrenzkampfe gezwungen, und in Zukunft wird dieser Kampf voraussichtlich noch ein viel lebhafterer werden, als er in der Gegenwart ist. Die äusserst segensreiche Folge hiervon ist aber die, dass fast jedes Volk durch diese stetige Übung im Kampfe ums Dasein seine Fähigkeit zum Lebenskampfe nicht nur conservirt, sondern auch erhöht, so dass ein derartiger physischer und moralischer Verfall, wie er in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung stattgefunden hat, jetzt nicht mehr gut denkbar ist. Nichts ist gefährlicher für die Existenz und das Glück eines Volkes, als ein abnorm rascher und hoher Aufschwung seiner Macht und seines Reichthums. Denn diesem folgt gar bald das unvernünftige Schwelgen in den Siegesfrüchten und die damit Hand in Hand gehende Degeneration. Wir Deutschen haben die verderblichen Folgen eines plötzlich gewonnenen Reichthums nach dem französischen Kriege genugsam gekostet. Nachdem sich seit dem Besitz der fünf Milliarden urplötzlich in jeder Schicht der Bevölkerung die Bedürfnisse, der Luxus und die Schwelgerei bis zu einem abnormen Grade gesteigert hatten (ich erinnere an die Lebensweise vieler Berliner Arbeiter, die in Droschken I. Classe zur Arbeit fuhren und am Abend theure Weine tranken); stellte sich gar bald die Demoralisation, das Speculationsfieber, der Gründungsschwindel, die Unsolidität in der Fabrikation und der dadurch bedingte vorübergehende Niedergang der Industrie ein; und der Rückschlag wurde nun doppelt empfunden, weil der gesteigerte Luxus zum Bedürfniss geworden und der Contrast zur Periode des Aufblühens nun um so grösser war. Diese verderblichen Folgen würden aber noch ganz andere gewesen sein, wenn wir nach diesem siegreichen Kriege im Gefühl unserer Stärke auf Eroberungen ausgegangen wären und noch weitere Siege errungen und weitere Reichthümer erworben hätten. Zum Glück hatten wir unsern grossen Kaiser und den unerreichten Staatsmann, deren bewunderungswürdige Grösse sich erst recht in der einzig dastehenden Mässigung und

Beschränkung der Unternehmungen gezeigt hat. Erst die späteren Generationen werden die weltgeschichtliche und sociale Bedeutung dieser Mässigung für unser geliebtes Vaterland in rechter Weise zu würdigen wissen; denn nur diese Mässigung hat uns vor einem zu grossen Siegestaumel, vor dem abnormen, üppigen Schwelgen in den Siegesfrüchten und der daraus resultirenden Degeneration bewahrt. Die Mässigung auch im Fortschreiten und Emporstreben ist eine der wichtigsten Bedingungen zu einer dauernden Weiterentwickelung und zur Erhaltung und dauernden Erhöhung des Allgemeinwohles. Denn wer mässig ist im Emporstreben, der bleibt es im Genuss der Errungenschaften, und der behält seine Fähigkeit zum Lebenskampfe, weil dem mässigen Vorwärtsstreben und Genuss keine Erschlaffung folgt. Hätten die griechischen Philosophen die Mässigung nicht erst dann gepredigt, als Griechenland schon seit langer Zeit in seiner Herrschaft über andere Völker geschwelgt hatte, sondern bereits während des Aufblühens Griechenlands, und hätten sie schon damals auch allgemeineren Erfolg damit gehabt; hätten Griechenland und Rom sich das Princip der Mässigung von allem Anfang an zum politischen Princip gemacht, wie es unser Reichskanzler thut, dann würde nicht dieser jähe Verfall des Griechen- und Römerthums eingetreten sein. Was anders hat auch die Macht des Cyrus, Alexanders des Grossen und Napoleons I. gebrochen, als die Unmässigkeit, die Habgier und Ehrsucht? Und welch traurige Folgen hatte die Unmässigkeit der letzten römischen Kaiser? —

Während nun der Untergang der alten Culturvölker durch die Unmässigkeit im Erobern, Essen, Trinken, im Geschlechtsgenuss und im Ruhen resp. Faullenzen herbeigeführt wurde, und diese Unmässigkeit also auch die Ursache zu den hervorragenden Leiden der früheren Völker war; so droht den modernen Culturvölkern und denjenigen der Zukunft der theilweise Verfall durch die Unmässigkeit im socialen Concurrenzkampf, resp. durch die körperliche und geistige Überanstrengung in demselben; und die hervorragenden Leiden der Gegenwart sind z. Th. bereits darauf zurückzuführen, dass man sich ohne Rücksicht auf die körperliche Gesundheit seiner selbst und besonders der Nachkommen

körperlich und geistig überanstrengt, um mehr zu besitzen und durch seine geistige Überlegenheit weiter zu kommen, als der Andere.

Auch in der Gegenwart ist in den Culturländern allerdings sowohl eine unnatürliche Ernährung, als ein naturwidriges Geschlechtsleben verbreitet. Die Kinder nicht nur reicher, sondern selbst weniger bemittelter Eltern, sowie viele Frauen sind dermassen an Leckereien gewöhnt, dass sie oft mehr Conditorwaaren geniessen, als wie natürliche, gesunde Nahrungsmittel, und sich dadurch ihre Zähne und vor allen Dingen ihren Verdauungscanal gründlich verderben. Mit der Schwächung der Ernährungsorgane entsteht aber auch die Schwächung des ganzen Nervensystems und der Lebenskraft; und die Folgen sind dann Krankheiten aller Art. Bei den Männern ist die Trunksucht mit all ihren verderblichen Folgen der Schwächung des Darmcanales und des Nervensystems, der Schwächezustände, der Energielosigkeit, der Leidenschaftlichkeit, des Irrsinns etc. etc. in einer Weise verbreitet, dass man sich in fast allen Culturländern jetzt genöthigt sieht, mit grösserer Energie gegen dieses Übel anzukämpfen, wie dies das abnorm einseitige Verhalten der „Temperenzler“ in Amerika und die Vereine gegen Trunksucht, „gegen den Missbrauch der geistigen Getränke“ etc. in Europa beweisen. In Deutschland haben wir leider noch thatsächliche Trinkschulen, das sind die Studentenkneipen. Nirgends auf der Welt wird von irgend welchen Menschen das unsinnige, widernatürliche Biertrinken, das keinen andern Namen als „Saufen“ verdient, in einer Weise geübt und systematisch gepflegt, als wie in Deutschland von den Studenten; und doch ist für keine Berufsclasse der übermässige Alkoholgenuss so schädlich und gefährlich, als wie für die „Studirenden“ und die „Studirten“. Man glaubt es den alten Deutschen nachmachen zu müssen, bedenkt aber nicht, dass auch die grössten Mengen Bieres auf die urkräftigen Vorfahren, — die ein widerstandsfähiges Nervensystem mit auf die Welt gebracht hatten, sich wenig oder gar nicht geistig anstrengten, sich körperlich ausarbeiteten und auch die nöthige Ruhe genossen und dies alles stets in frischer Luft, — nicht im entferntesten die schädlichen Folgen haben konnten, welche auch verhältnissmässig geringe Mengen bei den gegenwärtigen Generationen und besonders bei solchen Menschen nothwendig haben müssen, die sich nur geistig beschäf-

tigen. Wenn nun die weniger gebildeten Massen sehen, in welcher Weise sich die „Studirenden“ verhalten, dann finden sie nicht nur nichts Unrechtes, sondern vielmehr einen Vorzug darin, genau dasselbe zu thun. Der „Biercomment“ hat sich leider nicht nur schon unter den jungen Gymnasiasten, sondern in der Nähe von Universitätsstädten und in solchen auch unter den Arbeitern und Bauern eingenistet. Was kann es auch für einen Eindruck machen, wenn ein Geistlicher die Arbeiterclassen zur Mässigung im Trinken ermahnt, während diese doch genau wissen, dass der Herr Pastor als Student viel mehr getrunken, hat als sie.

Diese Trinkerei während der Studienzeit ist auch besonders verhängnissvoll für Diejenigen, welche nach derselbeu nicht mit Sicherheit auf eine Anstellung rechnen können, wie z. B. für die Polytechniker. Ich habe, nachdem ich auf meinen Reisen überall unternehmenden englischen und französischen Ingenieuren begegnet bin, mich oft gefragt, wie es wohl komme, dass man bei der Vortrefflichkeit unserer polytechnischen Anstalten noch so wenig deutsche Ingenieure findet, die im Auslande grössere Unternehmungen wagen. Nachdem ich aber gesehen habe, mit welcher Sucht deutsche Polytechniker den „Biercomment“ reiten, und in welcher Weise die armen „Füchse“ zum menschenunwürdigen — Trinken gezwungen werden, welche bleiche Gesichter und welche Bierbäuche sich junge Leute von 20—22 Jahren schon angezecht haben, ist mir die Sache klar geworden. Nachdem während der Studienzeit alle Energie und Unternehmungslust verzecht worden ist, bleibt nur noch übrig, sich mit Ängstlichkeit nach einem Stellchen umzusehen.

Es ist zu hoffen, dass die äusserst zeitgemässe Mahnung des preussischen Cultusministers zur Pflege der Leibesübungen auch auf den Universitäten in Zukunft immer mehr Berücksichtigung finden wird, dass neben dem Fechten das Turnen, Rudern, Boxen u. a. Leibesübungen sich bei uns in ähnlicher Weise einbürgern werden, wie in England, und dass solche Leibesübungen allmälig die Trinkgelage verdrängen. Ein Glück, dass wenigstens jeder junge Mann genöthigt ist, seine Militärzeit durchzumachen.[1]

Der Mangel an körperlicher Bewegung ist auch in erster Linie mit Ursache zu den geschlechtlichen Lastern der Jugend. Unser

[1] Vergl. Hartwich: „Woran wir leiden.“ Düsseldorf. II. Aufl. 1882.

heutiges Erziehungssystem begünstigt die Selbstbefleckung mit all ihren verderbenbringenden Wirkungen der männlichen und weiblichen Krankheiten in einer Weise, dass es höchste Zeit wird, dasselbe abzuändern. Wenn die Knaben einige Stunden täglich weniger auf der Schulbank zu sitzen hätten, dafür aber mehr zu Leibesübungen genöthigt würden, so dass ihnen am Abend eine natürliche Ermüdung einen gesunden Schlaf ermöglichte; und wenn unsere Mädchen mehr zu häuslichen Arbeiten angehalten würden, anstatt dass dieselben Romane lesen und in den Pensionaten neben dem für sie überflüssigen Wissenskram sich gegenseitig ihre verderblichen Leidenschaften und Laster lernen; dann würde es jedenfalls weniger schwächliche Männer und besonders weniger Frauenkrankheiten geben. Die grösseren Erziehungsinstitute und Pensionate sind die schlimmsten Brutstätten für die geschlechtlichen Verirrungen mit ihren nothwendig folgenden Leiden aller Art. Nach dem Urtheile der Ärzte rühren insbesondere die meisten oder alle specifischen Frauenkrankheiten, die jetzt so erschreckend allgemein werden, von Jugendsünden her, und nicht nur die meisten Knaben, sondern auch 70 bis 80 Procent der in Städten lebenden Mädchen sollen darnach dem Laster der Selbstbefleckung ergeben sein.

Wie sehr besonders in Frankreich abnorme Verhältnisse im Geschlechtsleben verbreitet sind, ist allgemein bekannt; und die auffallend geringe Zunahme der französischen Bevölkerung muss man wohl in erster Linie auf diese Demoralisation zurückführen.

Hierzu kommt die Thatsache, dass es den meisten Männern nicht vergönnt ist, im geeigneten Alter heirathen zu können. Durch die gesteigerten Ansprüche, die besonders in Betreff der geistigen Bildung an den Mann gestellt werden, gelangt dieser erst sehr spät zur Selbstständigkeit. Ausserdem werden unsere Mädchen heute an einen Luxus gewöhnt, der es vielen Männern unmöglich macht, zur geeigneten Zeit eine Frau zu ernähren. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn sich die Prostitution und damit die Verbreitung der syphilitischen Krankheiten in schreckenerregender Weise vermehrt. Von allen Krankheiten sind aber die Erkrankungen der sexuellen Organe und Fähigkeiten diejenigen, welche die Erhaltung eines Volkes am meisten bedrohen.

Unnatürliche Ernährung und geschlechtliche Ausschweifungen sind also auch noch heute in den Culturländern, besonders in Frank-

reich, verbreitet und bilden grosse Gefahren für die dauernde Erhaltung der jetzigen Culturvölker. Allein derartige Leidenschaften und Laster sind doch jetzt nicht im Entferntesten so gross und so allgemein, als wie bei den Griechen und Römern zur Zeit des Verfalles. Der sich immer mehr entwickelnde Concurrenzkampf wird aber jede Nation und jeden einzelnen Menschen immer mehr zu einer sittlichen und nüchternen Lebensweise zwingen und die unsittlichen Elemente vernichten; so dass in fernerer Zukunft keine Zunahme, sondern vielmehr eine Abnahme dieser Übel stattfinden, wenn auch für die nächste Zukunft noch wenig Besserung eintreten wird.

Dagegen werden sich alle diejenigen Übelstände und Leiden steigern, welche nothwendig aus dem lebhafteren allgemeinen Concurrenzkampfe, besonders auf dem Gebiet der Industrie und Wissenschaft, hervorgehen. Diese Übel sind nach meinem Dafürhalten hauptsächlich die Folgen der Überanstrengung und der dadurch verursachten Schwächung des Nervensystems. Allerdings ist es nicht wohl anzunehmen, dass auch jetzt und in der Zukunft irgend ein Culturvolk in wenigen Jahrhunderten so ganz verkomme, wie einst etwa die Römer; da, wie gesagt, der lebhafte Concurrenzkampf und die gegenseitige Controle so gewaltige moralische Hebel sind, dass eine derartige Demoralisation, wie sie bei den alten Culturvölkern eintrat, jetzt nicht mehr möglich scheint. Trotzdem wird aber ein allmäliges Überleben der Culturvölker bis zu einem gewissen Grade wenigstens auch in Zukunft noch stattfinden.

Wir haben oben gesagt, dass das Leben in der fortwährenden Übung der Lebensfähigkeiten besteht, und dass der kampflose Lebensgenuss, in dem man mit Unterlassung dieser Übung schwelgt, schon Degeneration bedeutet. Je mehr sich also die politische und sociale Concurrenz verbreitet und steigert, desto mehr werden alle Lebensfunctionen in Übung kommen, und desto mehr wird sich die Lebensfähigkeit des Menschengeschlechtes heben und entwickeln — vorausgesetzt, dass dieser Concurrenzkampf nicht die Ursache zur übermässigen, den vererbten Dispositionen widersprechenden Anstrengung wird — was leider nicht nur für die Zukunft zu befürchten ist, sondern bereits in der Gegenwart theilweise stattfindet.

Die wirthschaftliche Concurrenz bedingt auch heute noch politische Kämpfe oder wenigstens Bereitschaft zu solchen; und da

jede Erfindung und Verbesserung der Waffen und jeder Vortheil in der Taktik, den sich ein Volk erworben, schnell auch von allen andern Völkern angeeignet wird, jede Nation aber die andern zu überbieten sucht, so wird die Wehrkraft der verschiedenen Nationen immerwährend in die Höhe geschraubt, und die pecuniären Opfer, welche die Nationen zur Erhaltung der nothwendigen Wehrkraft bringen müssen, steigern sich in abnormem Grade. Dazu werden die Leistungen der Soldaten in einer Weise angespannt, die dem übrigen Leben der Culturvölker und den vererbten Dispositionen nicht immer entspricht, so dass oft eine Schwächung des Nervensystems oder gar der unmittelbare Tod schon in Friedenszeiten herbeigeführt wird. Andererseits ist aber der Militarismus kein so grosses Übel und birgt nicht die grossen Gefahren in sich, die ihm von so vielen Seiten beigelegt werden. Denn nichts anderes ist so sehr geeignet, die Menschheit vor einer körperlichen Verkümmerung, Verweichlichung und Degeneration zu bewahren, als gerade eine tüchtige Pflege der Wehrkraft. Besonders in Deutschland ist der Militarismus bisher ein äusserst segensreiches Gegengewicht gegen die einseitige und übermässige Pflege der geistigen Ausbildung gewesen. An der Vervollkommnung der Wehrkraft, die immer ein Zeichen der jugendlichen Stärke der Völker ist, gehen die gegenwärtigen Culturnationen offenbar nicht zu Grunde. Bis jetzt hat die Erfahrung immer noch gezeigt, dass trotz aller Anstrengungen ungleich viel mehr Menschen durch den Militärdienst an Gesundheit gewinnen, als verlieren. Als hauptsächlichen Übelstand des Militarismus betrachtet man den, dass ein grosses Capital und all die Soldatenkräfte der Landwirthschaft und der Industrie entzogen werden. Abgesehen aber davon, dass wir in Deutschland z. B. mit unserem ausgeprägten Militarismus noch nicht einmal für alle diejenigen Arbeit haben, die nicht bei der Armee sind, und ein sogenanntes Vagabundenheer von 200 000 Mann unterhalten; abgesehen also davon, dass alle Soldaten, welche nach Hause geschickt, oder alle diejenigen, welche durch dieselben von ihren Erwerbsquellen verdrängt würden, doch auch von der Nation ernährt werden müssten; so ist es auch noch sehr zweifelhaft, ob es wirklich im Interesse der dauernden Wohlfahrt eines Volkes läge, wenn dasselbe in einseitiger Hast nach rapider Entwickelung seiner Industrie und nach Reichthum strebte, ohne Rücksicht auf die anderen Factoren, die sein dauerndes phy-

sisches und moralisches Gedeihen mit bedingen. Zu diesen andern Factoren gehören vor allen Dingen diejenigen, welche auf die Kräftigung des Körpers und auf die Verhütung einer Verweichlichung und einer Gewöhnung an zu grossen Luxus gerichtet sind. Von allen gegenwärtigen Culturvölkern wird ohne Zweifel dasjenige am längsten bestehen, welches bei aller Culturentwickelung seine Bedürfnisslosigkeit und physische Kraft am längsten bewahrt. Dies wird aber jedenfalls schon deshalb nicht dasjenige sein, welches am schnellsten reich geworden ist, weil der Reichthum um so rascher zur demoralisirenden Ausschweifung und Verweichlichung führt, je schneller er erworben worden ist. Für uns Deutsche, für welche, wie gesagt, der Militarismus eine besondere Wichtigkeit hat, hege ich in dieser Beziehung eben wegen des Militarismus die besten Hoffnungen. Wenn also auch der Militarismus seine grossen Gefahren für die Lebens- und Concurrenzfähigkeit eines Volkes birgt, so ist er doch andererseits ein äusserst wichtiger Factor zur Bewahrung der Bedürfnisslosigkeit und zur Verhütung der Verweichlichung, wodurch allein eine dauernde Lebens- und Concurrenzfähigkeit erzielt werden kann.

Anders ist dies mit den Anstrengungen im geistigen und industriellen Wettkampf, welche, sobald sie über das den physischen Dispositionen entsprechende Maass hinausgehen, viel gefährlicher für die Lebensfähigkeit eines Volkes werden, als wie die Anstrengungen zur Erhaltung und Hebung der Wehrkraft. Die Preise der industriellen Producte werden in diesem Concurrenzkampf von Jahr zu Jahr mehr herabgedrückt, was nicht anders möglich ist, als dass neben der erhöhten Leistungsfähigkeit der Maschinen die Arbeitslöhne zurückgeschraubt oder doch nicht in dem Maasse erhöht werden, als wie die andern Culturbedürfnisse und besonders die Nahrungsmittel im Preise steigen. Um sich und die Familie erhalten zu können, sehen sich dann viele Arbeiter genöthigt, weit über das ihnen zusagende, ihrer physischen Beschaffenheit entsprechende Maass zu arbeiten. Die mangelhafte Ernährung und Erholung und die gesteigerten Lebenssorgen verursachen dann gar bald nicht nur Schwächung und Krankheit der betreffenden Arbeiter, sondern vor Allem eine durch das Gesetz der potentiellen Anpassung bedingte Schwächung der Nachkommen.

Trägt aber die gedrückte wirthschaftliche Lage der Arbeiter

nicht ebensogut zur Erhaltung der Bedürfnisslosigkeit bei, wie das Soldatenleben? Wenn Familienväter oder deren kleinere Kinder öfter Hunger leiden müssen und nur schlechtere Nahrungsmittel geniessen können, so wirkt dies in jedem Falle schädlich auf deren Gesundheit; während eine einfache, aber regelmässig stattfindende Ernährung durch derbe, aber gesunde Kost und die Gewöhnung an solche Kost im kräftigen Jünglingsalter, wie dies während der Militärzeit stattfindet, stets einen vortheilhaften Einfluss auf die Gesundheit hat. Und ebenso hat es nur verderbliche Folgen, wenn ein Familienvater sich die Nachtruhe nimmt, um für seine Familie zu sorgen; während die aussergewöhnlichen Anstrengungen, welche die jugendkräftigen und noch nicht regelmässig zeugenden Soldaten in frischer Luft machen müssen, schon deshalb in der Regel nicht schädlich wirken, weil immer dafür gesorgt wird, dass die Soldaten zur rechten Zeit die Nachtruhe geniessen.

Die übermässigen Anstrengungen, Lebenssorgen und die ungenügenden Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse und deren verderbliche Folgen werden sich aber bei der rapiden Zunahme der Bevölkerung in Zukunft noch in schreckenerregender Weise steigern und sich besonders bei den gegenwärtigen Culturvölkern empfindlich machen.

Bisher haben die Culturvölker immer noch auf Kosten der Naturvölker gelebt oder wenigstens von dem Mangel der Cultur in grossen Ländern profitirt und die billigsten Industrieproducte gegen Naturproducte von zehn- und hundertfachem Werthe umgetauscht. Aber bereits in der Gegenwart sind diese Verhältnisse zum Theil andere geworden; und wie lange wird es bei der rapiden Ausbreitung der Cultur über die ganze Erde noch dauern, bis jedes Volk sich alle oder doch die meisten Industrieproducte selbst verfertigen und die Ausfuhr solcher in den Culturländern auf ein sehr geringes Maass herabsinken wird?

Jetzt können die arbeitslosen Menschen der Culturvölker noch nach weniger bevölkerten Ländern auswandern; aber trotzdem es noch enorme unbebaute Flächen und menschenarme Länderstrecken gibt, so tritt die Frage der allgemeinen Übervölkerung immer näher. Denn wenn nicht elementare Ereignisse einen Theil des Menschengeschlechtes vernichten, so muss früher oder später eine Zeit kommen, in welcher alle bewohnbaren Länder eine übermässig dichte Bevölkerung haben werden.

Man hat in neuerer Zeit die Übervölkerung als ein leeres Gespenst betrachtet und gemeint, es könne eine solche niemals eintreten, weil mit dem Beginne der Übervölkerung und mit der mangelhaften Ernährung eine Schwächung der Fortpflanzungsfähigkeit eintreten und so eine ausgeprägte Übervölkerung unmöglich machen würde. Dies ist allerdings theilweise richtig. Es wird niemals eine Zeit kommen, in welcher von 100 Menschen nur 10 etwas zu essen haben werden. Sobald Übervölkerung und damit ungenügende Ernährung der grösseren Massen eintritt, wird auch die Fortpflanzungsfähigkeit und die Bevölkerungszunahme eine geringere. So bestimmt und regelt sich die Bevölkerungszahl von selbst nach den vorhandenen Nahrungsmitteln, ohne dass der Mensch genöthigt wäre, durch künstliche Eingriffe eine zu starke Vermehrung zu verhindern.

Wenn aber aus Mangel an genügender Ernährung und wegen zu starker Anstrengung im Concurrenzkampfe die Fortpflanzungsfähigkeit abnimmt, das Menschengeschlecht also degenerirt, ist dann die Übervölkerung nicht bereits vorhanden, und werden dann all die damit verbundenen Leiden der übermässigen Entbehrung nicht schon gefühlt?

Alle Culturstaaten leiden bereits heute an Übervölkerung. Oder ist es etwa kein Zeichen einer solchen, wenn trotz der vorzüglichen staatlichen Organisation und trotz der christlichen Moral und der Kirche jährlich hunderte von Menschen buchstäblich Hungers sterben, d. h. verhungern, weil sie nicht die geringsten Nahrungsmittel haben? Und nun frage man die Ärzte, wie viele tausende von Menschen in den Culturländern schon heute wegen mangelhafter Ernährung kränklich werden und frühzeitig sterben!

Wenn aber erst die Zeit kommen wird, in welcher jedes Volk fast ausschliesslich oder ganz auf den von ihm bewohnten Boden zur Erhaltung angewiesen sein wird, dann werden die jetzt florirenden Culturvölker auch gezwungen sein, ihre Bedürfnisse bedeutend zurückzuschrauben, und mit ihrer bereits erblichen Verweichlichung werden sie den jetzigen Naturvölkern gegenüber, die noch ihre urwüchsige Widerstandskraft besitzen und erst an sehr wenige Bedürfnisse gewöhnt sind, bedeutend im Nachtheil und unglücklicher sein, als diese, vorausgesetzt, dass die gegenwärtigen Culturvölker nicht noch

rechtzeitig nach grösserer Bedürfnisslosigkeit streben. Jedenfalls aber wird dasjenige Volk, welches seine relative Bedürfnisslosigkeit und körperliche Gesundheit bei aller Culturentwickelung am besten zu wahren weiss, die meiste Aussicht auf Erhaltung haben und am glücklichsten sein, wenn einst die Cultur gleichmässig über die ganze Erde verbreitet sein wird.

Noch weit gefährlicher, als wie die übermässigen körperlichen Thätigkeiten sind aber die abnormen geistigen Anstrengungen, in denen vielleicht das grösste Übel unserer Zeit zu suchen ist. Wohin kann es führen, wenn schon die Phantasie der drei- und vierjährigen Kinder, bei denen das Augenmerk allein auf die körperliche Entwickelung gerichtet sein sollte, in dieser abnormen Weise angespannt wird, wie es in unseren Kindergärten geschieht; wenn die Knaben und Jünglinge vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre nicht nur fünf und sechs Stunden täglich auf den Schulbänken sitzen, sondern zu Hause bis spät in die Nacht hinein sich mit Schularbeiten abquälen müssen, anstatt um acht oder neun Uhr regelmässig zu Bette gehen zu können, oder wenn sie die ganze Nacht aus lauter Sorge wegen der noch unvollendeten Arbeiten nicht schlafen können?

Die Erfahrung, dass der Sieg im Concurrenzkampfe nicht nur von der Energie und Ausdauer, sondern auch von der geistigen Überlegenheit abhängt, hat in neuester Zeit ein ganz allgemeines, fieberhaftes Streben nach geistiger Ausbildung hervorgerufen. Ein Staat sucht den anderen, ein einzelner Mensch seinen Nebenmenschen darin zu überbieten; und schon jetzt ist dieses Streben ein so einseitiges, dass in demselben die grösste Gefahr für die physische Gesundheit und Kraft der Culturvölker liegt. Die Folge dieser einseitigen Pflege der Geistesbildung ist nicht nur eine Herabminderung der Willenskraft, sondern eine eminente Schädigung der Gesundheit, was dann nicht nur zur Folge hat, dass bei aller geistigen Arbeit sich doch die Leistungen verringern, weil mit dem Verlust der Gesundheit der Geist an Receptivität und Productivität verliert, sondern welches auch gar bald die Ursache zum moralischen Verfall, zur Unfruchtbarkeit u. a. Übeln wird.

Die Lehrziele sind in unseren Schulen bereits in einer Weise in die Höhe geschraubt, dass sie fast nur noch von solchen Schü-

lern erreicht werden, die eine besondere Begabung zeigen, die sich kaum noch eine Erholung gönnen und nicht nur am Tag, sondern auch am Abend arbeiten und sich des nothwendigen Schlafes berauben, die also eine physische Degeneration vorbereiten.

Jeder Körper producirt immer nur eine gewisse Menge Nervenkraft; und je mehr dieselbe zur geistigen Arbeit verwendet wird, desto mehr wird dieselbe dem Körper entzogen, d. h. von der Entwickelung des Körpers, von der Fortpflanzungsfähigkeit und von der Kräftigung der Muskeln abgelenkt. Mit der Schwächung des Körpers steigert sich aber die Unlust zu körperlichen Anstrengungen. Dazu kommt nun noch, dass sich nach dem Gesetz der potentiellen Anpassung die Disposition zur einseitigen Concentration der Nervenkraft auf die geistigen Thätigkeiten mit jeder neuen Generation erhöht, so dass eine solche Disposition und die Schwächung des Körpers potentiell zunimmt.

Unsere deutschen Studenten haben, vom Fechten abgesehen, der Mehrzahl nach gar keine Lust mehr zu Leibesübungen, wie sie z. B. in England noch üblich sind. Dieser Mangel des Triebes, sich in körperlichen Leistungen zu messen, hat aber seine Ursache zum Theil darin, dass die Nervenkraft den Muskeln bereits zu sehr entzogen worden ist.

Zu dieser Ablenkung der Nervenkraft von den Muskeln kommt nun eine allgemeine Herabminderung der Lebenskraft durch den Aufenthalt in den Schulzimmern, den geringen Genuss der frischen Luft, durch eintretenden Schlafmangel und besonders durch die sexuellen Laster, die durch unser Erziehungssystem gross gezogen werden. Längeres Sitzen übt einen gewissen Reiz auf die sexuellen Organe aus. Anstatt dass nun der junge Mensch durch körperliche Anstrengungen und durch den Aufenthalt in frischer Luft am Abend in eine natürliche Müdigkeit verfiele und einen gesunden Schlaf genösse, wälzt er sich ruhelos auf seinem Lager und verfällt auf das Laster der Selbstbefleckung. Welche verderbliche Folgen dies aber hat, ist jetzt schon allgemein genug bekannt

Man übersieht in unserm Erziehungssystem ganz, dass die körperliche Gesundheit die erste Bedingung nicht nur zur körperlichen, sondern auch zur geistigen Leistungsfähigkeit ist, und dass allein der gesunde Mensch ein moralischer, zufriedener und glücklicher werden kann[1].

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“

Sehr richtig sagt Hartwich:

„**Gesundheit** und **Gemüth** im Volke zu erhalten, ist die erste aller Aufgaben; gegen sie treten alle religiösen, alle politischen und alle socialen Streit-Fragen in den Hintergrund; die Gesundheit ist die Grundbedingung für den Bestand und das Wohlergehen der Völker, sie ist und bleibt das Fundament aller wahren Glückseligkeit auf Erden! Von keinem Laster aber und von keiner Pest kann sie so schwer bedroht und geschädigt werden, wie von dem an und für sich so segensreichen Institut der allgemeinen Schulpflicht; denn von den Lastern wird sich immer noch ein grosser Theil des Volkes fern halten, und jede Pest tobt sich aus. Aber die „allgemeine Schulpflicht", wenn sie einmal zum Nachtheil des höchsten Gutes ausgeübt wird, verschont Keinen! Ihre permanenten Wirkungen an Allen müssen sich fürchterlich rächen. Wohl dem Volke, das früh genug diese Gefahr erkennt. — Schon oben deuteten wir an, dass uns dieses Erkennen nicht leicht gemacht ist. Jahrelanger gebieterischer Zwang hat bei dem grössten Theil die fatalistische Anschauung erzeugt: die Sache könne nun einmal nicht geändert werden; aus Furcht, die etwa vorhandene Gefahr doch nicht beseitigen zu können, scheut man sich, dieselbe zu untersuchen. Dazu kommt, dass es selbst dem schlechtesten Eintrichterungssystem bei einiger Routine gelingen wird, einen äussern, die Augen der nicht tiefer dringenden Eltern blendenden Erfolg aufzuweisen: Der Junge „weiss" ja meistens mehr als der Vater; das Schulgeld ist also nicht verloren; aber leider allzu oft der Junge selbst; sei es, dass er körperlich, sei es, dass er moralisch nicht den Grad der Willenskraft und Lebensfreudigkeit erlangt hat, der erforderlich ist, ein wahrhaft glückliches Leben zu führen. Steigt aber dem besorgten Vater die Ahnung auf, dass sein Junge durch die Schule an Gesundheit und Frische Einbusse erleide, dann wird ihm gesagt: „Seien Sie unbesorgt, lieber Mann, ein „grosser Geist" ist mehr werth als Athletenkraft!" Der gute Vater geht beruhigt nach Haus; aber er vergisst, dass sein Sohn leider kein „grosser Geist" ist! Er vergisst das alte Sprichwort: „exceptio firmat regulam", d. h. er bedenkt nicht, dass wohl in einem Ausnahmefalle ein „grosser Geist" alle körperlichen Gebrechen aufwiegen kann, dass aber für die Allgemeinheit die ewige Regel bestehen bleibt, dass Geist und Körper in jenem harmonischen

Gleichgewicht stehen sollen, wie das im classischen Alterthum der Fall war, auf das wir ja so entsetzlich viel geben, wenn es sich um Vocabeln und Partikeln handelt! — Dass es heute nicht mehr auf „Athletenkraft“ ankommt — obgleich sie gar nicht zu verachten ist — wissen auch wir; denn in unserer Zeit werden Hunderte von Menschenkräften durch eine einzige Dampfmaschine ersetzt. Die physische Kraft ist daher volkswirthschaftlich allerdings mit Recht nicht mehr so gesucht und geschätzt wie früher; aber wir dürfen nicht vergessen, dass alle Dampfmaschinen weder dem Einzelnen noch dem Volke die verlorene Gesundheit wiederbringen können, die wir gerade in unserer hastigen und aufreibenden Zeit doppelt nöthig haben und die wir mit doppelter Vorsicht hüten müssen, weil unser Blick durch das sich immer reicher gestaltende Geistes- und Culturleben unvermerkt von dieser Rücksicht abgezogen wird. — So ist es denn dahin gekommen, dass jenes „harmonische Gleichgewicht“ bei uns bereits gestört ist. Wir haben es oben zur Genüge bewiesen. Es ist gestört trotz der anscheinend beruhigenden Erhebungen, die der Cultusminister von Puttkamer bezüglich des von Hasse angeregten „Irrewerdens der Gymnasiasten“ hat anstellen lassen. Sie waren gut gemeint, aber sie waren trügerisch und daher höchst gefährlich. Um nämlich festzustellen, ob unser Schulsystem schädlich auf die Gesundheit unseres Volkes wirke, hat man untersucht, „wieviel Gymnasiasten verrückt geworden sind“. Es ist diese, übrigens durch Hasse selbst veranlasste, Specialisirung der Frage ebenso irrig, wie wenn Jemand behufs Untersuchung der Frage, ob eine religiöse Secte schädlich gewirkt hat, sich bemühen wollte, festzustellen, wieviel Mitglieder dieser Secte wegen Mordes zum Tode verurtheilt sind! In beiden Fällen kann das Ergebniss der Erhebungen auf „Null“ lauten, und doch kann sowohl das Schulsystem wie die Secte exorbitant schädlich wirken! Mit Statistik lässt sich ausserdem nicht Alles beweisen, besonders nicht schleichender Niedergang an Gesundheit und Gemüthsleben, dessen Anfänge aus den Sünden früherer Generationen resultiren, wo die Statistik noch im Argen lag. Für uns genügt die auf dem Urtheil der grössten medicinischen und pädagogischen Autoritäten beruhende Empfindung und Überzeugung Aller, dass das harmonische Gleichgewicht zwischen Körper und Geist beträchtlich gestört ist und dass es nicht anders sein kann, wenn man seit

vielen Jahrzehnten schon in der frühesten Jugend wöchentlich ca. 30 Stunden (ohne die häuslichen Arbeiten!) auf den Geist und nur 2 erbärmliche „anstandshalber eingeführte“ Turnstunden als einziges Gegengewicht auf den Körper verwendet; dazu kommt, dass die meisten Turnstunden von Lehrern gegeben werden, die unschuldiger Weise — denn es liegt das Alles in dem unglücklichen herrschenden System — von rationeller Leibesübung soviel verstehen wie der Clown vom Sophokles! — Diese **homöopathische Dosis** von Leibesübung, zu der die Schule sich bisher mit wenigen Ausnahmen trotz der überzeugendsten, schönsten und flehendsten Worte so vieler tüchtiger Männer herbei gelassen hat, kann kein Vernünftiger für genügend erachten, um die unausbleiblichen Folgen der fortgesetzten geistigen Strapazen bei sitzender Lebensweise wirksam zu bekämpfen. . . . .“

Diese endlose Bildungsschlange, dieses „vielköpfige, sich stets vermehrende Ungeheuer“, das seit Jahrzehnten seine giftigen Fangarme um die Leiber unserer deutschen Jugend presst und mit unersättlicher Gier langsam aber sicher das frische Mark aus ihren weichen Knochen saugt; aus den Knochen einer Jugend, die meist schon zart und oft mit Keimen künftiger Leiden das Licht der Welt erblickt! Das ist der Grund, der unser Volk körperlich und sittlich darniederhält! . . .

„Von Tausenden von Schülern können wir ohne Übertreibung sagen: Erstickt von Wissensqualm, angeekelt durch Überfütterung, suchend nach betrügerischer Täuschung des Lehrers, und umempfindlich gegen die Begriffe der Autorität, schleichen sie lendenlahm über das prosaische Strassenpflaster, ohne innere Befriedigung und unbekannt mit jener beglückenden Freude an dem eigenen Fortschritt! Ist es nicht die erste Aufgabe allen Unterrichts und aller Erziehung, in dem Schüler die Sehnsucht nach Selbstbelehrung und eigener Vervollkommnung zu wecken?!“[1]

Das Übel würde noch geringer sein, wenn den geistigen Anstrengungen die Resultate entsprächen; das ist aber nicht der Fall. Die Erfahrung zeigt vielmehr, dass solche junge Leute, die sich erst später zu einer höheren Geistesbildung entschliessen, dafür aber Gesundheit und Energie und Empfänglichkeit des Geistes mitbringen,

---

[1] Hartwich: „Woran wir leiden.“ II. Aufl.

es durchschnittlich viel weiter bringen, als solche, die seit dem sechsten Jahre auf den Bänken der Gymnasien sitzen.

„Weiss nicht jeder Bauer, oder wenn es besser klingt, „jeder Landmann", dass er sein Fohlen möglichst lange schonen muss, um später ein desto leistungsfähigeres Pferd zu haben? Und weiss nicht jeder Gebildete, dass diese Bauernregel auch bei den Menschen die herrlichsten Früchte getragen hat und trägt; dass nämlich Männer, die erst spät eine Bildung genossen, die grössten Wohlthäter ihrer Mitmenschen geworden sind? Es ist wohl sicher, dass wir diese Wohlthäter meistens entbehren müssten, wenn sie erst das preussische Abiturientenexamen hätten machen müssen!"

Unser geliebtes Vaterland, das leider am weitesten auf diesen einseitigen Weg der Geistesbildung gekommen ist, leidet auch jetzt schon in auffälligem Maasse an den verderblichen Folgen derselben.

„Das Land der Denker" hat es nämlich schon zu dem Ruhme gebracht, bei weitem die meisten Eingebornen zu haben, die ihre Nasen mit Brillen und Kneifern schmücken, wie dies die Statistik leider schlagend beweist! Schon setzen viele dieser Unglücklichen Brille und Kneifer gleichzeitig auf und sehen doch nichts Gescheites. — Es wird die Zeit kommen, wo jeder Deutsche — ganz ernst gesprochen — einen Operngucker auf der Nase tragen wird! Man stelle sich mal vor, dass dieses Schul- und Lernsystem, mit dem ja nicht nur der Einzelne, sondern das ganze Volk geschlagen ist, nur noch **ein** Jahrhundert fortgetrieben wird und bedenke, dass diese traurigsten aller Leiden, die Augenleiden, **höchst erblich** sind und sich von Generation zu Generation quantitativ und qualitativ vermehren!! Mit Entsetzen sehen daher unsere Augenärzte in die Zukunft. Und wie könnte es anders sein, wenn wir bedenken, dass diese unermüdlichen Menschenfreunde täglich von ganzen Schaaren Bejammernswerther umringt sind, die in Gefahr stehen, ihr Augenlicht zum Theil oder gänzlich zu verlieren; und wenn wir erfahren, dass allein in unserer städtischen Augenklinik in der letzten Zeit alljährlich mit ca. 40 Schulkindern eine „Schmierkur" vorgenommen werden muss, um sie von der grässlichen Erscheinung der „Gehirnüberreizung" zu retten. Ein Meer von Leiden öffnet sich da unserem Blick! Ein wahres Grausen ergreift uns, und unser Unwille

steigt auf das höchste, wenn wir von allen ersten Autoritäten die heiligste Überzeugung aussprechen hören, dass die meisten der Millionen Kurzsichtigen, Augenleidenden etc. Opfer der Schule sind, sei es, dass erst sie oder schon ihre Voreltern darunter gelitten!! ... Macht es nicht einen ebenso lächerlichen als beschämenden Eindruck, wenn wir ruhig zusehen, dass die Ersatz-Commission alljährlich so und so viel „Ebenbilder Gottes" bei Seite stellen muss, weil sie „absolut keine Waden" haben und überhaupt zu jammervolle Creaturen sind? Die Zahl der „Untauglichen" hat nämlich schon 88 % (?) der Freiwilligen und 45—50 % der übrigen Heerespflichtigen erreicht!! Es ist wirklich doppelt unrecht von uns, dass wir unser junges Blut so verkommen lassen, obgleich uns die Armee täglich durch Massenbeispiel ad oculos demonstrirt, was man durch „Leibesübung in frischer Luft" aus einem Menschen machen kann; dreifach unrecht, weil kein Volk der Welt so viel Ursache hätte, seine Jugend „tauglich" zu machen, wie das nicht allzureiche Deutschland; denn dies wäre vielleicht der einzige Weg, allmälig die Dienstzeit zu kürzen, ohne die so nothwendige Heeresmacht zu schwächen! — Während in England noch viele Greise den Jünglingen gleichen, blickt bei uns nur allzu häufig aus den bleichen, altklugen Mienen der Knaben und Jünglinge schon der Greis heraus. Die Folgen zeigen sich im späteren Alter und bei den Nachkommen. Heiliger Scharnhorst! Hätten wir den grossen Riesendoctor „unsere allgemeine Wehrpflicht" nicht, wir wären bereits ein bejammernswerthes, verzweifeltes Geschlecht!! Leider entbehren aber gerade die Schwächlichsten dieser energischen Correctur durch den Unterofficier; welcher Umstand ihnen noch obendrein gestattet, sich drei Jahre früher fortzupflanzen als die Kräftigen. Am schlimmsten aber ist, dass das weibliche Geschlecht jeder durchgreifenden Regenerirung entbehrt. Wir wollen hier den Schleier nicht lüften, aber Millionen werden uns zustimmen, wenn wir sagen: die Arznei für Deutschlands Männer war „Blut und Eisen"; die Arznei für Deutschlands Frauen ist „Medicin und Eisen"! Ein ebenso wahres wie trauriges Wort."[1]

Und nun werfe man einen Blick in die überfüllten Irrenhäuser

---

[1] Hartwich: „Woran wir leiden." S. 13—16.

und vergegenwärtige sich die schreckenerregende Zunahme der Selbstmorde, die meist oder immer in einer Geistesgestörtheit ihre Ursache haben.

„In keinem Volk der Welt sind die Selbstmorde so zahlreich wie in dem deutschen; und in Deutschland nirgendswo häufiger wie in Sachsen und Thüringen, gerade den Ländern, deren Schulwesen nach unseren heutigen Begriffen am höchsten steht und die in geistiger Ausbildung den Reigen führen! Wer übrigens erfahren will, wie viel Menschen sich mit dem qualvollsten Gedanken, dem des Selbstmordes und des Irrewerdens, tragen oder Jahre lang getragen haben, gehe in geeigneter Stunde mit einem offenen Geständniss voran. Er wird Unglaubliches zu hören bekommen! — Es sei übrigens hier ganz kurz auf die höchst beachtenswerthe Thatsache hingewiesen, dass die Zahl der Selbstmorde zunimmt mit der Zahl der Schienen, Telegraphen und sonstigen Merkmale eines gesteigerten Verkehrs- und Culturlebens. Nur England macht eine ganz auffallende Ausnahme; offenbar aus doppeltem Grunde: Weil es ein kräftiges Gegengewicht in seinen herrlichen Spielen und Leibesübungen hat, und weil es wenigstens jeden siebenten Tag zu sich selber kommt, indem es den Sonntag heiligt. Nicht als „Mucker", sondern als „Mensch" möchten wir Jedem seinen Sonntag gönnen!"

Wenn sich die verderblichen Folgen der geistigen Überbürdung und der Vernachlässigung der Körperpflege erst in noch viel höherem Maasse geltend machen werden, als dies jetzt bereits der Fall ist, d. h. wenn es für viele Familien und für die eine oder die andere ganze Nation bereits zu spät sein wird, da sich auf Grund des Gesetzes der potentiellen Anpassung diese Folgen in ihrer ganzen Grösse erst bei den folgenden Generationen zeigen; dann wird man auch ohne Zweifel das ganze jetzige Erziehungssystem zu ändern suchen. Aber dieser rationellen Änderung wird immer der mehr und mehr sich steigernde Concurrenzkampf entgegenstehen, der zu einer übermässigen Anspannung besonders der geistigen Kräfte drängt. Und trotz dieser und jener Verbesserung in unserem Erziehungssystem werden diejenigen Völker, die nicht von allem Anfang an sich in dieser Anstrengung zu mässigen wissen, und es nicht verstehen, bei allem Concurrenzkampf sich ihre körperliche Gesundheit zu bewahren, an den Überanstrengungen zu Grunde gehen.

Die germanische Race, als die am wenigsten leidenschaftliche, hat den andern gegenüber wohl noch die meiste Aussicht auf eine dauernde Erhaltung, sicher mehr, als wie die romanische und slavische.

Abgesehen von der körperlichen und geistigen Überanstrengung birgt aber der abnorm sich steigernde Concurrenzkampf noch das grosse Übel, dass sich das menschliche Streben zu einseitig auf den Besitzerwerb concentrirt und dass der Werth des Menschen, sowie der Grad des Glückes und Unglückes zu einseitig in der Menge des Besitzthumes gesucht wird, weil die Summe des gewonnenen oder verlorenen Geldes am augenfälligsten einen Vortheil oder Nachtheil im Kampfe ums Dasein resp. eine Förderung oder Beeinträchtigung der Selbsterhaltung zeigt. Damit entwickelt sich aber leicht die Unzufriedenheit bei den ärmeren Menschen und die falsche Idee, dass die Zufriedenheit nur durch einen grösseren Besitz zu erlangen sei, wie sich dies in der allgemeineren Unzufriedenheit der besitzlosen Arbeiter und in den socialdemokratischen und communistischen Bewegungen der Gegenwart leider schon deutlich genug äussert.

Sehr richtig sagt Hartwich (S. 26): „Warum hat die sociale Frage in den letzten fünfzehn Jahren so bedrohliche Gestalt angenommen? Woher die plötzlichen und massenweisen socialistischen Umtriebe, die so gefährlich wurden, dass Ausnahmegesetze einen Damm gegen ihre weitere Ausbreitung setzen mussten? Hat sich die Lage der arbeitenden Classen verschlechtert, sind Noth und Armuth grösser geworden? Mit nichten; die Socialdemokratie wuchs gerade in den Jahren am stärksten, in denen die Löhne am höchsten standen, und die materielle Lage der Arbeiter ist Gott sei Dank jetzt besser wie vor 20 Jahren. Was aber abgenommen hat unter den Arbeitern sowohl wie unter den besitzenden Classen, das ist die Zufriedenheit und Genügsamkeit, der Sinn für einfachen heiteren Lebensgenuss, die geistige Freude am Dasein, der Idealismus. Das ausschliesslich auf den Erwerb gerichtete Streben der Neuzeit hat alle Gesellschaftsclassen verleitet, das Glück nur in den durch Geld zu beschaffenden Lebensgenüssen zu erblicken; der Materialismus oder auf Deutsch der Heisshunger und die Jagd nach dem Golde hat die Menschen blind gemacht für die anderen, weit edleren Lebensfreuden, für den Naturgenuss, für die im Kreise der Familie, der Freunde und Gleichgesinnten in Be-

thätigung der körperlichen und geistigen Kräfte geübten Spiele und Vergnügungen, für die einfache Geselligkeit, für die herzerquickenden Freuden, die wir aus dem Born des deutschen Liedes schöpfen könnten, und für das stille Glück, das uns ein gutes Buch gewährt!

Lassalle und seine Jünger reden den Arbeitern vor, dass das Capital sie bei der jetzigen Erwerbsordnung übervortheile und erdrücke, und dass sie deshalb unglücklich wären und eine Umgestaltung der Erwerbsordnnng erstreben müssten. Sie erblicken das Unglück der Arbeiter schon darin, dass dieselben nicht ebenso viel Geld verdienen, wie die Arbeitgeber. Dass sie nicht „genug verdienen", um ein ganz auskömmliches und behagliches Leben führen zu können, das behaupten und untersuchen sie gar nicht; und darin liegt der grosse Fehlschuss der socialistischen Lehren. Es ist ja unbedingt zu erstreben, dass die zahlreich vorhandenen Übelstände in der Lage der arbeitenden Classen soviel wie möglich beseitigt, dass die Arbeiter gegen Krankheit, Unfall und die Calamitäten des Alters, dass ihre Familien gegen den vorzeitigen Tod des Ernährers auf die eine oder andere Art sichergestellt werden müssen, wie dies ja fast von allen Seiten und der Reichsregierung anerkannt wird; aber das schliesst nicht aus, dass es den Arbeitern auch unter der jetzigen Erwerbsordnung möglich wäre, sich ihr Dasein angenehmer und freudevoller zu gestalten. Sie müssen das Glück nur nicht einzig und allein im Gelde suchen und sich nicht schon um deswillen unglücklich fühlen, weil ein Anderer mehr erwirbt und besitzt wie sie; denn die meisten Menschen würden von diesem falschen Kummer ergriffen werden, wenn sie ihren Blick nur nach oben richteten. Das Gefährliche und gerade für die Arbeiter selbst Beklagenswertheste ist ihre principielle, übertriebene und künstlich vermehrte Unzufriedenheit, der Neid und das Missfallen an der besseren materiellen Stellung Anderer und das aussichtslose Bestreben, mit einem Male die Jahrtausend alte, mit dem Menschengeschlechte und der Civilisation emporgewachsene Erwerbsordnung umstossen zu wollen. Aber diese unglückliche Sehnsucht der Arbeiter kann uns gar nicht wundern; es ist ihnen daraus gar kein grosser Vorwurf zu machen; sie beruht einfach auf der modernen materiellen Auffassung des Lebensglückes, die den Werth des Daseins und des Menschen nur nach der Schwere des Geldsackes misst.

Zeigen wir den Arbeitern, dass auch die Gesundheit und die Tugend hohe Güter sind, und dass die schönsten Lebensfreuden auch dem Unbemittelteren offenstehen, dass die Bethätigung der eigenen Kräfte und das brüderliche, liebevolle Zusammenleben mit den Mitmenschen Freuden schafft, um die mancher geldverhärtete Millionär den Ärmsten zu beneiden hat; so bringen wir ihnen in der That Glück und Zufriedenheit, und wir geben ihnen das, was die phantastischen, unausführbaren Pläne der überstürzenden socialdemokratischen Priester, deren Weizen blüht, wenn die Arbeiter unzufrieden sind, niemals zu verschaffen vermögen."

Nach meinem Dafürhalten kann man nun zwar uns Deutschen nicht nachsagen, dass wir zu wenig Sinn für gesellige Vergnügungen und für den deutschen Gesang hätten. Ich glaube im Gegentheil, dass es bei uns „Gemüthlichkeits-" und „Gesangvereine" im Überfluss giebt (s. oben). Auch ist die einseitige Sucht nach Gelderwerb in Deutschland nicht im Entferntesten derartig ausgebildet, wie etwa in England oder gar in Amerika. Wie kommt es nun, dass trotzdem gerade in Deutschland die Unzufriedenheit und die socialdemokratische Bewegung so allgemeine Verbreitung gefunden haben?

Abgesehen davon, dass durch den hohen Grad der allgemeinen Bildung, welche uns Deutschen schon wegen des längst bestehenden Schulzwanges zukommt, die Sehnsucht nach einem besseren Leben eine allgemeinere und stärkere geworden ist, während es einestheils in Deutschland wegen seiner Armuth und wegen des Mangels an Arbeit resp. wegen des Überflusses an Arbeitskräften sehr schwer hält, sich in kürzerer Zeit Reichthümer zu erwerben, und anderntheils der Deutsche im Verhältniss zum Franzosen, Engländer oder Amerikaner noch zu wenig Erwerbsmensch ist; so ist auch die körperliche Gesundheit in Deutschland einmal durch den schon so lange und so allgemein verbreiteten starken Alkoholgenuss, der bei den geselligen Vergnügungen leider in der Regel die Hauptsache ist, und dann durch die einseitige Geistesbildung und die Vernachlässigung der Körperpflege sehr geschädigt. Sobald aber mit der mangelhaften Gesundheit einestheils die besondere Schwierigkeit im Kampfe ums Dasein und die noch verhältnissmässig mangelhafte Fähigkeit im Besitzerwerb (wenigstens den Franzosen, Engländern und Amerikanern gegenüber) und anderntheils die Allgemeinheit der Bildung und der Culturbedürfnisse in einer Weise vereinigt ist, wie in Deutsch-

land, dann kann die Unzufriedenheit nicht ausbleiben. Und hierzu kommt nun noch die Thatsache, dass sich der lebhaftere sociale Concurrenzkampf und der materialistische Zug (der allgemeinere Grund zur Unzufriedenheit), wie er in Amerika, Frankreich und England längst besteht, bei uns erst nach 1870 und dann in abnorm rapider Weise entwickelt und ausgebreitet hat.

Anstatt den in Deutschland stets mit Trinkgelagen verbundenen „Gemüthlichkeits-" und „Gesangvereinen" noch eine grössere Pflege zu widmen, kommt es für uns hauptsächlich darauf an, ein allgemeineres Interesse für die Entwickelung der Körperkräfte und der Gesundheit zu erregen und den Alkoholgenuss zu beschränken; und nach den Anfängen, die hierin bereits gemacht worden sind, erscheint es mir nicht zweifelhaft, dass wir bald grosse Fortschritte in dieser Richtung machen werden.

VIII. Capitel.

Die Verminderung der Leiden und Vermehrung der Freuden.

Die Lebensanhäufungen im Verhältniss zu den Absterbungsprócessen und die Möglichkeit, das Leben und die Freuden zu vermehren. Ursache des vorkommenden Missverhältnisses zwischen den Leiden und den entsprechenden Lebensbeeinträchtigungen und die Beseitigung desselben durch die Gesundheitspflege. Die „Seelsorge" und die ärztliche Überwachung der physischen Entwickelung. Ärzte an Stelle der Geistlichen. Mangelhafte Gesundheit als Urquelle aller Leiden, auch der psychischen. Die Vermehrung der Freuden und Verminderung der Leiden durch die Gewöhnung an Bedürfnisslosigkeit in der Jugend und durch die zweckmässige Unterordnung der niederen directen Freuden unter höhere indirecte. Das Bedürfniss nach einer den Entwickelungsgesetzen und den jetzigen Culturverhältnissen entsprechenden Sittenlehre. Das Streben nach Vollkommenheit. Das Princip der christlichen Liebe und die Vermehrung der Freuden durch Liebeswerke. Die Ausdehnung der Liebe auf die Thiere. Die Unmöglichkeit, die Liebe auf alle animalischen Wesen gleichmässig auszudehnen und alle in gleichem Maasse zu fördern.

Im II. Capitel haben wir gezeigt, dass die Summe der Freuden derjenigen der Lebensförderungen und die Summe der Leiden derjenigen der Lebensbeeinträchtigungen resp. der Absterbungsprocesse ungefähr entspricht. Sobald wir also wissen, durch welche Factoren die Lebensförderungen vermehrt und die Lebensbeeinträchtigungen vermindert werden, kennen wir auch die Bedingungen, unter welchen eine Vermehrung der Freuden und eine Verminderung der Leiden stattfindet. Wir haben aber im II. Capitel auch zu beweisen versucht, dass, je mehr Leben gebildet wird, desto mehr zu Grunde gehen muss, und dass die Summe der Absterbungsprocesse schliesslich so gross sein muss, wie die Summe der Lebensbildungen. Angenommen,

es käme eine Zeit, in der aus irgend welchen Ursachen das ganze Menschengeschlecht, sowie das ganze Thierreich ausstürbe; dann würde die Summe alles von Anfang an zu Grunde gegangenen Lebens genau so gross sein, als wie die Summe alles jemals entstandenen Lebens. Auch bei einer einzelnen Art, welche entsteht, sich vermehrt und ausbreitet, schliesslich aber wieder ausstirbt, ohne dass sich etwa andere Arten aus ihr entwickelt hätten, sind die Summen der Lebensbildungen und Lebensvernichtungen einander gleich. Bedeutet demnach eine Verminderung der Absterbungsprocesse nicht auch eine Verminderung der Lebensbildungen und umgekehrt eine Vermehrung dieser letzteren nicht zugleich eine Vermehrung der Lebensvernichtungen? Und ist es demnach nicht ganz unmöglich, die einen Processe ohne die andern zu vermehren oder zu vermindern, geschweige denn eine Vermehrung der Lebensbildungen zugleich mit einer Verminderung der Absterbungsprocesse herbeiführen zu wollen?

Wenn aber eine Vermehrung der Lebensprocesse bei gleichzeitiger Verminderung der Absterbungsprocesse unmöglich ist, wie kann dann eine Vermehrung der Freuden und zugleich eine Verminderung der Leiden stattfinden?

Zunächst ist wohl zu beachten, dass beim einzelnen Individuum die Summen der Lebensbildungen und der Absterbungsprocesse nicht immer nothwendig einander gleich sind. Der gesunde und fruchtbare Mensch, der eine Menge Nachkommen zeugt, entwickelt während seines ganzen Daseins offenbar viel mehr Leben, als durch seinen Tod verloren geht; denn zu demjenigen, welches sich in seiner Person während seines Wachsthums angehäuft hat (und welches allein bei seinem Tod vergeht), addirt sich noch die Zeugung seiner Nachkommen.

Die Freude, welche aus diesem Lebensüberschuss, aus der Zeugung und Erziehung der Nachkommen erwächst, muss aber nach unseren Voraussetzungen auch als Freudüberschuss gegenüber dem Lebens- bezüglich Absterbungsleid des einzelnen Individuums betrachtet werden; so dass beim gesunden Menschen, der gesunde Nachkommen zeugt, (normale Verhältnisse in allen übrigen Beziehungen vorausgesetzt) die Summe der Lebensfreuden grösser ist, als wie die Summe der Leiden.

Ähnlich verhält es sich mit einer bestimmten Thierart oder Gattung, welche zwar selbst wieder ausstirbt, aber erst, nachdem

sich allmälig andere Arten aus ihr entwickelt haben, in denen dieselbe also in veränderter Form thatsächlich fortlebt; und dasselbe gilt auch von einer bestimmten Familie, einem Volke oder einer Race innerhalb des Menschengeschlechts.

Nun lässt sich dagegen allerdings einwenden, dass, wenn einmal alle Lebewesen wieder zu Grunde gehen würden, auch die Summe aller Absterbungsprocesse wieder so gross werden müsste, wie die Summe aller Lebensbildungen gewesen wäre, dass sich demnach auch die Freud- und Leidsummen wieder ausgleichen müssten und es demnach unmöglich wäre die Freuden zu vermehren, ohne damit auch die Summe aller entstehenden Leiden zu erhöhen. Der vollständige Untergang des Menschengeschlechts und des Thierreiches ist indessen nicht gewiss. Wenn wir auch annehmen müssen, dass die lebende Natur nicht seit Ewigkeit besteht, sondern einen geschichtlichen Anfang genommen hat, so ist es doch denkbar, dass sie nun für alle Zeit bestehen bleibe — wenigstens, so lange die Erde nicht ganz unbewohnbar wird.

Aber auch angenommen, dass die Sonne einst erkalten, das Wasser auf der Erde zu Eis erstarren würde und alles Lebende dann zu Grunde gehen müsste, so wäre es doch absurd, schon jetzt mit diesem Factor zu rechnen. Für jetzt können wir noch ohne Sorgen nach Vermehrung des Lebens und der damit verbundenen Freuden streben.

Wie wird es aber, wenn einst eine allgemeine Übervölkerung der Erde durch das Menschengeschlecht eintritt, wird auch dann noch das menschliche Leben zu steigern sein? Eine einzelne Race, ein Volk oder eine bestimmte Familie wird sich auch dann noch vermehren können; und nur in dem Falle, dass das Menschengeschlecht in jener Zeit so altruistisch denken und handeln würde, dass jeder Mensch ebensosehr für das Wohl des entferntesten Nebenmenschen besorgt wäre, wie für sein eigenes und kein Mensch mehr darnach streben würde, anderen Menschen irgend welche Vortheile abzuringen, nur dann würde erst unter der Voraussetzung, dass alle Menschen nicht nur vollständig gleichgestellt, sondern auch alle in gleichem Grade gesund wären, die weitere Vermehrung einer Race, eines Volkes oder einer Familie unmöglich werden. Solche Verhältnisse werden aber der Natur des Menschen nach niemals eintreten. So lange die Erde von Menschen bewohnt sein wird, wird es auch Unter-

schiede unter den Menschen geben, und die gesunderen resp. vollkommeneren Racen, Völker und Familien werden über die ungesunderen bezüglich unvollkommeneren siegen und sich auf Kosten dieser vermehren und entwickeln. Es wird also auch selbst dann, wenn Übervölkerung eintritt, für einzelne Menschen und ganze Völker weder die Möglichkeit einer Lebensvermehrung, noch das Streben darnach ganz aufhören.

Selbst aber vorausgesetzt, dass es schon jetzt unmöglich wäre, die Lebensprocesse zu vermehren, so würde doch noch eine Möglichkeit der Leidverminderung resp. der Freudvermehrung bleiben. Wir haben schon oben betont, dass das Gesetz, nach welchem die Freuden die Correlativa der Lebensförderungen und die Leiden die Correlativa der Lebensbeeinträchtigungen sind, nicht unbedingte, sondern nur eine beschränkte Giltigkeit hat, dass dieses Verhältniss der physiologischen Lebensprocesse zu den Gefühlen nur so weit besteht, als es sich mit Nothwendigkeit auf Grund der Entwickelungsgesetze entwickelt hat und auf diese Gesetze zurückgeführt werden muss. Aber selbst innerhalb dieser Grenzen gilt das erwähnte Gesetz nur im Allgemeinen, d. h. nur so weit, als ganz normale Verhältnisse vorliegen; und so wenig alle anderen physiologischen und psychischen Beziehungen der Erscheinungen zu einander immer vollkommene sind, sowenig ist es die causale Beziehung der physiologischen Lebensprocesse zu den Gefühlen. Wie oben (im I. Capitel) schon erwähnt worden ist, giebt es Krankheiten, welche den Tod zur Folge haben, und die dennoch mit Lustgefühlen verbunden oder doch schmerzlos sind; und andererseits kennen wir Erkrankungen, welche das Leben nur wenig beeinträchtigen, und die trotzdem die fürchterlichsten Qualen verursachen (z. B. rheumatische und neuralgische Schmerzen).

Es lässt sich wohl annehmen, dass jede Krankheit auch das Verhältniss der physiologischen Processe zu den Gefühlen stört, so dass für alle Krankheiten das Gesetz, nach welchem die Freuden und Leiden den Lebensförderungen und Lebensbeeinträchtigungen ungefähr proportional sind, seine Giltigkeit mehr oder weniger verliert.

Als wir oben (im I. und II. Capitel) behaupteten, dass die Freuden den ihnen zu Grunde liegenden Lebensförderungen und die Schmerzen den Lebensbeeinträchtigungen im Allgemeinen auch dem Grade resp. der Summe nach entsprächen, hatten wir lediglich ganz gesunde Individuen im Auge und dachten nicht etwa speciell an

das Menschengeschlecht, sondern vielmehr an das ganze Reich der animalischen Wesen.

Zwischen den Menschen (besonders den Culturvölkern) und den Thieren (besonders den freilebenden) besteht aber in diesen Verhältnissen ein bedeutender Unterschied. Die freilebenden Thiere bleiben in der Regel das ganze Leben hindurch gesund, und der natürliche Tod kündigt sich nicht erst durch längere Leiden an, sondern er erfolgt sehr rasch in Folge der Altersschwäche oder einer Erwürgung. Alle physiologischen und psychischen Functionen sind demnach auch bei den Thieren fast ausnahmslos während des ganzen Lebens normale, und aus demselben Grunde dürfte das proportionale Verhältniss der Lebensprocesse zu den Gefühlen im ganzen Thierreiche ein ziemlich vollkommenes sein.

Anders ist dies beim Menschengeschlecht, insbesondere bei den Culturvölkern, bei welchen durch die unnatürliche Lebensweise allerhand Krankheiten herbeigeführt und dadurch, dass der Mensch der natürlichen Selection entgegengewirkt hat, diese Krankheiten auch durch Vererbung auf die nachfolgenden Geschlechter übertragen worden sind, so dass in den höheren Culturstaaten der grösste Theil der Menschen an irgend einer durch Vererbung übertragenen Krankheit leidet, und die Zahl der ganz gesunden Menschen eine sehr geringe ist. Das Nervensystem aller kränklichen Menschen ist aber verstimmt und zu Unlustempfindungen in einer Weise geneigt, dass selbst Eindrücke, welche beim gesunden Menschen schwächere oder stärkere Freuden hervorrufen, beim kränklichen dagegen peinliche Gefühle der Unzufriedenheit, des Unwillens und Ärgers erwecken; und es scheint, dass dann schon mit geringen Beeinträchtigungen des Lebens verhältnissmässig starke Leidgefühle verbunden sind. Menschen, die an Rheumatismus und Gicht leiden, bleiben aber trotz der fürchterlichsten unaufhörlichen Qualen oft noch lange am Leben.

Abgesehen von der allgemeinen Verstimmung des Nervensystems bei kränklichen Menschen, scheint die Ursache dazu, dass die Schmerzen nicht immer den Lebensbeeinträchtigungen dem Grade nach entsprechen und oft stärker sind als diese, nach meinem Dafürhalten folgende zu sein: Auf Grund der vererbten Dispositionen steht beim gesunden Menschen die Erregung der einen sensiblen Nervencentren mit dem allgemeinen Lebensprocess in intimerer Beziehung, als die der anderen. Die ersteren sind diejenigen, welche

directe Verbindungen mit den wichtigsten Lebensorganen (Gehirn, Herz, Ernährungscanal, Nieren, Leber, Geschlechtsorgane) haben.

Dementsprechend sind manche Gefühle stets der Ausdruck sehr starker Veränderungen des Lebensprocesses, während andere nur geringere Förderungen oder Beeinträchtigungen des Lebens ausdrücken. Kopfschmerzen, Ekel, Brustschmerzen, ferner geschlechtliche Liebe, Hass, Ärger, Schreck u. a. Gefühle deuten bei normalen Verhältnissen stärkere Veränderungen des Lebensprocesses an, als etwa Haut- und Muskelschmerzen, welche von localen Verletzungen äusserer Körpertheile herrühren.

Auch werden bestimmte Nervencentren bei den normalen Lebensfunctionen stärker erregt als andere. Der ganz normale Geschlechtsact z. B. beruht auf einer äusserst starken Erregung der sexuellen Nervencentren, während diejenigen Nerven, welche die Muskelempfindungen bei den normalen Körperbewegungen vermitteln, in der Regel nur in schwachem Grade erregt werden.

Diejenigen Leiden nun, welche den Lebensbeeinträchtigungen nicht entsprechen und diesen gegenüber unverhältnissmässig gross sind, wie z. B. die Muskel- und Nervenschmerzen nervöser, rheumatischer und neuralgischer Personen, beruhen auf stärkeren Erregungen solcher Nerven, welche zu dem allgemeinen Lebensprocess nur indirecte Beziehungen haben, und die bei ihren normalen Functionen in der Regel nur in schwächerem Grade erregt werden. Auf derartige krankhafte, den normalen vererbten Dispositionen widersprechende Erregungen solcher Nerven, welche keine directen Beziehungen zum allgemeinen Lebensprocess haben und mehr localer Natur sind, ist wohl das Übermaass der Leiden zurückzuführen, durch welche die kränkliche Culturmenschheit heimgesucht wird. —

Dass es in der Macht des Menschen liegt, solche Leiden durch die nöthige Körperpflege und die Rückkehr zu einer zweckmässigen Lebensweise zu mildern und zum Theil zu beseitigen, ist ausser allem Zweifel und längst durch die Erfahrung bestätigt; aber es geschieht leider noch viel zu wenig, um die Gesundheit des Volkes zu heben. Wir liegen noch viel zu sehr in den Ketten der Tradition; und so sehr man die Rathschläge der Ärzte schätzt, so thut man doch noch sehr wenig, um der grösseren Volksmasse eine rechtzeitige ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Zum vermeintlichen Seelenheil muss noch heute das ärmste Dorf einen Pfarrer unter-

halten, oder es wird von Seiten des Staates dafür gesorgt, dass jede Ortschaft mindestens einen Seelenhirten habe; ja die sogenannte Seelsorge wird den Menschen oft in abschreckender Weise aufgedrungen. In welchen Districten findet man aber auch auf den Dörfern Ärzte? Wo sorgt der Staat dafür, dass jedem armen Bauern ein ärztlicher Rath unentgeltlich zur Verfügung stehe, und wo baut man statt der kostspieligen Kirchen auch in den Dörfern Krankenhäuser?

Ich denke, es wird einst eine Zeit kommen, in welcher man nicht nur in allen Städten, sondern auch auf jedem Dorfe einen vom Staate oder von der Gemeinde angestellten Arzt statt eines Geistlichen findet; und so lange dies noch nicht der Fall ist, so lange können sich die Leiden des Menschengeschlechts nicht erheblich mindern. Denn so lange unsere Bauern und die ärmeren Stadtbewohner die für sie sehr hohen ärztlichen Kosten aus ihrem Privatsäckel aufbringen müssen, um der ärztlichen Hilfe theilhaftig zu werden, so lange wird man auch den Arzt in den ärmeren Volksschichten stets erst consultiren, wenn es bereits zu spät ist und der Kranke schon am Rande des Todes steht, wie dies bisher ja allgemein der Fall gewesen ist. Was nützt aber die ärztliche Kenntniss, wenn der Kranke überhaupt nicht mehr zu heilen ist; und wie sollen sich die Krankheiten vermindern, wenn ihnen nicht vorgebeugt wird, sie nicht verhütet werden und nur diejenigen Menschen, welche bereits krank sind, und welche die Disposition zu einer Krankheit bereits durch Vererbung auf ihre Nachkommen übertragen haben, den ärztlichen Rath in Anspruch nehmen?

Zum Seelenheil suchen wir nicht nur auf den Menschen einzuwirken, welcher bereits ein ausgebildeter und vielleicht incurabler Verbrecher ist, sondern durch die Erziehung üben wir schon auf das sechsjährige Kind einen Einfluss aus, um Verbrechen und unmoralische Handlungen überhaupt zu verhüten.

Weit nothwendiger, als den kleinen Kindern die Religion einzupauken, scheint es mir aber, das Wachsthum und die körperliche Entwickelung eines jeden jungen Staatsbürgers nicht nur von der Geburt, sondern schon von der Zeugung an ärztlich überwachen und durch den Arzt einer jeden Mutter und einem jeden Vater die zum Gedeihen der Kinder nöthigen Rathschläge ertheilen zu lassen.

Warum dies nothwendiger und es wünschenswerth ist, dass an Stelle der Geistlichen die Ärzte kommen, dies werden wir aus der

Beantwortung der Frage ersehen, welches die Urquelle aller Leiden, sowohl der physischen als der psychischen ist, ob die Krankheit der Seele oder die des Körpers.

Zunächst sei darauf hingewiesen, dass kein Mensch mit psychischen Gebrechen geboren wird, während die meisten Menschen mit der Anlage zu irgend einer körperlichen Krankheit auf die Welt kommen und selbst bei der Zeugung und während der Schwangerschaft resp. während des intrauterinen Lebens der Grund zu den gefährlichsten Krankheiten gelegt wird.

Alle höheren psychischen Processe und alle höheren Willensäusserungen entwickeln sich erst, wie ich dies a. a. O. ausführlich gezeigt habe[1], aus den sinnlichen Wahrnehmungen und aus den instinctiven Trieben. Diese letzteren sind aber nur dann normale, wenn das betreffende Individuum als ein gesundes geboren wird. Das psychische Leben wird in jeder Beziehung durch die physiologischen Eigenschaften eines Menschen bestimmt, und alle auffallenden psychischen Gebrechen, alle Leidenschaften und Dispositionen zu Verbrechen und unmoralischen Handlungen überhaupt haben ihre Ursache zum grössten Theil in körperlichen resp. physischen Mängeln.

Zwar ist es richtig, dass psychische Leiden auch aus psychischen Unvollkommenheiten hervorgehen, ohne dass man vielleicht einen directen Zusammenhang dieser Leiden mit körperlichen Gebrechen nachweisen könnte; ja die psychischen Vorgänge haben einen derartigen Einfluss auch auf den Körper resp. auf die rein physiologischen Lebensvorgänge, dass die psychischen Mängel oft die Ursache von physischen Leiden werden. Allein diese Rückwirkung der anormalen psychischen Erscheinungen auf den Körper sind doch nur secundäre Processe; denn jene anormalen psychischen Processe sind doch in erster Linie auf anormale physische Dispositionen zurückzuführen.

A. a. O. habe ich ausführlicher dargelegt, dass das zweckentsprechende Handeln, welches nicht Leid, sondern Freude bringt, weniger von der Intelligenz als solcher, als vielmehr von den richtigen Gefühlsverhältnissen abhängt[2]. Und wenn es nun auch wahr ist, dass durch die Erziehung des Geistes diese Gefühlsverhältnisse ver-

---

[1] Vergl. „Der menschliche Wille."

[2] Vergl. ebendaselbst.

edelt werden können, so sind dieselben doch in erster Linie von den physischen Dispositionen abhängig. Beim gesunden Menschen kommen die wichtigsten zweckmässigen Gefühle in angemessener Stärke auch ohne alle Erziehung zur Entwickelung, vorausgesetzt nur, dass er keinen unmoralischen Einflüssen ausgesetzt ist. Der gesunde Mensch ist also in der That (was man irrthümlicher Weise oft von allen Menschen behauptet hat) von Natur gut und so wenig zu Leidenschaften und leidbringenden unmoralischen Handlungen geneigt, wie die Thiere; und die Rousseau'sche Idee, dass der Mensch, so lange er mit der verderbten Welt nicht in Berührung komme, gut bleibe, ist für den gesunden Menschen wenigstens in gewissem Grade richtig; nur ist eine Absperrung des jungen Menschen von der Welt schon deshalb nicht zweckmässig, weil dieselbe eine anormale Bedingung zum Leben bildet und eine gesunde Entwickelung hindert.

Der kränklich geborene Mensch dagegen bringt mit seiner Krankheit auch anormale Gefühlsverhältnisse und damit die Disposition zum unzweckmässigen Handeln mit auf die Welt. Er ist sehr reizbar und deshalb geneigt, leidenschaftlich zu werden. Die Leidenschaftlichkeit wird aber allgemein als die Wurzel der Laster und der hieraus hervorgehenden Leiden betrachtet. Auch treten beim kränklichen Menschen die zweckmässigen Gefühle nicht immer zur rechten Zeit auf. Nervöse und kranke Menschen fühlen, wie wir schon oben erwähnt haben, den Trieb zu anstrengenderen Handlungen, wenn ihr Nervensystem der Ruhe bedarf, sie empfinden Hunger, wenn sie nicht essen sollten, und haben Appetit nach Speisen, die sie nicht vertragen. Der Geschlechtstrieb tritt bei ihnen in stärkerem Grade schon in früher Jugend auf und wird dann leicht die Ursache zu Jugendsünden, durch die sie ihr Leben lang unglücklich werden.

Das nothwendige Maass der Lebensenergie und der Willenskraft hat nur der gesunde Mensch, während der kränkliche einen um so stärkeren Hang zur Vergnügungssucht besitzt, je weniger er zum energievollen Vorwärtsstreben im Kampfe ums Dasein befähigt ist. Und die dem kränklichen Menschen anhaftende Willensschwäche und Leidenschaftlichkeit sind nun die Ursachen davon, dass es ihm auch bei den besten Vorsätzen doch nicht gelingt, directe niedere Freuden den indirecten höheren unterzuordnen und immer vernunftgemäss zu handeln. Für den kränklichen Menschen ist es also viel

schwerer, gut zu bleiben, als wie für den gesunden. Warum ist „der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert“, worauf die christlichen Moralprediger immerwährend hinweisen? Diejenigen Menschen, welche sich immer genöthigt sehen, gute Vorsätze zu fassen, sind eben die leidenschaftlichen und willensschwachen resp. die kränklichen, die aber eben wegen der mangelnden Willensenergie ihre Vorsätze nicht immer auszuführen vermögen.

Hierzu kommt endlich, dass kränkliche Menschen in der Regel unzufrieden sind. Sie haben grosse Wünsche und stecken sich auch hohe Ziele, ohne aber die nöthige Energie zu besitzen, um das Erhoffte erreichen zu können, und sehen sich daher immer getäuscht. Es sind die kränklichen Menschen, welche deshalb leicht mit der Welt zerfallen, die bestehende Weltordnung verwünschen und zu Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft disponiren.

Die Kränklichkeit ist deshalb nicht nur die Ursache zu all den physischen Leiden, sondern sie bildet auch die tiefere Grundlage zur unzweckmässigen Lebensweise und zu den hieraus resultirenden psychischen Leiden der Unzufriedenheit, der Reue, des Weltschmerzes u. a. Ohne also etwa den Werth der geistigen Erziehung zu unterschätzen, ist doch die körperliche Gesundheit des Menschen die erste und wichtigste Grundlage zu seinem Glücke; denn der gesunde Mensch ist, von abnormen Lebensverhältnissen abgesehen, in der Regel glücklich, gleichviel welche geistige Erziehung er genossen hat; der kränkliche Mensch dagegen kann in der Regel auch durch die beste Erziehung nicht glücklich gemacht werden, ja die höhere geistige Bildung, durch welche er in höherem Grade seine Mängel und den Werth der Gesundheit kennen lernt, dient oft nur dazu, ihn noch unglücklicher zu machen, als er ohne dieselbe sein würde. Wie schon oben bemerkt worden ist, findet man gerade unter geistigen Grössen, die aber kränklich sind, die unglücklichsten Menschen, wofür die vielen Pessimisten unter den Philosophen und Dichtern das beste Zeugniss abgeben.

Unsere angestellten und so gut besoldeten Geistlichen erfüllen aber selbst den Zweck der geistigen Erziehung nur in sehr beschränktem Maasse; ihre Thätigkeit reducirt sich fast ganz auf das Trostspenden, auf die Verheissung eines besseren Jenseits und auf das Predigen der Christenliebe, d. h. also darauf, die Leiden dieser Welt etwas erträglicher zu machen. Wie verhältnissmässig gering

aber auch der Erfolg hierin in unserer Zeit ist, in welcher nur wenig Menschen noch den festen Glauben an ein jenseitiges Leben haben, dies brauche ich hier wohl nicht noch zu erörtern.

Ohne die Bedeutung der Seelsorge, wenn sie richtig ausgeübt wird, in Abrede zu stellen, leuchtet aber wohl ein, dass ein Arzt, der das Leben der Menschen und besonders dasjenige der schwangeren Frauen und der Kinder überwachte und so die meisten Krankheiten zu verhüten suchte, in viel höherem Maasse das Lebensleid verringern und die Lebensfreuden erhöhen könnte, als es ein Geistlicher durch seine Predigten über das „Reich Gottes“ vermag.

Je mehr Leid es in der Welt bereits giebt, desto nothwendiger ist allerdings der Trost, den ein Geistlicher mit seinen christlichen Lehren spenden kann; aber je mehr die Krankheiten und somit die Leiden des Lebens durch die Ärzte verhütet werden, desto weniger bedürfen wir auch jenes Trostes.

Wenn nun auch durch die Ärzte der Tod nicht aus der Welt geschafft werden kann und es immer Leiden geben wird, gegen die wir nicht ankämpfen können, und welche wir geduldig ertragen müssen, so ist es doch gewiss unzweckmässig, sich so einseitig auf den christlichen Trost zu beschränken und zur thatsächlichen Bekämpfung der Leiden verhältnissmässig so wenig zu thun.

Wir haben in Deutschland etwa 45 Millionen Einwohner. Da selbst kleinere Dörfer von weniger als 1000 Einwohnern in der Regel einen Geistlichen haben, wird es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn wir annehmen, dass durchschnittlich je ein Geistlicher auf 2500 oder auf 3000 Einwohner komme. Nehmen wir nun ein Durchschnittsgehalt von 2500 oder 3000 Mark an, so giebt dies etwa 45 Millionen Mark, welche die Geistlichen Deutschlands an Gehalt beziehen. Rechnet man hierzu die enormen Summen, welche uns die Kirchen zu bauen und zu erhalten kosten, so wird nicht viel an 60 Millionen Mark fehlen, welche uns der christliche Trost, der uns von den Geistlichen gespendet wird, jährlich zu stehen kommt. Diese 60 Millionen, welche wir annehmen wollen, werden zum grössten Theil vom Staat und von den Gemeinden aufgebracht. In welchem Verhältniss zu dieser Summe steht nun dasjenige, was zur allgemeinen Pflege der körperlichen Gesundheit und zur Verhütung der Krankheiten von Seiten des Staates und der Gemeinden geschieht? Haben doch Ortschaften von weniger als 1500 Ein-

wohnern höchst selten überhaupt einen Arzt, geschweige, dass ein solcher jedem Armen zu jeder Zeit unentgeltlich zur Verfügung stünde, wie ihm ein Geistlicher zur Verfügung steht.

Bei dem jetzigen allgemeinen Bildungsstand der Ärzte ist übrigens nicht ausgeschlossen, dass auch ein Arzt seinen Patienten und dessen Angehörigen nicht nur christlichen Trost spenden, sondern sie auch zum sittlichen Leben anhalten könnte; während es aber nach dem Bildungsstand der heutigen Geistlichen wohl in den meisten oder in allen Fällen ausgeschlossen ist, dass diese ihren Beichtkindern den nöthigen ärztlichen Rath ertheilen könnten.

Ich will übrigens meine Forderung, die Ärzte an die Stelle der Geistlichen zu setzen, feierlichst zurücknehmen und sie für eine unnöthige, zweckwidrige und unvernünftige erklären, sobald man den Geistlichen so weit eine ärztliche Bildung giebt, dass sie in allen Fällen den leidenden Menschen zweckmässigen ärztlichen Rath ertheilen können.

Die Priester des Alterthums hatten eine ganz andere Bedeutung für die Menschheit, als wie die heutigen Geistlichen, weil jene zugleich auch die Ärzte waren. Und wenn man nun heute nach den grossen Fortschritten der Wissenschaften den Beruf des Leibesarztes von dem des Seelenarztes trennen resp. diese bereits eingetretene Trennung in Zukunft beibehalten will, so sollte man wenigstens neben dem Seelenarzt auch einen Arzt des Leibes unterhalten. Hoffen wir, dass die hygienischen Bestrebungen der Gegenwart so allgemeine Würdigung finden, dass es bald dahin komme!

Eine directe oder indirecte Vermehrung der Freuden und eine Verminderung der Leiden wird also nach unserer Anschauung in erster Linie durch die Verhütung der Kränklichkeit resp. durch die Hebung der körperlichen Gesundheit herbeigeführt; aber dies ist nicht das einzige Mittel.

Im dritten Capitel haben wir ausführlich dargelegt, dass die Freuden und Leiden relativ sind nicht nur in Hinsicht auf die Organisation und auf den momentanen Zustand eines Individuums, sondern besonders auch in Beziehung zum vorhergegangenen Gefühl und zu den gleichzeitig an anderen Menschen wahrgenommenen Gemüthszuständen. Ob und in welchem Grade ein Mensch Freud oder Leid empfindet, dies erschien darnach weniger von einem bestimmten Zustand an sich, als vielmehr davon abhängig, ob und wie weit

er eine successive oder simultane Differenz zum Besseren oder Schlechteren resp. zu seinen Gunsten oder Ungunsten empfindet. Wird nun ein Mensch von seiner Geburt an in Luxus erzogen und frühzeitig an ein hohes Maass von Bedürfnissen gewöhnt, so wird er, falls er später nicht im Stande ist, seine pecuniäre Lage so zu stellen, um seinen Luxus noch steigern zu können, auch diejenigen Gefühle der Befriedigung und des Glücks entbehren müssen, welche mit einer stetigen Verbesserung der wirthschaftlichen Lage verbunden sind. Ist er aber gar genöthigt, seine Bedürfnisse, die ihm in der Jugend stets befriedigt wurden, als erwachsener Mensch einschränken und sich die gewohnten Bequemlichkeiten versagen zu müssen, dann empfindet er nur das Leid, welches aus dem immerwährenden Versagen der gewohnten Genüsse und aus der Wahrnehmung des Rückganges hervorgeht. Ein von Geburt armer und in Bedürfnisslosigkeit erzogener Mensch dagegen, der sich allmälig emporarbeitet und seine wirthschaftliche Lage verbessert, geniesst in dem Maasse die Freuden der Lebensförderungen, als er sein Vorwärtskommen resp. die Differenzen zum Bessern wahrnimmt und seine Lebensgenüsse steigern kann.

Je mehr der Mensch in der Jugend an Luxus gewöhnt wird, desto mehr kann er darauf rechnen, dass er später unzufrieden wird; und in je höherem Maasse ein Mensch in Bedürfnisslosigkeit erzogen wird, desto mehr hat er Aussicht glücklich zu werden, weil im ersteren Falle ein Rückgang, im zweiten Falle ein Fortschritt das Wahrscheinlichere ist, und weil der an Luxus gewöhnte Mensch, der immer noch mehr bedarf, als er hat, sich häufiger relativ arm fühlt, als wie der bedürfnisslose, der weniger verbraucht, als er verbrauchen könnte und demnach immer noch einen Überschuss hat. Eine hauptsächliche Kunst, die Freuden des Daseins zu erhöhen und die Leiden zu mindern, liegt in der Beschränkung des Luxus. Wer seinen Nachkommen ein grosses Erbtheil hinterlassen und sie reich und glücklich machen will, der gewöhne sie in der Kindheit an Bedürfnisslosigkeit.

Aber gerade diese wichtige und schon so alte Lebensregel wird bei den gegenwärtigen Culturvölkern am wenigsten beachtet. Es ist ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, dass sich nicht nur der Reiche an grösseren Luxus gewöhnt, sondern dass sich gerade die weniger reichen und ärmeren Menschen im Luxus gegenseitig zu

überbieten suchen. Jeder strebt in krankhafter Weise darnach, ebenso reich oder reicher zu scheinen, als der Nachbar. Die Ursache hierzu ist in erster Linie wieder der allgemeine sociale Concurrenzkampf, in welchem man einen einseitigen Werth auf die Grösse des Besitzthums legt. In Neapel giebt es Hunderte von Familien, welche zu Hause darben, fast ausschliesslich von Gemüse und Maccaroni leben und nöthigenfalls irgend welche Werthgegenstände versetzen, nur um sich wenigstens einmal in der Woche auf dem corso in der Equipage mit einem auf zwei Stunden gemietheten Pseudokammerdiener zeigen, d. h. den grande signore herauskehren zu können. Wir brauchen aber nicht nach Neapel zu gehen, um solche krankhafte Bestrebungen nach dem Reichscheinen zu beobachten. Die Kinder und besonders die kleinen Mädchen der ärmsten Familien, etwa solcher Arbeiter, welche angeben, bei ihrem Lohne verhungern zu müssen und mit Streiken drohen, sind am Sonntage in lächerlicher Weise in Sammt und Seide aufgeputzt. Die Unsitte, auch als Knabe und als junges Mädchen nur mit Handschuhen resp. mit dem Schleier auszugehen, verbreitet sich jetzt immer mehr auch in den ärmeren Schichten. Die „Mädchen in Stellung" der grossen Städte verwenden allen Verdienst zum Putz; und wie viele giebt es nicht, die der Putzsucht selbst ihre Ehre opfern? Die höheren Töchterschulen und Mädchenpensionate füllen sich immer mehr auch mit solchen Mädchen an, für welche eine einfachere Schulbildung in der Bürgerschule viel besser wäre. Aber „wo des Nachbar's Anna hingeht, da kann unsere Marie auch hingehen," sagen sich die Mütter und nähren ihre Kinder womöglich schlecht, nur „um es Andern gleich thun" zu können. Die ärmeren Mädchen kommen dann mit reicheren zusammen und eignen sich allmälig deren Bedürfnisse an, die sie später aber nicht befriedigen können, und welche die Ursache zur steten Unzufriedenheit werden.

Die unzweckmässige Erziehung, welche darin liegt, dass die Kinder an Bedürfnisse gewöhnt werden, oder dass man sie wenigstens zu viel mit solchen Bedürfnissen bekannt macht, welche sie später entbehren müssen, und deren Entbehrung dann die Quelle der Unzufriedenheit und des Unglücks wird, hat, wie mehr oder weniger jede unzweckmässige Handlung, ihre Ursache in einer unzweckmässigen Unterordnung der Freuden und Leiden seitens der Eltern. Diese letzteren wollen die directe Freude ge-

niessen, dass ihre Kinder die Schulkameraden von andern Kindern aus besseren Ständen werden, mit diesen verkehren, dieselbe Bildung geniessen, sich in gleicher Weise kleiden, wie diese. Zugleich wollen sie ihren Kindern die Freude bereiten, welche in der Erfüllung von deren Wünschen liegt. Ganz besonders gern geben die Eltern den Kindern dann nach, wenn sich für diese eine gewünschte Gelegenheit bietet, sich über andere Kinder erheben zu können, wenn sie also andern Kindern zeigen können, dass sie besser gekleidet sind, etwas Besseres zu essen haben, eine bessere Schule besuchen, als diese.

Gerade solche Eltern, welche in ihren wirthschaftlichen Verhältnissen wenig oder nicht vorwärts kommen oder rückwärts gehen, haben um so mehr das Bedürfniss, durch Entfaltung eines grösseren Luxus sich selbst eine höhere sociale Stellung anderen Menschen gegenüber vorzulügen. Und gerade die Eltern von solchen Kindern, welche körperlich und geistig schwach, also unvollkommener sind, als andere Kinder und von diesen geringschätzig oder verächtlich behandelt werden, fühlen das Bedürfniss, ihren Kindern durch Gewährung eines besondern Luxus Freuden zu machen und diesen die Gelegenheit zu geben, sich in Betreff des Luxus über die anderen Kinder erheben zu konnen.

Dabei denken die Mütter, welche hier am meisten in Betracht kommen, nicht an die unangenehmen indirecten Folgen ihrer Kindererziehung, sondern nur an den momentanen Genuss, dem sie alle indirecten Wirkungen unterordnen.

Nicht nur solche Leiden, welche durch die Gewöhnung an grösseren Luxus indirect hervorgehen, sondern die meisten grösseren Leiden überhaupt können bei der Erziehung durch eine zweckmässige Unterordnung der directen kleineren Freuden unter die indirecten grösseren und durch die Übung der zweckmässigen Unterordnung vermieden werden; weil, wie wir oben mehrfach gesehen haben, alle Leiden, welche nicht durch die Vererbung unvermeidlich gemacht sind, und die der Mensch in seinem individuellen Dasein selbst verschuldet, auf der unzweckmässigen Unterordnung resp. darauf beruhen, dass sich der Mensch durch den momentanen Genuss bestechen oder durch ein directes kleineres Leid abschrecken lässt und die später eintretenden indirecten grösseren Freuden und Leiden zu wenig in Betracht zieht.

Damit aber allgemeiner eine zweckentsprechende Unterordnung

stattfinden könne, muss die Menschheit vor allen Dingen wissen, durch welche Factoren niedere und höhere Freuden herbeigeführt werden, und welches die directen und indirecten Wirkungen der Freuden und Leiden sind. Diese Kenntniss des relativ Guten genügt hierzu allerdings nicht allein; sondern es muss hierzu die Übung in der Unterordnung directer niederer Freuden unter höhere indirecte und die Gewöhnung an das gute Handeln kommen. Aber bevor dies stattfinden kann, muss man doch wissen, aus welchen Handlungen Gutes und aus welchen Übles resp. Freud oder Leid hervorgeht. Und hierzu ist die Verbreitung einer wissenschaftlichen Sittenlehre unbedingtes Erforderniss, und ganz besonders ist dies ein Bedürfniss der gegenwärtigen Zeit.

Die allgemeine Culturentwickelung schreitet in der Gegenwart in rapider Weise vorwärts. Je complicirter sich aber die Culturverhältnisse gestalten, desto schwieriger wird es für den einzelnen Menschen, zu wissen, welche Handlungen die relativ besten Folgen haben, was gut und was nicht gut ist, und welche Begehrungen anderen untergeordnet werden müssen. Dies ist deshalb der Fall, weil mit der Complication der Culturverhältnisse die Complication der indirecten Folgen unserer Handlungen zunimmt. Hierzu kommt noch Folgendes: Je rascher die Culturentwickelung fortschreitet, und je rascher sich die Existenzbedingungen der Individuen und des Staates verändern, desto weniger entsprechen die vererbten Dispositionen diesen veränderten Verhältnissen, desto weniger kann die Anpassung der Veränderung der äusseren Lebensbedingungen folgen, und desto weniger kann sich auch eine stattgefundene Anpassung befestigen und vererben.

Der vererbte Instinct ist also zum zweckentsprechenden Handeln in einem Culturlande um so weniger ausreichend, je höher die Cultur steht, je verwickelter die Lebensbeziehungen geworden sind, und je rascher sich diese verändern.

Hatte nun die grössere Masse der civilisirten Menschheit bisher einen moralischen Halt an der Religion, so ist in der Gegenwart ein grosser Theil der Menschen gerade in den Culturstaaten ganz unsicher darüber geworden, was er zu thun und zu lassen hat. Die christliche Religion ist in der gegebenen Form der Zeit und den Bedürfnissen der gebildeteren Menschen nicht mehr entsprechend; was sich in der immer weiter sich verbreitenden Gleichgültigkeit

gegen die Religion und in der Ungläubigkeit genugsam documentirt. Nicht, dass der christliche Glaube absolut geleugnet würde, aber der grösste Theil der Christen zweifelt und weiss nicht recht, was er noch glauben soll oder nicht. Die Gegenwart ist eine Zeit des religiösen Zweifels, des Überganges. Diejenigen Dogmen, welche sich mit dem praktischen Leben und der Wissenschaft der Gegenwart durchaus nicht vereinigen lassen, erwecken den Unglauben, diejenigen dagegen, welche mehr als jene mit der Wirklichkeit des Lebens und mit dem heutigen Stande der Naturwissenschaften übereinstimmen, fesseln die Menschen noch an die Religion. Der Glaube ist also mit dem Unglauben gemischt, es bildet sich eine neue Secte nach der anderen, und schliesslich hat jeder einzelne Mensch mehr oder weniger eine besondere religiöse Anschauung. Aber je weniger Übereinstimmung vorhanden ist, desto schwächer und unsicherer ist der Glaube, und die nothwendige Folge dieser Unsicherheit und dieses Zweifels ist die Unsicherheit im vernunftgemässen und moralischen Handeln. Man weiss nicht, an welches Princip des Handelns man sich halten soll, nachdem man erkannt hat, dass das Princip der christlichen Liebe allein nicht ausreicht, um bei den verwickelten Culturverhältnissen in allen Lagen als Leiter des Handelns zu dienen.

Wenn aber dieses Princip auch als die allgemeinste Richtschnur betrachtet und beibehalten werden kann, so fehlt der Menschheit doch die Kenntniss darüber, in welcher Weise die christliche Liebe am besten auszuüben ist. Die Mutter z. B., welche ihrem Kinde einen Wunsch gewährt, dessen Erfüllung das Kind wie die Mutter momentan mit Freude erfüllt, aber die schädlichsten indirecten Folgen hat, wird auch durch die Liebe zu ihrem Kinde geleitet, und doch ist diese Leitung keine zweckentsprechende, weil die Mutter zu wenig über die indirecten Folgen des Handelns unter den jetzigen Culturverhältnissen weiss und zu wenig gewöhnt ist, über dieselben nachzudenken und sie in Betracht zu ziehen. Oder wenn ihr diese auch in gewissem Grade bewusst sind, so verkennt sie doch die relative Bedeutung derselben für die Zukunft ihres Kindes. Es scheint gar oft unchristlich, wenn wir einen Armen abweisen, der uns um ein Almosen anspricht; und doch wissen wir, dass bei den jetzigen verwickelten Culturverhältnissen eine solche

Abweisung sehr oft geboten erscheint, und dass auch für die Empfänger der Almosen selbst die indirecten Folgen der empfangenen Unterstützung nicht immer gute, sondern oft sehr verderbliche sind.

Um zu wissen, was jetzt für einen Menschen in seinen Verhältnissen gut ist oder nicht, müssen wir ein Verständniss davon haben, unter welchen Bedingungen seine Erhaltung und damit sein Glück am meisten gefördert wird. Hierzu gehört aber nicht allein ein Einblick in die jetzigen socialen Verhältnisse, sondern vor Allem doch eine Kenntniss der Arterhaltungsgesetze und der Beziehungen, welche die Lebensförderungen und Lebensbeeinträchtigungen zu den Freuden und Leiden haben, und welche directe und indirecte Wirkungen diese wiederum auf den Lebensprocess ausüben.

Die Entwickelung einer Sittenlehre auf der Grundlage der Arterhaltungsgesetze, die weitere Verbreitung einer solchen und die mit allen Mitteln der Erziehung, der Seelsorge und der Rechtspflege geförderte Übung des Lebens nach den Principien dieser Sittenlehre ist eine der ersten Bedingungen zu einem energischeren und allgemeineren moralischen Streben und zur Vermehrung der Freuden und Verminderung der Leiden; und es ist offenbar nur eine Frage der Zeit, dass man in den Kirchen, anstatt die Leute mit den Lehren über das Reich Gottes in der bisherigen Weise zu speisen, sie damit oft sehr zu langweilen und sie vom Kirchenbesuche abzuschrecken, sie vielmehr mit den gesetzlichen Bedingungen der Selbst- und Arterhaltung, mit dem, was unter den gegenwärtigen und späteren Culturverhältnissen direct oder indirect Freude und Leid bringt, und was demnach unseren socialen Zuständen gemäss gut oder schlecht ist, bekannt machen wird; wenn wir auch jetzt noch so weit von diesem anzustrebenden Ziele entfernt sind.

Im VI. Capitel haben wir gezeigt, dass das relativ Unvollkommene immer vom Vollkommeneren unterdrückt und von der Betheiligung am Lebenskampfe ausgeschlossen wird, und dass eben die Bestrafung und Unterdrückung der Individuen wegen irgend einer Unvollkommenheit und besonders das Bewusstwerden dieser Unterdrückung mit Leid verbunden ist. Je vollkommener ein Mensch ist, desto mehr Freude wird ihm zu Theil, je unvollkommener er ist, desto mehr Leiden sind ihm beschieden, dies ist eine längst anerkannte Wahrheit.

Um also eine Vermehrung der Freuden und eine Verminderung

der Leiden herbeizuführen, müssen wir nach Vollkommenheit streben. Dies ist auch längst anerkannt, es fragt sich nur, worin die Vollkommenheit besteht und wodurch wir derselben nahe kommen.

Der Begriff der Vollkommenheit bestimmt sich, wie wir a. a. O. gesehen haben, nach dem des Guten oder Zweckmässigen, und diese Begriffe bestimmen sich nach dem, in welchem Maasse irgend eine Erscheinung die Arterhaltung und damit die allgemeine Glückseligkeit fördert[1].

„Zur Vollkommenheit eines Menschen gehört in erster Linie, dass er ganz gesund und wohl gebaut ist und alle seine Organe in zweckentsprechender Weise functioniren, dass sein Lebensprocess ohne irgend welche Störungen und Beeinträchtigungen verläuft, dass also sein Körper in jeder Beziehung im höchsten Maasse befähigt ist, zu leben und sich zu erhalten. Wir nennen auch keinen Menschen vollkommen, dessen Körperbewegungen ungeschickt, unsicher, kraftlos oder in irgend einer andern Beziehung mangelhaft sind, oder der geistig nicht befähigt ist, sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben; es gehört vielmehr zur Vollkommenheit des Menschen, dass er in jeder Beziehung im höchsten Maasse befähigt ist, seine Existenz sicherzustellen.

Ein vollkommener Mensch darf aber nicht allein zur Selbsterhaltung befähigt sein, sondern er muss auch im höchsten Maasse die Eigenschaften besitzen, durch die ein gutes Familien- und Staatsleben, die Erhaltung der Art bedingt ist.

Wer die Fähigkeit zur Zeugung, sowie zur Ernährung, Pflege und Erziehung der Kinder nur in geringem Grade besitzt, ist nicht vollkommen; und wer nicht fähig ist, das Vaterland zu vertheidigen und andern Menschen in bestimmten Nothlagen zu helfen, ist es ebenfalls nicht.

Insbesondere nennen wir auch den einen unvollkommenen Menschen, der seine Leidenschaften nicht zu beherrschen vermag und irgend welchen Lastern ergeben ist, die nicht nur dem Staats- und Familieninteresse schaden, sondern auch die eigene Existenz untergraben.

Geistig ist ein Mensch vollkommen, wenn er nicht nur alles, was zu seiner Existenz, sowie zur Förderung seiner Familien- und

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." S. 375.

der Staatsinteressen zu wissen nothwendig ist, weiss, sondern wenn er auch in jedem Augenblicke seine einzelnen Triebe dem allgemeinsten Zweckbewusstsein, dem Zweck der Arterhaltung bezüglich des allgemeinen Wohlergehens unterordnen kann, wenn sein Handeln nur durch das Motiv der höchsten Zweckmässigkeit bestimmt wird.

Vollkommen ist also der Mensch dann, wenn er in jeder Beziehung den höchst möglichen Grad der Selbst- und Arterhaltung zu erreichen vermag, und nach Vollkommenheit streben heisst nichts anderes, als nach dem höchsten Grad der Fähigkeiten zur Arterhaltung streben." [1]

Wenn also nicht nur der Gelehrte, sondern wenn die ganze Menschheit nach Vollkommenheit streben soll, so muss ihr auch bekannt sein, was vollkommener und unvollkommener ist, und wodurch im Einzelnen die Vervollkommnung erreicht wird; sie muss also wissen, auf welchen Gesetzen die Erhaltung des Individuums und der Art in diesem irdischen Leben überhaupt beruht, welchen Einfluss die jetzigen socialen Verhältnisse auf den Lebensgang der einzelnen Menschen ausüben, und wodurch die möglichst vollkommene Anpassung an diese Verhältnisse erreicht wird.

Wir haben hier nicht Raum, um all die einzelnen Momente, welche die Selbst- und Arterhaltung fördern und damit die Freuden vermehren, anzugeben und zu erörtern. Doch möchten wir noch auf ein hauptsächliches Mittel zur Minderung der Leiden und zur Vermehrung der Freuden hinweisen, von dem man oft angenommen hat, dass es nicht nur der christlichen Religion eigen sei, sondern auch nur in der religiösen Form eine Bedeutung habe, ich meine die gegenseitigen Liebeswerke, die allein ein glücklicheres gesellschaftliches Leben begründen.

Die Liebeswerke als Ausfluss des Mitleids sind nicht nur Eigenthum des gebildeteren Menschen oder nur des Christen, sondern wir finden sie bei allen Menschen und selbst bei den Thieren. Wie weit die Mutterliebe, diese Grundlage aller altruistischen Regungen, aller gesellschaftlichen Beziehungen und besonders aller gegenseitigen Liebe im Thierreiche verbreitet ist, habe ich a. a. O. ja ausführlich genug dargelegt [2]; und bei Erörterung der directen und in-

---

[1] „Der menschliche Wille." S. 376.
[2] Vergl. „Der thierische Wille." S. 262.

directen Wirkungen der Freuden und Leiden (IV. Capitel) haben wir auf S. 171—173 einen von mir beobachteten Fall mitgetheilt, welcher mit Evidenz beweist, dass sich das Mitgefühl und besonders das Mitleid nicht nur den Jungen, sondern selbst Thieren ganz anderer Arten und Gattungen gegenüber regt und auch bei den Thieren Liebeswerke fremden Thieren gegenüber vorkommen.

Aber es ist andererseits nicht zu verkennen, dass es in erster Linie die christliche Religion ist, welche die Liebeswerke dem Menschen zur Pflicht gemacht und das Menschengeschlecht damit auf eine so hohe Stufe des Daseins gebracht und es so veredelt hat, wie es keiner anderen Lehre und keiner der noch so grossartigen Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit möglich gewesen ist. Nur darf man nicht glauben, dass durch das Christenthum das Princip der Liebe erst in die Welt gekommen sei. Wenn die Liebe nicht in der animalischen Natur und besonders nicht in der Natur des Menschen läge und nicht schon vor dem Christenthum im Menschen gelegen hätte, wenn die Liebe der menschlichen Natur fremd gewesen wäre, so würde es keiner Religion, auch der christlichen nicht möglich gewesen sein, ein solches, dem Menschenorganismus fremdes Gefühl in dem Menschen zu erwecken.

Das Princip der Nächstenliebe, welches ja das wichtigste Princip des Christenthums ist, hat eine ungeheure sociale Bedeutung, und seine Entwickelung hat auch sociale Ursachen gehabt. Die Religion, welche dieses Princip zum hauptsächlichen Inhalt nahm, konnte unter keinen anderen Umständen entstehen, als unter welchen die socialen Verhältnisse dahin drängten, als ein solches Princip ein sociales Bedürfniss war; und die christliche Religion ist auch thatsächlich mit Nothwendigkeit aus diesem socialen Bedürfnisse seiner Zeit hervorgegangen. Das christliche Liebesprincip ist nicht etwa ein solches, welches ausserhalb der biologischen Entwickelungsgesetze läge oder gar diesen entgegenstünde, sondern es ist ein höheres Mittel zum engeren gesellschaftlichen Anschluss der Menschen aneinander und damit ein höheres Mittel zur Arterhaltung und zur Erhöhung des Allgemeinwohles der ganzen Art bezügl. des ganzen Menschengeschlechtes, zu dessen Entwickelung die Elemente schon bei den rohesten Naturvölkern und selbst schon bei den Thieren gegeben sind und auch vor dem Christenthum gegeben waren.

Wir wissen, dass die Geschlechtsliebe und die Mutterliebe be-

züglich Elternliebe besondere Vortheile zur Erhaltung der Art bieten, und dass nur aus diesem Grunde jene Gefühle im Thierreiche zur Entwickelung gekommen sind. Wir wissen auch, dass alle Mitgefühle die aus der Mutterliebe hervorgegangen sind (Mitfreude und Mitleid mit anderen Thieren derselben Art oder Gattung), durch gegenseitige Mittheilungen vermittelst der Ausdrucksbewegungen (vergl. IV. Capitel) und durch die Wirkungen dieser Mittheilungen ein gesellschaftliches Zusammenleben der höheren Thiere und des Menschen möglich gemacht haben, dass dieses gesellschaftliche Zusammenleben durch den gemeinsamen Nahrungserwerb, die gemeinsame Vertheidigung, die gegenseitige Warnung, den gegenseitigen Schutz etc. etc. einen besondern Vortheil im Kampfe ums Dasein zur Erhaltung der Art bietet, und dass die Liebeswerke innerhalb einer Gesellschaft, seien diese nun Ausfluss des Mitleides oder des Pflichtgefühles, in höherem Grade zur Erhaltung der einzelnen Individuen wie der ganzen Gesellschaft oder der Art und damit auch zum Glücke des Einzelnen wie der Gemeinschaft beitragen.

Durch all die mannigfachen Wohlthätigkeitsanstalten, die allgemeinen Kranken- und Irrenhäuser, Taubstummen- und Blindeninstitute, die Alters-, Wittwen- und Waisen-Versorgung, die Speiseanstalten für die Armen etc. etc. wird das Leid der Kranken, Krüppel und der Armen in hohem Grade gemindert einmal dadurch, dass man direct eine Hebung des Leidens anstrebt, und dann auch dadurch, dass sich der Leidende damit bewusst wird, dass er auf dieser Welt nicht verlassen ist und andere Menschen sein Leid mitfühlen. Gar mancher elende Mensch vergisst all seine Schmerzen und den Jammer seines Daseins und geniesst die intensivste Freude, wenn er sieht, wie Andere um ihn besorgt sind und sich bemühen, seine Leiden zu lindern.

Nachdem wir nun wissen, dass die Freuden auch einen directen günstigen Einfluss auf den Verlauf des Lebensprocesses resp. auf die Gesundheit ausüben (vergl. IV. Capitel), müssen wir den Wohlthaten einen mehrfachen Werth für den Empfänger zuerkennen.

Aber die Liebeswerke rufen auch eine freudbringende Wirkung bei dem Wohlthäter selbst hervor. Gleichwie durch Handlungen der Mutterliebe nicht nur dem Kinde Freuden bereitet werden, sondern auch die Mutter selbst ein Glück darin findet, ihr Kind glücklich gemacht zu sehen, so empfindet in der cultivirteren menschlichen

Gesellschaft, in welcher sich die einzelnen Menschen inniger miteinander verbunden fühlen, auch jeder Wohlthäter die Freuden mit, welche seine Wohlthat bei dem Empfänger derselben hervorruft.

Mit dem fortschreitenden Verkehr und den sich immer mehrenden Beziehungen der verschiedensten Völker zueinander nimmt der Anschluss der Menschen aneinander mehr und mehr zu, und die gegenseitige Unterstützung erstreckt sich nicht nur auf Menschen derselben Nation oder derselben Race, sondern auf die entferntesten und verschiedensten Völker. Nicht allein die Ausbildung der christlichen Religion durch die Vertreter derselben, sondern besonders die sociale Entwickelung, die allgemeine Hebung der Bildung und die damit Hand in Hand gehende Ausbildung und Veredelung des Mitleides führt uns dem christlichen Ideal der allgemeinen Menschenliebe immer näher und näher, und die Liebesgaben, welche den durch Überschwemmungen, Stürme, Feuersbrünste, Eisenbahn- und Schiffsunglücke heimgesuchten Menschen aus den entferntesten Theilen der Erde, ja selbst von solchen Völkern zufliessen, mit denen sie zeitweise auf Kriegsfuss stehen, die sorgsame Pflege der Verwundeten auch des feindlichen Volkes, wie sie z. B. im letzten deutsch-französischen Kriege bei uns den Franzosen zu Theil geworden ist; all diese Thatsachen sind sprechende Beweise für die sich immer mehr entwickelnde sociale Rücksicht und allgemeine Menschenliebe, durch welche die Leiden des Lebens in so hohem Grade gemildert und zum grossen Theile in Freuden umgewandelt werden. Mehr und mehr fühlt sich das ganze Menschengeschlecht als eine grosse, zusammengehörige, in gleicher Weise Freud und Leid fühlende Gesellschaft, in immer höherem Grade fühlt der Mensch das Bedürfniss, das Wohl der anderen zu fördern und durch diese Unterstützung sich selbst wieder Freuden zu bereiten, weil er in immer intensiverer Weise das Leid der anderen Menschen mitempfindet und in demselben Grade nach Beseitigung der Leiden die Mitfreude geniesst.

Aber nicht nur auf die fremdesten Menschen, sondern auch auf die Thiere erstreckt sich jetzt die Menschenliebe; und die Vereinigungen zur Verhütung der Thierquälereien, zur Fütterung der nothleidenden Vögel etc. verbreiten sich immer mehr und mehr. Nicht etwa die christliche Kirche, sondern gerade die derselben so verhasste neuere Naturwissenschaft ist es gewesen, die uns gezeigt hat, dass auch die Thiere und insbesondere die höheren Empfindungs-

nerven haben und unter ähnlichen Umständen und in ähnlichem Maasse Freud und Leid fühlen, wie wir Menschen, dass auch sie eine menschliche Berücksichtigung in ihrem Lebenskampfe verdienen, und dass es im Hinblick auf die Dienste, welche uns so viele Thiere leisten und in Rücksicht darauf, dass höhere Thiere oft eine sehr grosse Anhänglichkeit an ihren Herrn, selbst zuweilen eine staunenerregende Opferwilligkeit für denselben zeigen, ganz menschenunwürdig wäre, wenn wir die Thiere als gefühllose Wesen behandeln und ihnen nicht gewisse humanitäre Rücksichten zu Theil werden lassen wollten.

Es fragt sich nun, ist es möglich oder gar geboten, die sociale Rücksicht und die Nächstenliebe gleichmässig auf alle Menschen und Thiere auszudehnen und das Leben und das Wohl aller in gleicher, möglichst vollkommener Weise zu fördern?

Es leuchtet sofort ein, dass es ungereimt wäre, wenn wir im Interesse der Thiere überhaupt oder im Interesse gewisser Thierarten handeln wollten, auch wenn wir dadurch das Wohl unserer Nebenmenschen beeinträchtigen würden, oder wenn wir uns ganz fernstehenden Völkern und fremden Menschen helfen wollten, während damit zugleich das Wohl unserer Mitbürger, der Angehörigen unserer Nationalität oder gar dasjenige unserer nächsten Verwandten geschädigt würde.

Und von einer solchen Schädigung selbst abgesehen, müssen wir auch die Frage stellen, ob es bei der animalischen und besonders bei der menschlichen Natur nicht im Interesse der Arterhaltung liegt, dass ein Jeder bei Ausübung der Menschenliebe seine nächsten Anverwandten und die Angehörigen seiner Nationalität den andern Menschen gegenüber und alle Menschen im Allgemeinen den Thieren gegenüber bevorzuge.

Nach dem Christenthume sollen sich alle Menschen gegenseitig als Brüder betrachten und darnach handeln. Um die Idee des Christenthums in vollem Umfange zu verwirklichen, müssten nicht nur die verschiedenen Völker davon abstehen, sich gegenseitig zu bekriegen, sondern man dürfte auch dem uns fremdesten Menschen keine Vortheile abzuringen suchen, und weder ein einzelner Mensch, noch ein bestimmter Staat dürfte darnach streben, sich auf Kosten anderer Menschen bezügl. Staaten zu bereichern. So z. B. wäre eine Schutzzollpolitik, welche den Schutz der nationalen Arbeit oder

eine Begünstigung derselben auf Kosten anderer Nationen bezweckt, mindestens in dem Falle unchristlich zu nennen, dass sich der Schutzzoll gegen ein anderes, ebenfalls christliches Volk richtete. Nationale Interessen, die als solche die Einzelinteressen der Menschen bestimmen, sind mit der Idee des Christenthums von der allgemeinen Verbrüderung der Menschen nicht wohl vereinbar; es ist demnach dem Papste nicht zu verübeln, wenn er will, dass die Kirche über aller Politik und dass sein Wille bezüglich die Idee des Christenthums über dem Willen eines jeden Fürsten stehe, und wenn er überhaupt die nationalen Interessen und Bestrebungen so gering schätzt gegenüber dem christlichen Princip bezüglich der christlichen Kirche; und andererseits stehen die Bestrebungen der Communisten ganz auf christlichem Boden, und diese berufen sich mit Recht auf die Lehren des Christenthums.

Das christliche Ideal ist die vollkommene Gleichstellung aller Menschen, wenigstens die gleichmässige Ausdehnung der christlichen Liebe auf alle Menschen. Und aus welchem Grunde sollten wir die Thiere nun von dem Genusse der Menschenliebe ausschliessen?

Nachdem wir erkannt haben, dass auch die Thiere Lust und Schmerz fühlende Wesen sind, ist es dann nicht unchristlich, wenn wir dieselben tödten, damit wir den Lebensgenuss haben; und wäre es nicht viel christlicher gehandelt, wenn wir auch in dieser Beziehung auf die irdischen Genüsse verzichteten, um das ewige Leben zu verdienen und zu erringen? Die Vegetarianer gehen zum Theil von diesem Gedanken aus und verwerfen das Tödten der Thiere zum Zweck der Ernährung, und andererseits betrachten die antivivisectorischen Agitatoren, die jetzt so viel von sich reden machen, auch dann noch die Operationen und Experimente an lebenden Thieren als verabscheuungswürdig, wenn die betreffenden Untersuchungen zum Heile der leidenden Menschheit dienen.

Nehmen wir aber einmal an, wir würden alles thierische Leben schonen und uns nur von Pflanzen ernähren, was würde die nothwendige Folge hiervon sein? Die pflanzenfressenden Säugethiere, welche wir jetzt hauptsächlich zu unserer Ernährung tödten, würden sich dann in rapider Weise vermehren und, da wir auch nur von Pflanzen leben wollten, unsere gefährlichsten Nahrungsconcurrenten werden. Hat nun schon jetzt das Menschengeschlecht wenigstens in den Culturländern mit Nahrungsnoth zu kämpfen, so würde dann

eine genügende Ernährung des Menschengeschlechts, das nicht nur aller Fleischnahrung entbehren müsste, sondern dem auch noch seine vegetabilen Nahrungsmittel verkürzt würden, ganz unmöglich sein. Wollten wir dann aber auch auf unser irdisches Dasein zu Gunsten der pflanzenfressenden Thiere verzichten, so würde diesen trotzdem nicht auf die Dauer damit geholfen sein. Denn da wir consequenter Weise doch auch die Raubthiere schonen oder deren Fortkommen noch begünstigen müssten, so würden sich diese ebenfalls stärker vermehren, und dies um so eher, als sie ja reichliche Beute an den zahlreichen Wiederkäuern hätten. Diese letzteren würden dann wieder in solchen Mengen von den ersteren erwürgt und gefressen werden (und dies zwar in grausamerer Weise, als es durch den Menschen geschieht), dass schliesslich wieder eine Abnahme derselben stattfinden müsste. Die Raubthiere würden sich dann, wie dies die Erfahrung im Thierleben zeigt, bei der sich steigernden Nahrungsnoth gegenseitig so bekämpfen und vernichten, dass sich allmälig wieder ein ungefähres Gleichgewicht zwischen den Raubthieren und den pflanzenfressenden Thieren insofern herstellen würde, als etwa soviel von den letzteren erhalten blieben, soviel es die vorhandenen Raubthiere möglich machten, während ein bestimmter Procentsatz der Wiederkäuer, Nagethiere, Beutelthiere etc. jährlich von jenen vernichtet werden würde.

Das Menschengeschlecht könnte also selbst dann, wenn es auf alle Fleischnahrung, ja selbst auf seine eigene Existenz zu Gunsten der pflanzenfressenden Thiere verzichten wollte, die mit der Tödtung derselben verbundenen Leiden nicht im Geringsten mindern.

Berechtigter, als der extreme Vegetarianismus, könnte uns die Agitation gegen die Vivisection und gegen die Benützung der Thiere zu bestimmten Dienstleistungen erscheinen. Was berechtigt denn den Menschen dazu, in seinem Interesse qualvolle Experimente an lebenden Thieren anzustellen und so viele Thiere zum Ziehen und Tragen der Lasten zu zwingen? Sind nicht auch die Thiere zu einem freien Leben geschaffen? Und wodurch fühlt sich gar der Mensch berechtigt, so viele Thiere gewaltsam durch schmerzvolle Operationen fortpflanzungsunfähig zu machen? Hat etwa Gott diesen Thieren die Vermehrungsfähigkeit gegeben, damit sie ihnen vom Menschen gewaltsam genommen werde?

Wir haben schon im VI. Capitel dargelegt, dass es in der Natur

ein allgemeines Naturrecht giebt, dies ist das Recht des Vollkommeneren, sich dem Unvollkommeneren überzuordnen, soweit diese Überordnung nicht in Conflict mit der Unterordnung unter das Vollkommenere kommt. Durch die Vivisection und die Dienstbarmachung der Hausthiere wird allerdings vielen Thieren Leid zugefügt, aber abgesehen davon, dass dieses Leid im Allgemeinen nicht grösser und in vielen Fällen viel geringer ist, als welches die Thiere in ihrem Freileben ertragen müssten, wird dadurch auch zugleich das Wohl des vollkommeneren Menschengeschlechtes gefördert.

Selbst das Christenthum sieht deshalb weder in der Dienstbarmachung der Thiere, noch in dem Genuss des Fleisches getödteter Thiere eine Sünde. Und wenn wir nun auch mit der einseitigen Ausschliessung derselben von der christlichen Liebe nicht einverstanden sein können und es für geboten erachten, diese nicht nur auf das Menschengeschlecht (wie es das Christenthum thut), sondern auf alle fühlende Lebewesen auszudehnen; so halten wir es doch andererseits für berechtigt, wenn der Mensch auf Kosten der Thiere das allgemeine Menschenwohl zu fördern sucht, und wir betrachten diejenigen Anschauungen, nach welchen jedes Leid, das man irgend einem Thiere im Interesse des Menschenwohles zufügt, ebenfalls eine Sünde, resp. ein Unrecht oder ein Verbrechen sein soll, als krankhafte. Wir Menschen haben die Pflicht, auch auf die Thiere gewisse Rücksichten zu nehmen, sie zu beschützen und ihre Erhaltung zu fördern, aber dies nur soweit, als damit das Wohl des vollkommeneren und uns näher stehenden Menschengeschlechtes nicht beeinträchtigt wird, oder als der Thierschutz nicht eine Förderung des Menschenwohles unmöglich macht. Die christliche Liebe ist zwar auf alle fühlende Wesen auszudehnen, aber die Menscheninteressen sind den Thierinteressen stets zu bevorzugen, und zwar aus dem Grunde, weil das erstere das vollkommenere ist, und weil diese Bevorzugung im Interesse der Arterhaltung liegt.

Jedes Thier, welches die Interessen seiner Jungen den Interessen anderer Thiere gegenüber nicht bevorzugt, kann seine Art auf die Dauer nicht erhalten. In der Bevorzugung der Selbst- und Artinteressen vor solchen anderer fühlender Wesen liegt der ganze Kampf

ums Dasein, durch welchen die Entwickelung resp. Vervollkommnung der Lebewesen möglich geworden ist.

Hätte von Anfang an jedes animalische Wesen seinen Jungen nur die Unterstützung gewährt, die es andern Thieren zu Theil werden lässt, hätte nicht jedes Mutterthier vielmehr seine Jungen vor allen anderen Geschöpfen in einer Weise bevorzugt, dass es Individuen anderer Arten, wenn nöthig, getödtet hätte, um die Jungen damit zu ernähren oder vor den Angriffen solcher zu schützen, wäre nicht das Interesse eines jeden Mutterthieres allein oder doch in erster Linie auf die Erhaltung seiner Jungen gerichtet gewesen, und wären nicht die in Gesellschaft lebenden Thiere stets nur an die Erhaltung ihrer Art ohne jede Rücksicht auf andere Arten bedacht gewesen; so würde es keinen activen Kampf ums Dasein gegeben haben, und die Entwickelung der animalischen Wesen würde nicht diese Höhe erreicht haben, die wir jetzt bewundern. Vermuthlich würde in diesem Falle auch das Menschengeschlecht gar nicht entstanden sein.

Jede Thierart, welche die Bevorzugung der eigenen Artinteressen aufgiebt, giebt damit auch seine Weiterexistenz auf.

Die Bevorzugung der Selbst- und Artinteressen ist also kein Unrecht, sondern sie liegt im Entwickelungsprincip, und sie ist insofern Pflicht der animalischen Wesen, als dadurch unter Umständen Vollkommeneres an Stelle des Unvollkommeneren gesetzt wird, und als es Pflicht ist, nach Vollkommenheit zu streben. Wenn der Mensch die Interessen der Menschheit den Interessen der Thiere gegenüber bevorzugt, so thut er nur das, was zur Entstehung und Erhaltung des Menschengeschlechtes immer nothwendig und gut gewesen ist, und was für alle Zukunft nothwendig und gut sein wird; er thut damit nur seine Pflicht.

Wenn es aber für jede Thierart nothwendig und gut ist, die Selbst- und Artinteressen zu bevorzugen, und wenn es Pflicht des Menschen ist, die Interessen des Menschengeschlechtes denen des Thierreiches voranzustellen; ist es dann nicht auch für die Angehörigen einer bestimmten Nation oder einer einzelnen Familie nothwendig, gut und pflichtgemäss, die Interessen ihrer Nation oder ihrer Familie denjenigen anderer Nationen bezüglich Familien gegenüber zu bevorzugen? Ganz gewiss!

Für die verschiedenen Racen, Völker und Nationen und für die

einzelnen Familien gilt dasselbe, was wir soeben von den verschiedenen Thierarten gesagt haben. Der ungeheure Culturaufschwung und die rapid fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechtes ist in erster Linie die Folge des activen Kampfes ums Dasein, der Bevorzugung der Selbst-, Familien- und der nationalen Interessen, des Bestrebens, andere Menschen und andere Nationen in den Leistungen zu überholen und anderen Völkern oder einzelnen Menschen gewisse Vortheile abzuringen. Und wenn auch die grössten Entdeckungen nicht nur einen allgemeinen Werth für das gesammte Menschengeschlecht haben, sondern auch aus rein wissenschaftlichem und allgemein menschlichem Interesse mit hervorgegangen sind; so liegt doch dem energievollen Vorwärtsstreben und dem unermüdlichen Forschen der tief in der menschlichen Natur wurzelnde Trieb zu Grunde, etwas Besseres zu schaffen, als es Andere gethan haben.

Giebt ein Mensch diesen thierischmenschlichen Grundtrieb und die Bevorzugung der Selbst-, Familien- und der nationalen Interessen auf, so bedeutet das nicht nur eine Verzichtleistung auf die Fortdauer der eigenen Existenz, sondern auch ein Aufgeben desjenigen Factors, welcher zur allgemeinen Vervollkommnung in hervorragendem Grade mit beiträgt.

Die vererbten Anlagen haben auch hierin dem Menschengeschlecht stets den richtigen Weg gezeigt. Es hat wohl noch kein Volk auf dieser Erde gegeben, welches für das Wohl der anderen Völker in gleichem Maasse gearbeitet hätte, als wie für sein eigenes. Und kein gesunder und vernünftig denkender Mensch wird alle Familieninteressen und allen Patriotismus verleugnen und sein eigenes Wohl, das seiner Familie und seiner Nation nur in demselben Maasse zu fördern suchen, wie das Wohl eines Menschen, der etwa einer ganz anderen Nationalität angehört und mit ihm in keiner erkennbaren verwandtschaftlichen Beziehung steht. Alle jene Bestrebungen, welche auf eine absolute Gleichstellung und vollkommen gleichmässige Berücksichtigung aller Menschen hinausgehen, sind, wie wir dies a. a. O. schon erörtert haben, krankhafte, welche auf einer vollständigen Verkennung der wahren Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse und der Bedingungen zur Vervollkommnung des Menschengeschlechtes beruhen. So lange es Menschen auf der Erde geben wird, wird es auch Selbst-, Familien- und nationale Interessen geben.

Angenommen, alle Menschen wollten sich dem christlichen Ideal entsprechend von jetzt an als Brüder betrachten und behandeln, alle Selbst-, Familien- und die nationalen Interessen ganz aufgeben und nur ein allgemeines menschliches Interesse anerkennen; so müsste zunächst, wie dies ja die Communisten wollen, alles Besitzthum unter alle Menschen der Erde gleichmässig vertheilt werden, was voraussetzte, dass dies überhaupt möglich wäre. Jeder, der Zulukaffer und der Singhalese sowohl, wie der Engländer oder Deutsche, müsste von jedwedem Gewinne, der durch irgend ein Geschäft in Russland oder in Amerika erzielt würde, gleichen Antheil bekommen, d. h. es müsste eine Regierung über das ganze Menschengeschlecht gesetzt werden, in deren Händen alle Landwirthschaft, Industrie und der ganze Handel läge, und die dafür sorgte, dass jeder Mensch gleichmässig zur Thätigkeit herangezogen, alle Producte und aller Gewinn notirt und dann in gleichmässiger Weise vertheilt würden. Alle Wohlthätigkeitsanstalten müssten dann Jedem zur unentgeltlichen Verfügung stehen. Nehmen wir an, dass die Verwirklichung dieser Idee überhaupt möglich geworden und die Ausführung vollzogen wäre; würden dann die Freuden und Leiden gleichmässig unter alle Menschen vertheilt sein? Keineswegs! Hat nicht der Europäer andere Bedürfnisse, als wie der Australneger oder der Singhalese, der Engländer nicht andere, wie der Russe oder der Grieche, der kranke und schwächliche Mensch nicht andere, wie der gesunde und starke, der intelligente nicht andere, wie der dumme, der jugendliche nicht andere, wie der ältere, der seit vielen Generationen an grösseren Luxus gewöhnte Mensch nicht andere, wie der arme?

Durch den immer sich steigernden Verkehr und die sich mehr und mehr ausbreitende Cultur wird sich die grosse Differenz in den Bedürfnissen allerdings in hohem Maasse allmälig verringern, weil ja alle Naturvölker sich mit der Zeit auch zu Culturvölkern emporarbeiten werden. Andererseits liesse sich auch behaupten, dass, wenn erst einmal der Besitz zu gleichen Theilen vertheilt wäre, nach wenigen Generationen auch die Verschiedenheit der Bedürfnisse armer und reicher Familien in Wegfall kommen würde. Und schliesslich wäre es denkbar, dass auch durch die übereinstimmende Lebensweise und durch geeignete Gesundheitspflege die Differenzen des relativen Gesundheits- und Bildungsstandes der verschiedenen Menschen

verringert oder ganz beseitigt werden könnten. Wäre auf diese Weise dann eine Gleichmässigkeit der Bedürfnisse und des Einkommens erzielt, wäre jeder Mensch sicher, dass er wie seine Nachkommen vor Noth und Sorgen bewahrt bleiben würden, wie würde es dann mit dem menschlichen Streben aussehen? Was würde den Menschen dann zu dieser Anspannung seiner Kräfte antreiben, welche erforderlich ist, um das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu sichern, und welche jetzt die Ursache zu der rapiden Entwickelung des Menschengeschlechtes ist? Man denke nur daran, welcher Sporn der Gedanke an die Kinder ist, und wie sehr sich das Streben abschwächen müsste, wenn jeder Vater mit der Gewissheit an die Arbeit ginge, dass er bei all seinen Anstrengungen für seine Kinder nicht mehr und nicht weniger erreichen könnte, als was allen andern Kindern zu Theil würde. Freilich müsste es dann jedem Menschen zur Pflicht gemacht werden, mit seiner ganzen Kraft für das Wohl der Allgemeinheit zu arbeiten, und der Gedanke an diese Pflicht würde dann die Triebfeder des Handels werden. Ich bezweifle aber, ob selbst dann, wenn sich der Mensch täglich hundert mal seiner Pflicht erinnerte, er mit solcher Opferfreudigkeit an sein Tagewerk gehen würde, als welche die Liebe zu seinen Kindern und der Gedanke an die Verbesserung der Zukunft derselben in ihm erweckt. Und würde denn auch jeder Mensch der Überzeugung sein, dass jeder Andere seine Pflicht ebenso gut thue, wie er selbst, und dass für jeden Anderen nicht besser gesorgt würde, wie für ihn?

Wenn wir Menschen eben Götter wären, dann würde die Verwirklichung der christlichen Idee mit all ihren Consequenzen leicht durchführbar und praktisch sein; so lange wir dies aber nicht sind (und wir werden es ja wohl nicht so bald werden), ist diese Verwirklichung unmöglich. Insofern freilich, als diese Zustände eine absolute Leidenschaftslosigkeit und Vollkommenheit, also Gottähnlichkeit oder Gottgleichheit des Menschengeschlechtes voraussetzen, können sie wohl als das Ideal des menschlichen Zusammenlebens hingestellt werden, welchem die Menschen zuzustreben haben; aber in diesem Streben muss man immer das Entwickelungsstadium des Menschengeschlechtes berücksichtigen und darf nicht meinen, es würde gelingen und würde praktisch sein, wenn man einen grossen Sprung versuchen wollte, wie es z. B. die Communisten möchten.

Wie wenig übrigens die christliche Idee mit der Natur des

Menschen, wie dieser heute noch ist, übereinstimmt, und wie wenig sich diese Idee noch verwirklichen lässt, dies hat uns nichts besser gezeigt, als das Institut der christlichen Kirche selbst, die in der kürzesten Zeit trotz der von ihr vertretenen Lehre von der Brüderlichkeit und Gleichheit der Menschen vom Laien und einfachen Priester bis zum Papste so verschiedene Rangstufen geschaffen hat, welche sich wenig von der weltlichen Rangordnung unterscheiden; und wenn hier ein Unterschied vorhanden ist, so ist es nur der, dass die kirchliche Stufenleiter noch viel grössere Differenzen zeigt, wie die weltliche, und dass sich der Papst viel höher über alle übrigen Menschen erhebt, als es jemals irgend ein König oder Kaiser gethan hat.

Und kein Tyrann der Welt hat wohl jemals seine Macht über andere Menschen mehr zur Geltung gebracht und missbraucht, als wie es im Mittelalter die kirchlichen Machthaber gethan haben.

Wer also nach einer Verwirklichung der christlichen Idee von der Gleichstellung der Menschen strebt, der mag damit bei der Kirche anfangen und an dieser seine Kraft versuchen.

So sehr wir also durch die Werke der Liebe und des Mitleides die Freuden des Menschengeschlechtes vermehren und die Leiden vermindern können, und so sehr es demnach Pflicht eines jeden Menschen ist, seinen Nebenmenschen in der Noth beizustehen, so wäre es doch bei den jetzt noch bestehenden menschlichen Verhältnissen und in Rücksicht auf die menschliche Natur, wie sie jetzt noch ist, absurd, jetzt mit einem male alle Menschen in ganz *gleicher* Weise berücksichtigen und alle Selbst-, Familien- und nationalen Interessen ganz aufgeben zu wollen.

IX. Capitel.

Das Schicksal und die Bestimmung.

Die Bestimmung des Schicksals durch objective und subjective Factoren, durch die specifischen Formen und Fähigkeiten einer Art, durch die relative Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Körperformen, durch Reichthum und Armuth, durch den relativen Gesundheitszustand, durch besondere Anlagen und durch den Charakter. Bedeutung der Geistesbildung und Erziehung für die Schicksalsbestimmung. Die Bestimmung des Kinderschicksals durch die Eltern.

Nicht nur das VIII. Capitel, sondern das ganze vorliegende Buch geht von der Voraussetzung aus, dass es in der Macht des Menschen liege, nach genauerer Kenntniss derjenigen Factoren, welche Freud und welche Leid verursachen, die ersteren zu vermehren und die letzteren zu vermindern, und dass demnach die Untersuchung der Freud- und Leidquellen einen praktischen Nutzen habe. Und dass diese Voraussetzung eine richtige war, dies hat sich im Verlaufe unserer Untersuchungen wohl genugsam erwiesen. Es fragt sich nun aber, ob diese Macht über das eigene Schicksal eine unumschränkte oder eine beschränkte ist, wieweit es im letzteren Falle dem Menschen möglich ist, seine Freuden und Leiden selbst zu bestimmen, und wieweit dieselben etwa auch ohne sein Zuthun bestimmt werden.

Alle pessimistischen Religionen (insbesondere der fatalistische Islam) vertreten das Dogma, dass jedem Menschen für sein Leben ein ganz bestimmtes Maass von Freuden und Leiden von der Gottheit verliehen werde, und dass jedes Schicksal schon vor der Geburt von derselben bestimmt sei. Gott schickt hiernach nicht nur grössere Glücks- und Unglücksfälle, sondern er bestimmt den ganzen Lebenslauf, die Wahl des Berufes, die relative Bedeutung resp. die Leistung

eines jeden Menschen und alle damit verbundenen grösseren und kleineren Freuden und Leiden; und, um es gleich vorher zu sagen, es giebt wohl wenig religiöse Dogmen, denen eine so tiefe philosophische Ahnung und Wahrheit zu Grunde liegt, wie gerade dem Dogma von der Vorherbestimmung. Ich will hier nicht erörtern, aus welchen Elementen der griechischen und orientalischen Philosophie sich dieses christliche Dogma nothwendig entwickelt hat; sondern unsere Aufgabe ist hier die, vom Standpunkte der heutigen Naturwissenschaft und Philosophie zu zeigen, inwiefern und inwieweit das Schicksal eines Menschen bei seiner Geburt oder schon vor derselben bereits vorgezeichnet ist.

Steht aber nicht die Annahme einer Vorherbestimmung im vollen Widerspruch mit allem, was im vorigen Capitel behauptet worden ist? Haben wir nicht gezeigt, dass es dem Menschen durch sein Streben nach Vollkommenheit möglich ist, seine Freuden zu vermehren und die Leiden zu mindern? Steht es dem Menschen nicht frei, nach Vervollkommnung und Vermehrung seiner Art zu streben, sich seinen Beruf und Lebensweg zu bestimmen, vernunftgemäss oder unvernünftig zu leben, seine Kinder gut oder schlecht zu erziehen und so gewisse Freuden oder Leiden herbeizuführen? Ist nach unserer mehr optimistischen als pessimistischen Anschauung nicht jeder Mensch „seines Glückes Schmied?“ Und ist hiermit nicht die Annahme einer Vorherbestimmung ganz unvereinbar?

Allerdings lässt sich die Voraussetzung einer absoluten Vorherbestimmung, wie sie der unbedingte Fatalismus lehrt, nach welchem das ganze Schicksal eines Menschen in all seinen Einzelheiten in einer Weise bestimmt sein soll, dass der Mensch auch bei den günstigsten Einwirkungen von Aussen seine Handlungen den äusseren Umständen nicht nach seiner Wahl zweckentsprechend anzupassen vermöchte, mit unseren Annahmen nicht vereinbaren. Steht denn aber dem Menschen eine freie Wahl zu? Wir kommen, wie wir sehen, hier wieder auf die Frage des Determinismus und Indeterminismus, welche wir a. a. O. bereits ausführlicher erörtert haben[1]. Ohne weiter den Begriff der Willensfreiheit zu discutiren, wollen wir hier nur festzustellen versuchen, inwiefern der Mensch nicht nur solche Leiden, welche unabhängig von den

[1] Vergl. „Der menschliche Wille.“ VIII. Capitel.

Handlungen der betreffenden Individuen auftreten, mit auf die Welt bringt, sondern inwiefern auch der Wille des Menschen durch seine Organisation bestimmt ist, und inwieweit man demnach von einer Vorherbestimmung sprechen kann, wenn man diesen Ausdruck hier überhaupt gelten lassen will.

Wie jede Erkenntniss, bezüglich Erfahrung einestheils von der objectiven Einwirkung und anderntheils von dem betreffenden Subjecte abhängt, also durch einen objectiven und einen subjectiven Factor bestimmt wird, so ist auch das Schicksal eines Menschen theils von objectiven Verhältnissen, theils von der Natur des Subjectes abhängig. Einmal gibt es rein objective Bestimmungsursachen, welche auf das Schicksal unmittelbar einwirken, ohne dass dieses erst von der Wirkung der objectiven Ursache auf unseren Geist abhinge; dann giebt es auch solche objective Ursachen, welche nur insofern unser Schicksal mittelbar bestimmen, als sie durch die Einwirkung auf unsere Sinne unser Denken, Fühlen und Wollen beeinflussen. Wenn z. B. ein Mensch vom Blitz erschlagen oder durch einen stürzenden Steinblock unerwartet getödtet wird, so ist dies eine unmittelbare Einwirkung auf das Schicksal, bei welcher ein subjectiver Factor gar nicht in Betracht kommt, und welche rein objectiver Natur ist. Fühlt sich dagegen ein Mensch durch die Wahrnehmung irgend eines Objectes, etwa einer geliebten Person andern Geschlechtes, veranlasst, eine bestimmte Handlung (etwa eine Werbung) auszuführen und so sein Schicksal zu bestimmen, so handelt es sich in diesem Falle um das Zusammenwirken eines objectiven und eines subjectiven Factors, und der erstere beeinflusst das Schicksal nur indirect mittelst des psychischen Eindruckes auf den Menschen.

Die subjective Schicksalsbestimmung ist ebenfalls einmal eine rein subjective und unmittelbare, wie z. B. bei einer ererbten Krankheitsanlage, die ganz oder sehr unabhängig von den äusseren Verhältnissen zur Entwickelung kommt, und dann eine bedingte oder gemischte subjective, welche erst durch die Verbindung mit einem objectiven Factor indirect perfect wird.

Alle subjectiven Bestimmungsfactoren, auf die es uns hier allein ankommt, sind theils wieder ererbte, theils erworbene; und es fragt sich nun, wieweit die einen und die andern das Schicksal des Menschen mit bestimmen.

Wir wissen, dass sich sowohl die Körperformen, als auch die Krankheitsanlagen und die Charaktereigenthümlichkeiten des Menschen in einem hohen Grade der Vollständigkeit auf die Nachkommen übertragen. Sobald also der Fortpflanzungsact resp. die Befruchtung des Eies stattgefunden hat, sind auch unter normalen Verhältnissen die Formen, welche das Ei in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien annimmt, bezüglich die Formen des sich aus diesem Ei entwickelnden Menschen, sowie dessen Krankheitsanlagen und Charaktereigenthümlichkeiten bestimmt, aber nicht etwa durch den Willen einer Intelligenz, sondern durch die innere Natur und durch die besonderen Eigenthümlichkeiten derjenigen Theile des lebenden Organismus, aus welchen das neue Lebewesen hervorgeht. Und da nun, wie wir sehen werden, das Schicksal jedes Menschen zum grossen Theile von seinen Körperformen, seinem relativen Gesundheitszustand und seinem Charakter abhängt; so ist, um es gleich zu sagen, auch das Schicksal eines Menschen bei seiner Entstehung in Form eines befruchteten Eies in gewissem Grade besiegelt.

Denken wir zunächst an die rein subjectiven ererbten Factoren, so leuchtet wohl sofort ein, dass das Schicksal eines Menschen als specifisch menschliches Schicksal zum Unterschiede von einem thierischen, etwa dem eines Pferdes, einer Fliege oder eines Wurmes, allein durch die ererbten, specifisch menschlichen Formen und Fähigkeiten bestimmt ist. Und ebenso ist das specifische normale Frauenschicksal deshalb verschieden von dem specifischen Mannesschicksal, weil eine Differenz der angebornen Körperformen und Fähigkeiten zwischen dem Manne und der Frau existirt.

Aber auch das Schicksal verschiedener Menschen desselben Sexes muss nothwenig ein anderes werden, je nachdem dieselben normal gebildet sind und besondere Leistungsfähigkeiten auf dem einen oder andern Gebiete haben, oder als Krüppel und Kranke geboren werden. Das Schicksal eines Krüppels, eines Blind- oder Taubgeborenen, eines Menschen, der Lungenschwindsucht, Skrophulose oder irgend eine andere Krankheit oder Krankheitsanlage geerbt hat, erhält durch die betreffende ererbte Eigenthümlichkeit in jedem Falle eine bestimmte Richtung; das Schicksal wird ein anderes, als das jedes anderen gesunden und wohlgebildeten Menschen, auch wenn die äusseren Verhältnisse hier wie da ungefähr die gleichen, wenn die betreffenden Personen etwa Geschwister sind.

Aber auch ohne, dass ein Mensch als Krüppel oder mit einer ausgesprochenen Krankheit behaftet auf die Welt kommt, muss sein Schicksal nothwendig ein anderes werden, je nachdem er schöner oder weniger schön gebaut ist, und je nachdem er blutarm, sehr reizbar und leidenschaftlich ist resp. zur einseitigen Bewusstseinsconcentration neigt oder als vollständig normaler Mensch geboren wird, weil in dem einen Falle dieselben Einwirkungen von aussen andere Folgen haben, als in den andern Fällen.

Dass beim weiblichen Geschlecht die Schönheit oder Hässlichkeit von bestimmendem Einflusse auf das Schicksal ist, dies wird wohl von Jedermann sofort anerkannt. Schöne Mädchen verheirathen sich im Allgemeinen leichter, als hässliche. Andererseits streben schöne Mädchen naturgemäss mehr darnach, dem männlichen Geschlechte zu gefallen, als hässliche, welche, den Mangel der Schönheit fühlend, mehr nach Tüchtigkeit in ihren Leistungen und womöglich nach Auszeichnung in einem bestimmten Berufe streben. Ähnlich verhält es sich aber auch beim männlichen Geschlechte. Auch beim Manne wird die Berufswahl in den meisten Fällen mit durch das Bewusstsein von der grösseren oder geringeren Formenvollkommenheit bestimmt. Der Mann, welcher tagtäglich erfährt, dass er für Damen eine besonders grosse Anziehungskraft und einen grossen Einfluss auf dieselben hat, ist auch, ohne dass er sich hierüber vielleicht klar wird, bestrebt, hauptsächlich durch diesen Einfluss sein Glück zu machen; während der junge Mann, welcher sieht, dass er in seinem Einfluss auf die Damen mit anderen Männern nicht gut concurriren kann, bis zu einem gewissen Grade unbewusst darnach strebt, sich sein Schicksal durch sich selbst zu bestimmen und sich durch besondere Leistungen über Andere zu erheben. Ausnahmen von dieser Regel, durch besondere Umstände veranlasst, sind natürlich nicht ausgeschlossen. Dazu hat die relative Schönheit oder Hässlichkeit des Körpers, wie ich dies a. a. O. gezeigt habe[1], immer auch einen gewissen Einfluss auf den Charakter eines Menschen, und der Charakter ist wieder ein sehr wichtiger Factor in der Bestimmung des Schicksals.

Dass ererbter Reichthum und Armuth einen grossen Einfluss auf das Schicksal ausüben und das Bewusstsein des Reich- oder

[1] „Der menschliche Wille." XVI. Capitel.

Armseins je nach den anderen vorhandenen Umständen den Willen des Menschen nach dieser oder jener Richtung hinlenkt, dürfte noch weniger bezweifelt werden. Der Bemittelte vermag sich auch einem solchen Berufe zuzuwenden, welcher dem Unbemittelten in der Regel nicht offen steht. Andererseits ist der ererbte Reichthum, wie wir dies oben schon gezeigt haben, oft Ursache zur Verweichlichung und Unthätigkeit, während das Bewusstsein und Gefühl der Armuth sehr oft den Sporn zu besonderer Anstrengung bildet.

Wichtiger aber, als das materielle Besitzthum und die Körperform ist der ererbte Zustand des Nervensystems und die normale und gesunde oder abnorme und krankhafte Function desselben für das Schicksal eines jeden Menschen. „Es giebt Menschen, welche das Glück in jeder Lage zu begünstigen, und andere, welche das Missgeschick immerwährend zu verfolgen scheint, denen alles missglückt. Woran liegt dies aber? Nur zum geringeren Theile an den augenblicklich vorhandenen äusseren Umständen, zum bei weit grössten Theile ist das Gelingen und Misslingen der Unternehmungen des Menschen durch die geerbten Anlagen bedingt.

Diejenigen Menschen, denen alle Unternehmungen gelingen, und die glücklich werden, das sind die gesunden und wohlgebildeten, während die unglücklichen Menschen, denen alles fehlschlägt, die kränklichen sind.

Der gesunde Mensch hat auch einen gesunden Instinct, d. h. bei ihm sind die wichtigsten und zweckmässigsten causalen Beziehungen der Vorstellungen zu einander und zu den Gefühlen und Trieben auch die relativ stärksten, er fühlt, was ihn in erster Linie glücklich macht, wählt den für ihn geeignetsten Beruf, strebt nach dem Nothwendigsten auch am meisten und verliert sich nicht in nebensächlichen Bestrebungen; während der ungesunde leicht in einzelnen nebensächlichen Zielen sein Glück zu finden meint und das wichtigere Streben aus dem Auge lässt, da die relative Stärke der psychologischen Beziehungen keine normale ist.

Der gesunde Mensch hat wegen genügend vorhandener Nervenkraft auch immer die nöthige Energie und Lust zum Handeln und ist fleissig, während der ungesunde energielos ist und zum Müssiggange neigt.

Der gesunde Mensch, bei dem eben wegen seines Gesundheitszustandes auch die Nervenleitung immer eine vollkommene ist, lässt

nichts aus dem Auge, berücksichtigt zu jeder Zeit alle Umstände und ergreift stets den richtigen Augenblick, während der ungesunde wegen mangelhafter Nervenleitung vergesslich ist, leicht einen wichtigen Umstand übersieht und den besten Moment verpasst.

Der gesunde Mensch ist stets in guter Stimmung, ist zufrieden mit sich und der Welt und macht sich keine überschwänglichen Hoffnungen, verlässt sich auch nicht auf glückliche Umstände und Zufälle, sondern sucht sich sein Schicksal immer durch sein Handeln zu bestimmen; und weil er nicht missmuthig und unzufrieden mit der Welt ist, so erscheint er auch stets als angenehmer Mensch; und eben deshalb ist ihm das Fortkommen wieder erleichtert. Der ungesunde dagegen ist missmuthig und anderen Menschen gegenüber unangenehm und giebt sich um so mehr allzu hohen Hoffnungen hin, je weniger er befähigt ist, dieselben zu realisiren; er wird deshalb auch vielmehr in seinen Hoffnungen getäuscht als ersterer.

Der gesunde Mensch denkt und handelt eben in jeder Beziehung praktisch, erreicht deshalb seine Ziele und ist glücklich, während beim ungesunden das Gegentheil der Fall ist.

Vor allen Dingen hat aber ein vollkommen gesunder Mensch kein Gefallen am Unmoralischen, er strebt naturgemäss und instinctiv nach dem Guten, weil er daran das meiste Gefallen hat, während der ungesunde Mensch auch leicht sittlich verkommt[1]."

Die Berufswahl, soweit diese eine freiwillige ist, richtet sich ferner in hohem Maasse, von der relativen Gesundheit, den materiellen Verhältnissen und den Körperformen abgesehen, nach den vererbten Anlagen zu irgend einer bestimmten Thätigkeit. Ein geistig gut veranlagter Mensch wird in der Regel kein Athlet oder Jongleur werden, und ein körperlich sehr kräftig und geistig schwach angelegter Mensch wird gewiss kein Gelehrter.

Neben den vererbten Anlagen ist das Schicksal allerdings in hohem Grade von der Ausbildung, bezüglich Erziehung des Menschen abhängig, und ist es insbesondere der Grad der geistigen Ausbildung, welche den Willen des Menschen in diese oder jene Bahnen leitet und damit dem Schicksal die Richtung giebt. Aber bei aller Schulung kommt es doch immer wieder dar-

[1] „Der menschliche Wille." S. 330.

auf an, zu welcher Thätigkeit der Organismus von Natur am meisten disponirt ist, und welchen Erfolg darnach die Schulung in der einen und in der andern Richtung hat.

Dasselbe gilt wohl vom Charakter, der ja in hohem Maasse von der Erziehung und der geistigen Ausbildung abhängt, aber seine wichtigste Stütze und Grundlage doch in der ererbten Anlage hat. Insofern das Schicksal durch den Charakter eines Menschen bestimmt wird, kann man es fast ausschliesslich auf den subjectiven Factor zurückführen. Der Charakter ist aber einer der hauptsächlichsten Leiter des Schicksals. Vom Charakter eines Menschen hängt es ab, ob er sich einem unabhängigen oder abhängigen Berufe widmet, ob er den geraden Weg der Ehre geht oder auf krummen Pfaden sein Glück sucht. Vom Charakter hängt es ab, ob und in welchem Grade sich ein Mensch anderen Menschen und den bestehenden Verhältnissen unterordnet oder seine eigenen Wege geht, unbekümmert um die ihn umgebende Strömung, ob er wankelmüthig hin- und herschwankt und immer ein neues Ziel ins Auge fasst oder mit Energie dem einmal gesetzten Ziele bis zur Erreichung desselben entgegenstrebt. Vom Charakter allein hängt es ab, ob der Mensch in selbstsüchtiger und rücksichtsloser Weise nur für sich selbst eine höhere Stufe der Lebensleiter erobert oder in edler Selbstverleugnung seine Kräfte zum Wohl nicht nur seiner Familie, sondern der ganzen Nation und der gesammten Menschheit verbraucht. Und je nachdem nun der Mensch durch seinen Charakter zu dieser oder jener Handlungsweise geleitet wird, muss sich natürlich auch sein Schicksal entsprechend so oder so gestalten.

Je nachdem ein Mensch mit Muth und Entschlossenheit seine Unternehmungen beginnt oder gar in tollkühner Weise die gefährlichsten Wagnisse unternimmt oder sich überall kleinmüthig und furchtsam zeigt; je nachdem die Liebe oder der Hass, der Geiz und die Habsucht oder die Eitelkeit und Ehrsucht oder irgend ein anderes Gefühl bei einem Menschen vorherrscht und die hauptsächlichste Triebfeder seines Handelns ist; je nachdem wird auch sein Schicksal diese oder jene Richtung nehmen.

Man sieht also, dass eine Menge subjectiver Factoren, von denen ich hier nur die wichtigsten genannt habe, bei der Schicksalsbestimmung betheiligt sind; und zwar haben dieselben eine so hervorragende Bedeutung, dass, von besonderen Glücks- und Unglücks-

fällen abgesehen, die objectiven Verhältnisse eine verhältnissmässig geringe Rolle bei der Bestimmung des Schicksals spielen.

Soweit nun der Mensch irgend welche hervorragend guten Eigenschaften oder Mängel geerbt hat, welche durch seinen Willen und durch die Erziehung wenig oder gar nicht verändert werden können, die aber sein Schicksal mit bestimmen, soweit vermag er sein Schicksal sich auch nicht durch eigene Willenskraft zu gestalten, insoweit ist dasselbe also schon bei der Geburt oder vor derselben subjectiv bestimmt. Viele vererbte Anlagen lassen sich nun aber durch die Erziehung und durch den eigenen Willen verändern, theils unterdrücken oder abschwächen, theils verstärken und zur Entwickelung bringen. Aber immerhin können wir auch insoweit von einer Vorherbestimmung des Schicksals reden, insoweit bei aller Erziehung, bei allem zweckbewussten Streben und bei aller Veränderung der ursprünglichen Anlagen dieselben doch zur Bestimmung des Willens und des Schicksals immer noch einen gewissen Einfluss ausüben.

Die Entscheidung der Frage, in welchem Grade es dem einzelnen Menschen möglich sei, seine eigenen Anlagen durch seinen Willen auch unabhängig von äusseren Einflüssen zu modificiren, könnte man von der Beantwortung der andern Frage abhängig machen, ob der Wille die Quelle aller Gefühle und Vorstellungen, ja selbst der Körperformen sei, oder ob letztere auch unabhängig vom Willen entstünden. Angenommen, dass sowohl die Körperformen, als auch die Gefühle und Vorstellungen nur Objectivationen des Willens seien, wie nach dem Standpunkte SCHOPENHAUER's, so wäre es ja selbstverständlich, dass man den Willen überhaupt als einzige Quelle des Schicksals betrachten müsste. Mit diesem metaphysischen Willensbegriff wollen wir hier aber nicht operiren. Sondern ich denke hier nur an den psychologischen Willensbegriff, nach welchem der Wille im weiteren Sinne der gefühlte Trieb ist, der immer indirect durch irgend welche Erkenntnisserscheinungen hervorgerufen wird und auf den Organisationsverhältnissen beruht, nach welchen bestimmte Erkenntnisserscheinungen mit ganz bestimmten Gefühlen und Trieben in ererbten oder erworbenen causalen Beziehungen stehen[1].

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille“ und „Der menschliche Wille“, besonders XIII. Capitel.

Nach diesem Willensbegriffe ist der Wille einmal von der ererbten Organisation, dann aber auch von Vorstellungen und Gefühlen abhängig, welche auch, und zwar in den meisten Fällen, unabhängig vom Willen entstehen. Ist nun der Wille durch geeignete Geistesbildung und Erziehung in eine bestimmte Richtung gebracht, so kann er auch manche unzweckmässigen vererbten Dispositionen bekämpfen und ganz oder zum Theil unterdrücken. Dies setzt aber eine stattgefundene Einwirkung von aussen bereits voraus; und der Wille, welcher noch nicht in dieser Weise in eine bestimmte Bahn gebracht ist, der nicht nach bewussten Principien handelt, wird immer im Wesentlichen durch die vererbten Dispositionen bestimmt werden.

Um in möglichst hohem Grade nach zweckmässigen Principien relativ unabhängig von den vererbten Dispositionen und auch relativ unabhängig von den äusseren Zuständen zu handeln und sich selbst und relativ frei das Schicksal zu bestimmen, muss der Mensch sowohl wissen, durch welches Handeln er zum gewünschten Ziele kommt, als auch in genügendem Grade die Fähigkeit der zweckmässigen Unterordnung besitzen. G e i s t e s b i l d u n g und E r z i e h u n g sind also die Mittel, um zu einer relativ freien Bestimmung des Willens und damit des Schicksales zu kommen.

Nun ist klar, dass ein erwachsener Mensch, der den grössten Theil seines Lebens schon hinter sich, und dessen Schicksal schon eine entscheidende Richtung genommen hat, dasselbe nur noch in geringem Grade durch seinen Willen beeinflussen kann; denn all seine Entschliessungen sind durch seinen ganzen Lebenslauf und durch seinen bereits fixirten Charakter bestimmt, und in den meisten oder in allen Fällen, in denen er zu schieben glaubt, wird er vielmehr geschoben, er hat dann wenig oder keine Wahl mehr.

Anders ist dies mit dem neugebornen Kind, bei dem die vererbten Dispositionen, die noch wenig oder gar nicht zur Entwickelung gelangt sind, noch leicht unterdrückt oder doch verändert werden können, dessen Charakter noch nicht ausgebildet ist, und dessen Willensäusserungen noch keine derartig bestimmte Richtung genommen haben, wie dies später etwa nach der Wahl eines Lebensberufes der Fall ist; „ihm steht die Welt noch offen", d. h. ihm steht es noch frei, seinen Lebenslauf in diese oder in jene Bahn zu lenken, und so sein Schicksal mit zu bestimmen. Aber es ist wenigstens in der ersten Zeit nicht das Kind selbst, das sich sein Lebens-

ziel steckt; in der Macht der Eltern liegt es vielmehr, das Schicksal der Kinder zu begründen.

Der allgemeine Gesundheitszustand des erwachsenen Menschen, der etwa durch zu reichlichen Alkoholgenuss oder durch sexuelle Ausschweifungen oder irgend welche andere Handlungen sein Nervensystem schon zerrüttet und seine Gesundheit zum Theil untergraben hat, lässt sich nur noch schwer und sehr wenig verändern; der allgemeine Gesundheitszustand des neugebornen Kindes dagegen kann durch geeignete Pflege und richtige Erziehung bedeutend gehoben werden. Was aber in dieser Beziehung von der Gesundheit gilt, gilt auch vom Charakter und von jedem anderen subjectiven Factor, durch welchen das Schicksal mit bestimmt wird.

Wer in höherem Alter noch arm ist und eine niedere Berufsthätigkeit hat, kann sich durch sich selbst nicht leicht mehr zu Reichthum und zu einem höheren Berufe emporarbeiten. „Wer im zwanzigsten Jahre nicht schön, im dreissigsten Jahre nicht stark, im vierzigsten nicht klug und im fünfzigsten nicht reich ist, der wird in seinem Leben weder schön, noch stark, noch klug, noch (wenigstens durch sich selbst) reich.“ Dem neugebornen Kinde steht, wenn es gesund ist, noch jeder Beruf und auch die Erwerbung von Reichthümern offen. Und ebenso kann, wenn auch das Temperament des Kindes vielleicht wenig zu ändern ist, sein Charakter dagegen trotz aller etwa entgegenstehenden ererbten Dispositionen durch die Erziehung in gewissem Maasse bestimmt werden.

Diese Thatsache, dass es zum Theil in der Hand der Eltern liegt, durch geeignete Pflege und Erziehung das Schicksal ihrer Kinder zu bestimmen, hat aber eine ungeheure sociale Bedeutung für alle Menschen, insbesondere aber für die weniger begünstigten, die armen und kranken.

Wenn auch einem Menschen nicht das Schicksal zu Theil geworden ist, das er erwartet hat, wenn es ihm auch nicht möglich war, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, so liegt es doch, auch wenn er das eigene Schicksal nicht mehr zum Besseren wenden kann, zum Theil wenigstens in seiner Macht, seinen Kindern ein besseres Schicksal zu bereiten, und er behält die Hoffnung, dass seine Kinder das erreichen werden, wonach er selbst vielleicht vergebens gestrebt hat. Diese Hoffnung, die ja besonders wichtig für die Gedrückten, die Armen und Kranken ist, kann wohl als derjenige Factor bezeichnet

werden, der in erster Linie den Eltern jedes herbe Loos erträglich macht und ihnen den Muth und die Kraft verleiht, bei allem persönlichen Missgeschick rüstig und unverdrossen weiter zu streben, um durch ihre Kinder das erfüllt zu sehen, was sie selbst nicht erfüllen konnten. Und wie sehr diese Hoffnung berechtigt ist, wie sehr Kinder und Eltern in ihren Handlungen miteinander verbunden sind und das kindliche Begehren und Handeln nur eine Fortsetzung des elterlichen Begehrens und Handelns ist, dies werden wir im folgenden Capitel sehen.

Es ist also einestheils wahr, dass das Schicksal eines jeden Menschen in gewissem Grade schon bei seiner Entstehung, also schon vor der Geburt bestimmt ist, nämlich weil uns so weit das Schicksal vom rein subjectiven Factor abhängt und weil und insoweit jeder Mensch nur das erneute Leben seiner Vorfahren darstellt. Aber es ist auch anderntheils richtig, dass es in der Macht des Menschen liegt, durch geeignete Gesundheitspflege, Erziehung des Charakters und Bildung des Geistes einem besseren Schicksal entgegen zu streben und besonders das Schicksal seiner Nachkommen durch dieselben Mittel in die gewünschte Bahn zu lenken.

X. Capitel.

Sterben und Fortleben und die Fortdauer der Freuden und Leiden nach dem „Tode".

Die ursprüngliche und spätere Form der Fortpflanzung. Der geringe Werth des zu Grunde gehenden Lebens im Verhältniss zum fortlebenden. Die immerwährend im Menschen stattfindenden Sterbensprocesse und das Verhältniss des jungen Menschen zum alten in Rücksicht auf die materiellen Bestandtheile. Das Verhältniss mancher sterbender Insecten zu ihren Nachkommen. Alles thierische und menschliche Leben als Vervielfältigungsprocess. Das vervielfältigte Fortleben. Das Sterben des nach der Fortpflanzung übrig bleibenden Restes als ganz unwesentliche Erscheinung. Warum müssen alle Thiere und Menschen sterben? Warum wird bei den höchsten Thieren und beim Menschen nicht alles Leben zur Bildung von Fortpflanzungsproducten verwendet, und warum leben deshalb die elterlichen Individuen noch einige Zeit nach der Fortpflanzung fort? Das Fortleben aller unserer Vorfahren (bis zur Urzelle zurück) in uns selbst und in all unseren Nachkommen. Hat der ältere Mensch kurz vor seinem Tode sein ganzes Denk-, Gefühls- und Triebleben noch? Wo ist das Fehlende hingekommen? Das Fortleben unseres Geistes resp. unserer Freuden und Leiden in unseren Nachkommen. Das Streben der Kinder als Fortsetzung des elterlichen Strebens. Verschiedene Erziehung, Atavismus, Oppositionsprincip und Abnutzung des Nervensystems als Ursachen dazu, dass Kinder oft das Entgegengesetzte von dem thun, was die Eltern angestrebt haben. Alle Generationen als verschiedene Stadien eines grossen Lebensprocesses.

Es hat dem Menschengeschlecht wohl vom Anfang alles Nachdenkens über das Dasein an widerstrebt, zu glauben, dass mit dem Tode alles das vernichtet werde, was der lebende Mensch in sich vereinigt; und es hat deshalb wohl wenig oder keine Religionen gegeben, welche nicht eine Fortexistenz des Menschen auch nach dem Tode in irgend einer Form gelehrt hätten, sei es, dass man glaubte, der Mensch werde nach dem Tode in seinem eigenen Leibe,

aber in einer andern Welt das irdische Leben fortsetzen, sei es, dass man eine Seelenwanderung, also eine Weiterexistenz der Seele in einem andern Menschen oder in einem Thierleibe annahm oder endlich glaubte, die Seele führe nach dem leiblichen Tode eine rein geistige Existenz. Ein derartiger religiöser Glaube ist aber weniger die Folge irgend welcher Erfahrungen, als vielmehr das Kind des lebhaften Wunsches nach einer Weiterexistenz, also eine Äusserung des natürlichen Erhaltungstriebes gewesen.

Ohne uns nun auf eine Discussion darüber einzulassen, ob ein solches Fortleben des Geistes im Sinne der verschiedenen Religionen denkbar und ob der Glaube an eine solche gut oder nothwendig ist oder nicht, wollen wir hier untersuchen, inwiefern erfahrungsgemäss und den uns bekannten Lebens- und Entwickelungsgesetzen entsprechend ein thatsächliches Fortbestehen sowohl der menschlichen Körperformen, als auch der geistigen Fähigkeiten und der Freuden und Leiden nach dem individuellen Tod stattfindet.

Die Ansichten, welche frühere Philosophen, etwa Plato, Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Schelling, Hegel u. a. über die Fortdauer der Seele nach dem Tode ausgesprochen haben, wollen wir hier auch nicht erörtern, weil dieselben sämmtlich nur logische Folgerungen aus bestimmten Begriffen, etwa dem Begriff der platonischen Idee, der Substanz, der Monade waren oder aus den Speculationen zu Gunsten eines angenommenen Weltprincipes hervorgingen, ohne dass positive Untersuchungen darüber angestellt worden wären, wie weit auf Grund der Zeugungs- und Vererbungsgesetze ein Sterben und wie weit ein Fortleben angenommen werden muss.

Auch hier zeigt es sich wieder, um es gleich vorher zu sagen, dass den religiösen Dogmen, die oft so bizarre Formen angenommen haben, tiefere Wahrheiten zu Grunde liegen, welche die Menschheit schon seit Jahrtausenden geahnt oder instinctiv herausgefühlt hat.

Auch vom heutigen Standpunkte der biologischen Wissenschaften muss man, wie wir sehen werden, ein Fortleben des Geistes und des Körpers annehmen; auch von diesem Standpunkte können wir das Sterben nur als die Auflösung einer übrig gebliebenen Hülle betrachten, nachdem nicht nur der Geist, sondern auch der Körper in neuer Gestalt erstanden ist und ein neues Leben begonnen hat, und nicht etwa als ein ganz neuer Geist und als neuer Körper, sondern als derselbe, der scheinbar dem Tode verfallen ist. Und zwar haben

wir nicht nur logische Belege für die Richtigkeit dieser Annahme, sondern wir können das Fortleben thatsächlich sehen und nachweisen. Freilich wird sich herausstellen, dass dieses Fortleben ein etwas anderes ist, als wie es etwa die Kirche lehrt; aber die religiöse Ausschmückung der Lehre vom ewigen Leben hat ja nichts mit den thatsächlichen Forschungen zu thun, und beide können, richtig aufgefasst, ganz gut nebeneinander bestehen. Ich hoffe, das folgende Capitel wird den Vertretern der Religion deutlich genug zeigen, wie wenig sie Ursache haben, sich den neueren Naturwissenschaften und manchen philosophischen Forschungen der Gegenwart feindlich gegenüber zu stellen, und wie viel sie vielmehr durch das Studium der Naturwissenschaften für ihre Zwecke lernen und verwerthen können.

Wir wissen jetzt, dass sich nicht nur die Körperformen in all ihren Einzelheiten, sondern auch die Fähigkeiten und etwaigen Mängel, dass sich Temperament, Charakter, Denkweise, Gefühle und Triebe und die relative Stärke derselben in sehr vollständiger Weise durch die Vererbung von den Eltern auf die Kinder übertragen, wie wir dies a. a. Orten bereits ausführlicher erörtert haben[1]. Ist nun diese erbliche Übertragung eine Neubildung oder ein Fortleben des elterlichen Organismus?

So weit wir jetzt den Fortpflanzungsprocess kennen, ist er im Princip eine Theilung. Die ursprünglichste und einfachste Form der Fortpflanzung, wie sie an einzelnen Zellen, auch einzelligen Organismen beobachtet wird, ist bekanntlich eine Halbirung, die dann allmälig eine ungleiche Theilung wird und sich schliesslich zu einer Abschnürung eines kleinen Theiles vom mütterlichen Organismus gestaltet. Wenn sich demnach kurz nach der Theilung eine der Zellen auflöst, so geht nicht die ganze ursprüngliche Zelle zu Grunde, sondern nur die Hälfte, und die andere Hälfte lebt fort. Denken wir uns diesen Process fortgesetzt, dass sich die Zelle immer wieder in gleiche Theile theilte, von denen der eine Theil stets zu Grunde ginge; so würde demnach in der zweiten Generation mindestens $^1/_2$, in der dritten $^1/_4$, in der vierten $^1/_8$ der ursprünglichen Zelle resp. des ursprünglichen einzelligen Thieres fortleben, d. h. die Masse der fortlebenden Substanz würde höchstens in einfacher Progression abnehmen, aber niemals ganz zu Grunde gehen.

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille“, V. 5 und „der menschliche Wille“, IV. Capitel.

In diesem angenommenen Falle haben wir aber Grund zu der Annahme, dass die fortlebende Zelle mehr Lebensfähigkeit besitzt, als die sterbende, dass also auch viel mehr von der ursprünglichen Zelle fortlebt, als stirbt, ja dass die sterbende Zelle nur der nicht mehr lebensfähige Rest der ursprünglichen Zelle ist.

Diese Verhältnisse gestalten sich nun sehr verschieden, je nachdem eine Zelle erst in zwei, vier, acht oder mehr Zellen zerfällt, bevor eine derselben wieder abstirbt, und je nachdem von der Fortpflanzung erst zwei Zellen verschmelzen oder nicht. Entstehen innerhalb der Mutterzelle zwei, vier, acht oder mehr Tochterzellen, welche sämmtlich am Leben bleiben, und geht nur die Membran und ein Theil des Protoplasmas der Mutterzelle zu Grunde, so lebt offenbar weit mehr von der Mutterzelle fort, als stirbt. In keinem Falle kann man also sagen, dass eine Mutterzelle, die sich fortgepflanzt hat, ganz gestorben wäre; nur der nach der Fortpflanzung übrig gebliebene lebensunfähige Theil ist gestorben.

Die höhere Form der Fortpflanzung ist nicht eine Halbirung, sondern die Loslösung eines kleinen Theiles, aus dem sich dann der Organismus bildet; und die Entwickelung der Fortpflanzung nimmt nun den Verlauf, dass der sich loslösende Theil verhältnissmässig immer kleiner wird, trotzdem aber befähigt bleibt, einen neuen Organismus zu bilden. Bei den höheren Thieren und beim Menschen ist das Fortpflanzungsproduct ungemein klein im Verhältniss zur Körpermasse des mütterlichen Individuums, ersteres besteht bekanntlich nur aus einer mikroskopisch kleinen Eizelle. Aber diese Eizelle oder das Sperma (beim Manne) hat nicht etwa nur denselben Werth, als etwa ein ebenso grosses oder zehn- und selbst hundertmal grösseres Stück Fleisch, was etwa von einem Arme oder einem Beine abgelöst würde; sondern die Fortpflanzungsproducte müssen als Extracte des menschlichen Organismus betrachtet werden, welche die Fähigkeit zur Entwickelung sämmtlicher Formen und Fähigkeiten des Organismus einschliessen, in denen also die Lebensfähigkeit hervorragend concentrirt ist.

Die Zellen, aus denen sich neue Organismen entwickeln, haben nicht etwa eine einseitige Fähigkeit der Diffusion, Contraction oder der Nervenleitung, wie die einzelnen Zellen des differencirten Epithelial-, Muskel- und Nervengewebes, sondern sie verhalten sich mehr, wie die einzelligen Organismen, welche noch alle Functionen in un-

differencirtem Zustande vereinigen. Aber sie sind mehr, als diese; sie besitzen die Fähigkeit, aus sich heraus allmälig den ganzen, hoch entwickelten Organismus mit all seinen so verschiedenen und complicirten Organen und Functionen zur Entwickelung zu bringen, ein Beweis, dass in dem Fortpflanzungsproduct des Menschen die so mannigfach sich äussernde Lebensfähigkeit desselben concentrirt ist.

Mit der Fortpflanzung löst sich zwar nur eine äusserst geringe Körpermasse, aber ein grosser Theil der Lebensfähigkeit ab; die freilich bald wieder ersetzt wird.

Wenn nun eine Mutter, welche ein Kind hinterlässt, stirbt, so verhält sich der Grad des Fortlebens zu dem des Sterbens nicht etwa, wie die Grösse der Eizelle zur Grösse des ganzen mütterlichen Organismus; sondern der Grad des Fortlebens in dem Kinde ist ein viel höherer. Man findet in dem Kinde, so zu sagen, die ganze Mutter wieder, sowohl deren specifische Körperformen, als auch all die Fähigkeiten und besonderen Anlagen derselben.

Hinterlässt aber eine Mutter mehrere Kinder, dann kann es selbst dem Laien nicht mehr fraglich erscheinen, welcher Theil der mütterlichen Lebensfähigkeit grösser ist, der fortlebende oder der sterbende. Man könnte darauf antworten, dass doch mit dem Tode der Eltern sich der ganze Körper derselben auflöse, also zu Grunde ginge. Was will das aber heissen? In Rücksicht auf die materiellen Bestandtheile allein kann man von einem siebenjährigen Menschen behaupten, dass er schon einmal gestorben ist, trotzdem aber noch lebt, und dass ein Mann von 70 Jahren schon zehnmal gestorben ist. Absterbungsprocesse, d. h. Auflösungen einzelner Körpertheile, einzelner Zellen finden ja immerwährend statt und zwar nicht erst beim erwachsenen Menschen, sondern auch beim neugebornen, ja selbst bei demjenigen, der überhaupt noch nicht geboren ist. Auch das Leben schliesst ein immerwährendes Sterben ein, freilich besteht das Leben nicht im Absterben allein, wie man nach der Schopenhauer'schen Darlegung meinen könnte. Wie lange lebt denn der Mensch oder wann stirbt er? Ist ein Mensch, der heute geboren wird, nach zehn Jahren noch derselbe Mensch, d. h. ist der Mensch im zehnten Jahre noch aus denselben Zellen zusammengesetzt, aus denen er bei seiner Geburt bestand? Nein! Und wenn ein Mensch im sechszigsten Jahre stirbt, geht dann derselbe Zellencomplex zu Grunde, der diesen Menschen in seinem ersten, zehnten oder zwanzigsten Jahre bildete?

Nein! Der Mensch lebt und stirbt fortwährend zugleich, d. h. während er stetig neue Theile, neue Lebenselemente bildet, gehen auch immerwährend einzelne Theile zu Grunde. Es sind nicht bestimmte materielle Theile, welche als solche bestehen bleiben, sondern vielmehr gewisse Fähigkeiten, gewisse Eigenschaften, die sich von den absterbenden Zellen auf die sich neu bildenden Zellen übertragen. Wenn die vorhandenen Zellen eine gewisse Menge Nahrungsstoffe aufgenommen und aus denselben lebende Substanz, und wenn sie dann eine grössere Anzahl neuer Zellen gebildet und an diese all ihre Eigenschaften und besonderen Fähigkeiten abgegeben haben; dann gehen erstere selbst zu Grunde, d. h. der übrigbleibende Theil dieser Zellen, der seine Lebensfähigkeit an andere, neue Zellen abgegeben hat und deshalb selbst keine Lebensfähigkeit mehr besitzt, geht eben dieses Mangels wegen zu Grunde. Wenn demnach eine Zelle stirbt, aus welcher mehrere neue Zellen hervorgegangen sind, und zwar Zellen, welche die specifischen Formen und Fähigkeiten der Erzeugerin besitzen, auf welche sich also die specifischen Eigenschaften dieser letzteren potentiell übertragen hat, so geht damit nur ein ganz unwesentlicher, nicht mehr lebensfähige Theil der ursprünglichen lebensfrischen Zelle zu Grunde, aber das eigentliche Wesen und Leben der Zelle lebt fort, und zwar lebt es potentiell fort, weil es in vielen neuen Zellen existirt.

Ähnlich, wie mit den einzelnen Zellen, verhält es sich mit dem gesammten Organismus; und dies kann ja nicht anders sein, da der Organismus aus nichts anderem, als aus seinen Zellen besteht. Wenn ein Mensch in höherem Alter aus Altersschwäche stirbt, nachdem er ein oder mehrere Nachkommen gezeugt hat, so stirbt nicht etwa der lebenskräftige Mensch, der er einst gewesen ist, sondern es löst sich nur der Theil desselben auf, der eben keine Lebensfähigkeit mehr hat. Die Lebensfähigkeit, und die Disposition zu seinen, ihm eigenthümlichen Leistungen dagegen hat er auf seine Nachkommen übertragen, in denen sein besseres Ich, d. h. der bessere Theil seiner Person, sein Leben fortbesteht. Hat er keine Nachkommen gezeugt, dann stirbt er allerdings ganz, dies aber nicht mit einem Male in dem Momente, in welchem seine allgemeine Auflösung eintritt, sondern er hat dem Gesetz der gleichzeitigen Vererbung gemäss schon lange vorher zu sterben angefangen, d. h. weniger Lebenselemente gebildet, als sich aufgelöst haben.

Am augenfälligsten ist dieses Verhältniss des Sterbens zum Fortleben (unter der Voraussetzung, dass Nachkommen gezeugt worden sind) bei vielen Thieren, besonders Insecten, die nach der Fortpflanzung sofort sterben, d. h. welche ihre ganze Lebenskraft mit einem Male auf die Nachkommen übertragen, so dass sie selbst dann nicht weiter leben können. Das ausgebildete Insect ist in vielen Fällen (z. B. bei allen Schmetterlingen) nur ein ganz kurz dauerndes Entwickelungsstadium, in welchem das Thier sofort nach der Geburt sich fortpflanzt und (zuweilen, ohne die geringste Nahrung zu sich genommen zu haben) dann stirbt, weil es alle in ihm angehäufte Lebensfähigkeit an die Nachkommen abgegeben hat.

Der Seidenspinner beginnt unmittelbar, nachdem er dem Cocon entschlüpft ist, die Begattung, begattet sich auch gleich zu Tode; und kaum hat die letzte Begattung stattgefunden, so besteht auch das Weibchen fast nur noch aus Eiern; alle inneren, ohnedies rudimentären Organe sind verschwunden, und, wie es scheint, zur Eibildung verwendet, und das, was nun stirbt oder gestorben ist, nämlich das sogenannte Weibchen, ist nur noch eine Hülle der Eier, ein kleiner Rest des ursprünglich lebenskräftigen Thieres, das in potentiellem Grade in den zahlreichen Nachkommen fortlebt.

Wenn die Ephemeriden (Eintagsfliegen) der Nymphhaut entschlüpft sind, häuten sie sich noch einmal, begatten sich und sterben dann sofort.

Wer zuweilen eine ausgebildete Schildlaus zu sehen meint, findet bei näherer Untersuchung einen Haufen Eier oder eine Anzahl junger Thiere, die nur mit dem Schild der Mutter überdeckt sind; diese bildet nur noch eine schützende Hülle für die Nachkommen.

Und was sind nun diese jungen Schildläuse? Es sind Mutter und Vater in vervielfältigter und verjüngter Gestalt. Nur Mutter und Vater? Nein, es sind all ihre Vorfahren, die ihnen nicht nur in Form von Schildläusen, sondern in all den verschiedenen Thierformen vorangegangen sind, aus welchen sich allmälig die Schildläuse entwickelt haben. In diesen jungen Schildläusen leben auch diejenigen Vorfahren fort, welche schon vor Millionen von Jahren und Jahrzehnten als Würmer oder als Urthiere gelebt haben.

Das ganze Insectenleben hat keinen andern Zweck, als nur die Fortpflanzung, die Vervielfältigung des eigenen Lebens; gleich nach

der Geburt beginnt die Begattung, das Legen der Eier, das geeignete Unterbringen derselben an geschützten Örtlichkeiten, in künstlich gefertigten Hüllen, an Nahrungsquellen, die Ernährung und Pflege der Nachkommen, d. h. der Larven; und sobald das Fortleben derselben sicher gestellt ist, ist auch das Leben des Mutterthieres verbraucht, und die übrig bleibende Hülle löst sich auf. Wenn nun die Insecten während all dieser Handlungen zur Vervielfältigung ihres Lebens auch nach Ernährung des eigenen Leibes streben, so ist dies doch nur ein Mittel zum Zweck, es geschieht nur im Interesse ihrer Vervielfältigung. Das ganze individuelle Leben eines Insectes ist nichts weiter, als eine vorübergehende Erscheinung zur Übertragung und Vervielfältigung des eigenen Lebens und des Lebens aller Vorfahren, es ist überhaupt nur ein Vervielfältigungsact.

„Wir Menschen sind aber doch keine Insecten", höre ich entgegnen.

Verhält es sich aber mit dem Leben der anderen Thiere und des Menschen im Wesentlichen etwa anders?

Das Leben aller Thiere und aller Menschen ist nichts, als eine Vervielfältigung der Lebensprocesse. Die Fortpflanzung ist, sei diese eine physische oder nur geistige, der Endzweck alles menschlichen, wie alles thierischen Strebens und Handelns; und wer diesen Zweck nicht erreicht, der hat überhaupt vergebens gelebt, und der lebt auch nicht fort, sondern stirbt für alle Zeit. Alle Handlungen zur eigenen Ernährung und zum Schutz des Körpers haben nur den directen Zweck der Lebensanhäufung, welche die erste Bedingung zur Lebensvervielfältigung ist; und diese Vervielfältigung ist der Endzweck aller Lebensanhäufung[1]. Wir wissen, dass der ganze menschliche Organismus, wie jeder thierische und pflanzliche, ein Complex von Zellen, d. h. von einzelnen Lebensformen und Lebensprocessen ist. Das ganze Wachsthum eines Organismus ist aber nur eine Vervielfältigung solcher Zellen; und ist diese Vervielfältigung weit genug gediehen, so tritt eine Vervielfältigung in grösserem Maassstabe ein; es werden viele Zellen abgeschieden, von denen jede befähigt ist, abermals den Vervielfältigungsprocess zu wiederholen, so dass eine potentielle Vervielfältigung eintritt.

Wir wissen, dass jeder Organismus aus einer einzigen Zelle,

---

[1] Vergl. „Der thierische Wille" und „Der menschliche Wille".

oder (bei der geschlechtlichen Fortpflanzung) aus der Zusammenwirkung zweier Zellen, die aber zunächst zu einer Zelle verschmelzen, entsteht, dass sich diese Zelle nun potentiell vermehrt und so das Wachsthum des Organismus darstellt. Alle Handlungen des jugendlichen Menschen oder Thieres zur Ernährung bewirken unbewusst nur die weitere Vervielfältigung der Zellen, die sich nur deshalb in ihren Formen und Fähigkeiten differenciren und complicirte Organe bilden, damit eine bessere Ernährung, eine Erhöhung des Stoffumsatzes, eine grössere Vervielfältigung möglich werde. Und die Fortpflanzung ist dann nur die Fortsetzung dieses Processes in erhöhtem Grade, eine Vervielfältigung im Grossen. Alles Leben der Organismen ist also nur eine Vervielfältigung der Lebensprocesse (resp. bestimmter chemischer Processe), die Fortpflanzung ist die potentielle Vervielfältigung, und das Absterben der nicht mehr lebensfähigen Hüllen, die sich vervielfältigt haben und potentiell in neuen Formen fortleben, ist nur eine ganz nebensächliche Erscheinung. Die Elternindividuen würden als solche auch fortleben, wenn sie noch lebensfähig wären, wenn sie nicht alle Lebensfähigkeit zur Bildung neuer Individuen verwendet hätten.

Warum kommt aber dieser Fall eines Fortlebens nicht vor, und warum sterben alle Thiere und Menschen nach ihrer Fortpflanzung, resp. warum stirbt der nach der Fortpflanzung noch übrig bleibende Theil der Individuen? Im Princip der Lebensvervielfältigung lag es von Anfang an, dass womöglich die **ganze** Lebensfähigkeit der Elternindividuen in den Fortpflanzungsproducten concentrirt, also zur potentiellen Vervielfältigung verwendet wurden. Dies ist deshalb auch von Anfang an geschehen, d. h. es haben sich im Kampfe ums Dasein nur solche Arten behaupten können, bei denen der höchst mögliche Grad der Vervielfältigung vorhanden war; und dieser höchste Vervielfältigungsgrad war nur dann gegeben, wenn die ganze Lebensfähigkeit eines Individuums zur potentiellen Vermehrung, d. h. zur Fortpflanzung verwendet wurde, so dass für das Individuum selbst keine Lebensfähigkeit mehr übrig blieb; denn es leuchtet wohl ein, dass ein höherer Grad der Vervielfältigung erreicht wird, wenn auch der letzte Rest der individuellen Lebensfähigkeit zur Bildung

von Fortpflanzungszellen verwendet wird, von denen jede einzelne Zelle wieder einen ganzen Organismus erzeugen kann, als wenn ein Theil der individuellen Lebensfähigkeit zur weiteren Erhaltung des einzigen Organismus verwendet würde.

Hieraus ist ersichtlich, warum alle Organismen nach der Fortpflanzung, d. h. warum der nach der Fortpflanzung noch übrig bleibende Theil nicht weiter lebensfähig ist und sterben muss.

Wenn nun auch einzelne Individuen nicht zur Fortpflanzung kommen und ihre Lebenskraft demnach nicht zur potentiellen Vervielfältigung ihres Lebens verwenden, trotzdem aber sterben, so ist dies darauf zurückzuführen, dass seit unzählbaren Generationen, ja von Anfang alles animalischen Lebens an das Leben den angedeuteten Verlauf genommen hat, und dass nach dem Gesetz der gleichzeitigen Vererbung jeder Organismus in einem ganz bestimmten Alter sich fortpflanzt, aber auch stirbt. Das Nichtfortpflanzen kann also bei einer jetzigen Generation das Sterben nicht mehr verhindern.

Dass gerade die höheren Thiere, die Vertebraten nach der Fortpflanzung noch einige Zeit lebensfähig bleiben und nicht, wie viele Insecten und zahlreiche andere Thiere, gleich nach der Fortpflanzung sterben, dass also bei den ersten ein Theil der Lebensfähigkeit nicht zur Zeugung, sondern zur weiteren Erhaltung der Elternindividuen auf eine bestimmte Zeit verwendet wird, dies hat seine Ursache darin, dass die Nachkommen der elterlichen Pflege bedürfen, d. h. dass die Erhaltung derselben, die Vervielfältigung der Eltern nur durch ein weiteres Fortleben der Eltern gesichert werden kann. Ein solches Weiterleben der Mutterthiere auf eine bestimmte Zeit findet auch bei denjenigen Insecten statt, bei welchen die Erhaltung der Nachkommen durch die Brutpflege bedingt ist, so z. B. bei den Ameisen, Bienen, Wespen u. a. Man kann aber annehmen, dass, wenn sich auch bei den höheren Thieren niemals eine Pflege der Nachkommen im Kampfe ums Dasein nöthig gemacht hätte, die Entwickelung der Fortpflanzung bezüglich der Vervielfältigung den Verlauf genommen haben würde, dass sich schliesslich bei den höchsten Thieren der ganze Körper der elterlichen Individuen in Fortpflanzungsproducte umgewandelt hätte; dass also in noch höherem Maasse, als dies bei den oben genannten Insecten (Eintagsfliegen, Seidenspinner u. a.) der Fall ist, eine Verwendung des vorhandenen

Materials zu neuen Individuen, bezüglich zu Fortpflanzungsproducten verwendet worden wäre[1].

---

[1] Ich muss hier einen Einwand widerlegen, den man gegen meinen Begriff der Zweckmässigkeit gemacht hat (vergl. „Vierteljahrsschrift f. wissensch. Philosophie" VII, 2), da dieser Einwand mit dem Verhältniss des Todes zum Fortleben in Beziehung steht. In meinen früheren Schriften habe ich nach dem Gebrauche des Zweckmässigkeitsbegriffes, den man allgemein nicht nur auf vorgestellte Zwecke seitens des Menschen, sondern auf alle Lebenserscheinungen ausdehnt, diesen Begriff dahin fixirt, dass ich jede relative Enderscheinung einer causalen Erscheinungsreihe als Zweck bezeichnet, als solche relative Enderscheinungen aber nur die Fortpflanzung resp. die Erhaltung und Vermehrung der Art anerkannt habe. In meinem Buche „Der menschliche Wille" III. Capitel sagte ich u. a.:

„Nach dem in der Philosophie bisher allgemeiner angewendeten Zweckbegriffe ist ein Zweck durch ein zwecksetzendes Wesen bedingt und demnach nur das zweckmässig, was beabsichtigt ist, was auf einen vorgestellten Zweck hinführt. Ein Zweck ist darnach eine vorgestellte und gewollte Erscheinung, welche durch causale Zwischenglieder, durch Mittel, herbeigeführt wird, also das vorgestellte Endglied einer causalen Erscheinungskette. Dieser Begriff ist ganz aus unserer Erfahrung, aus unseren zweckbewussten Handlungen genommen, die sich dadurch charakterisiren, dass ein Ziel des Handelns vorgestellt wird, welches wir durch die Handlungen selbst erreichen wollen.

Aber seitdem überhaupt eine Philosophie existirt, hat man nicht nur unsere zweckbewussten Handlungen, sondern auch die materielle Organisation des Menschen sowohl wie aller Thiere und Pflanzen zweckmässig genannt, weil die ganze Organisation, jede einzelne Organform und Organfunction darauf berechnet scheint, zur Erhaltung des individuellen Daseins und der Fortpflanzung, also zur Arterhaltung, zu führen. Als zwecksetzendes Wesen ist hierbei stets die Gottheit betrachtet worden. Nach dem Gottesbegriffe musste aber auch jeder Vorgang in der anorganischen Natur einen Zweck haben, und so wurden demnach alle Erscheinungen als von Gott gewollte, als zweckmässige betrachtet. Diese Ausdehnung des Zweckbegriffs setzt also einen denkenden Urheber aller Erscheinungen voraus. Die neuere Philosophie sieht indessen von den Speculationen über die letzte Ursache der Erscheinungswelt, von der Annahme eines denkenden, also persönlichen Urhebers ab, und begnügt sich, wie wir schon in der Einleitung hervorgehoben haben, damit, die erkennbaren Beziehungen der Erscheinungen zu einander zu erforschen.

Demnach kann die neuere Philosophie entweder nicht mehr mit dem alten Zweckbegriff operiren, oder sie darf denselben nur auf die zweckbewussten Handlungen des Menschen und der Thiere ausdehnen; denn sobald man von einem persönlichen Urheber der Erscheinungswelt absieht, sind weder die Vorgänge in der anorganischen Natur, noch die Organformen und Organfunctionen des Menschen, der Thiere und der Pflanzen vorgestellte und gewollte Erscheinungen. Die von je als zweckmässig bewunderten Organisationsverhältnisse der Thiere

Nach dem heutigen Stand der Biologie müssen wir annehmen, dass alle Organismen aus einem einzigen einzelligen Organismus her-

---

und Pflanzen, sowie die instinctiven Triebe der Thiere und des Menschen dürfen demnach nicht mehr als zweckmässige betrachtet werden, oder man muss den Zweckbegriff so verändern, dass man nicht mehr die vorgestellte, beabsichtigte Enderscheinung, sondern die Enderscheinung einer causalen Erscheinungsreihe überhaupt als Zweck betrachtet. Den Zweckbegriff nur auf die zweckbewussten Handlungen des Menschen und der Thiere zu beschränken und alle instinctiven Triebe, sowie die Organformen und die physiologischen Vorgänge vom Zweckbegriffe auszuschliessen, würde aber ganz gegen den allgemeinen Gebrauch des Zweckbegriffes sein; und so betrachtet man jetzt, besonders seit Darwin, allgemeiner jede Enderscheinung einer causalen Erscheinungsreihe als Zweck, einerlei ob die Enderscheinung vorgestellt wird oder nicht. Die materiellen Organisationsverhältnisse des organischen Reiches werden ebenso gut als zweckmässige Erscheinungen anerkannt, als wie die Handlungen, welche sich auf einen vorgestellten Zweck beziehen, weil die ersteren so gut wie die letzteren zu einer Enderscheinung, zur Arterhaltung führen."

In meiner andern Arbeit: „Der thierische Wille" I hatte ich diesem u. a. Folgendes vorausgeschickt:

„Ist denn auf der Erde eine absolute Enderscheinung überhaupt denkbar? Die Welt hat keinen Anfang und kein Ende. Jeder Vorgang hat immer wieder einen neuen Vorgang zur Folge, und das geht ins Unendliche. Die Elemente verbinden sich zu zusammengesetzten mineralischen Körpern; diese zersetzen sich und bilden neue Verbindungen; sie ernähren die Thiere und Pflanzen und werden Theile der lebenden Wesen; lösen sich diese auf, so gehen die einzelnen Elemente wieder neue Verbindungen ein, bilden vielleicht wieder Mineralien, um dann abermals organische Stoffe mit zusammenzusetzen; und so sieht man in diesem ewigen Wechsel kein Ende. Ein absolutes Ende können wir uns auch in der That nicht denken; das giebt es für uns nicht. Wenn wir von Enderscheinungen sprechen, so sind das nur relative, nur die Endglieder ganz bestimmter Ketten. Wo giebt es nun solche Ketten und solche Endglieder? Antwort: da, wo gewisse Wiederholungen bestimmter Erscheinungsreihen stattfinden; und das ist nur bei den lebenden Wesen der Fall. Wenn irgend eine Erscheinungsreihe eine bestimmte Richtung genommen hat, bis zu einem gewissen Punkte in dieser verharrt und sich von da an erneuert, dann nennen wir diese Erscheinung, von welcher an diese Wiederholung beginnt, die Enderscheinung, das Ziel, den Zweck. Fände keine Wiederholung einer Erscheinungsreihe statt, sondern nähme dieselbe immer wieder eine andere Richtung oder ginge ins Unendliche in der ursprünglichen Richtung fort, dann könnte von keiner Enderscheinung, von keinem Ziel, keinem Zwecke die Rede sein. Wenn ein Blatt am Baume welkt und zur Erde fällt, so können die darauffolgenden Veränderungen sehr verschiedene sein. Entweder das Blatt dient Thieren zur Nahrung oder es verwest am Boden und bildet Humus; es kann vertrocknen und in kleine Stückchen zerbröckeln, die der Wind zerstreut; es kann ins Meer geschwemmt werden und zur Steinkohlenbildung mit beitragen,

vorgegangen sind, wenigstens hat diese Annahme die meiste Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit. Können wir nun sagen, dass diese

---

oder der Mensch kann es zu irgend einem pharmaceutischen oder gewerblichen Zwecke verwenden. Auf all diese Veränderungen folgen neue und wieder andere, ohne dass ein Ende derselben abzusehen wäre. Hier kann ebenso wenig von einer Enderscheinung die Rede sein, als bei den Veränderungen der unorganischen Körper. Der Wechsel der Verbindungen, welche das Blatt zusammensetzten, geht ins Unendliche.

Die Erscheinungsreihen, welche eine relative Enderscheinung hervorrufen, sind allein die Lebensvorgänge der organischen Welt. Die Nahrungsaufnahme, das Wachsthum und das Erzeugen der Fortpflanzungsproducte bilden die sich wiederholende Reihe; der Act der Fortpflanzung ist die Enderscheinung, mit welcher diese Wiederholung beginnt. Die Lebensprocesse unterscheiden sich also von den einfach chemischen Verbindungen dadurch, dass sie eine Enderscheinung herbeiführen, die eine Wiederholung der ganzen Erscheinungsreihe, des Lebenslaufes verursacht. Bei den Mineralien giebt es keine Fortpflanzung, mithin auch keine Wiederholung eines Lebenslaufes, und somit auch keine Enderscheinung, keinen Zweck und nichts Zweckmässiges. Da nun der Lebensprocess ein besonderer Fall von allen möglichen chemischen Vorgängen ist, so hat Lucrez Recht, wenn er sagt, dass das Zweckmässige nur ein Specialfall alles dessen sei, was da ist."

Hiergegen hat man mir nun eingewendet: „Es ist nicht ersichtlich, warum, dieser Definition gemäss, nicht auch das Sterben ein Endzweck sein sollte, mindestens ebenso gut wie die Fortpflanzung." Dieses Einwurf lag allerdings nahe. Allein nach unserer Erörterung des Verhältnisses zwischen der Fortpflanzung und dem Sterben der übrig bleibenden Lebenshülle ist das Sterben eine ganz nebensächliche Erscheinung, auf welche keine Körperform und keine Organfunction speciell hinzielt, und welche als solche auch nicht die Ursache zur Wiederholung des Lebenslaufes ist. Sowie der Organismus lebensunfähig wird und deshalb stirbt, gehört er nicht mehr dem Bereich der Lebensvorgänge an. Der Tod kann deshalb nach meinem Dafürhalten nicht als eine Enderscheinung betrachtet werden. Denn er könnte doch nur die Enderscheinung der Lebensvorgänge sein, diese hören aber mit dem sogenannten Tod nicht auf, sondern setzen sich in den Nachkommen fort, allerdings nur, wenn Nachkommen gezeugt worden sind. Das Individuum, das stirbt, ohne Nachkommen hinterlassen oder vielmehr ohne auf die Nachwelt irgend welchen Eindruck, einen erziehlichen Einfluss hinterlassen zu haben, hat auch seinen Lebenszweck verfehlt, sein ganzes Leben hat deshalb keinen andern Werth, als wie eine endlose Reihe anorganischer Verbindungen, und sein Tod ist dann so wenig eine Enderscheinung, so wenig es irgend ein todter chemischer Process ist.

Doch ich will meinen Zweckmässigkeitsbegriff trotzdem bereitwilligst zurückziehen, wenn man, wie v. Gizycki folgerichtig vorschlägt, in der Biologie allgemein statt „zweckmässig" und „unzweckmässig" überall „lebenserhaltend" und „lebensschädigend" setzen will. Jedoch bezweifle ich noch, dass „ohne irgend

eine Zelle, aus welcher sich all die Milliarden verschiedener Thiere und Pflanzen, die ganze Fülle des Lebens auf der Erde entwickelt hat, gestorben sei? Im Gegentheil, sie lebt fort in jedem Thiere und in jeder Pflanze, ja in jeder einzelnen Zelle eines jeden Organismus, sie hat sich, d. h. ihr Leben so vervielfältigt, dass sie in all den Milliarden lebender Organismen, und in jedem derselben milliardenfach fortlebt.

So wenig aber jene ursprüngliche Zelle, aus welcher sich alle Organismen entwickelt haben, zu Grunde gegangen ist und vielmehr jetzt nach Tausenden, vielleicht Millionen von Jahren noch fortlebt und zwar in milliardenfacher Vervielfältigung fortlebt; ebenso wenig ist irgend ein anderer Organismus, von dem jetzt noch Descendenten vorhanden sind, gestorben, sondern alle Vorfahren der jetzt lebenden Organismen leben in diesen auch heute noch fort. In einem einzigen Menschen leben also nicht nur die directen, auch nicht nur alle menschlichen Vorfahren, sondern selbst alle seine thierischen Vorfahren bis zur Urzelle zurück noch fort, eine Thatsache, welche in der individuellen Entwickelung, der geistigen sowohl, wie der körper-

---

eine Thatsache unbezeichnet zu lassen, der Zoologe, Anatom, Physiologe oder Psychologe ohne den Terminus „zweckmässig" auskommen könnte," wie dies v. Gizycki meint. Bei der Darstellung der Lebensvorgänge und der Organformen ist man überall genöthigt, eine bestimmte Form oder einen Vorgang als das Mittel zu einem näher liegenden, specielleren Zweck, d. h. zu einem bestimmten andern Vorgang, der schliesslich auf die Arterhaltung hinzielt, zu bezeichnen. So muss man, um nur ein Beispiel anzuführen, die Eiaufnahme und die Leitung desselben nach dem Uterus behufs Befruchtung als den Zweck der Bewegungen betrachten, welche die Tuben nach den Eierstöcken hin ausführen. Solche specielle Zwecke im Dienste der Arterhaltung haben alle specifischen Organformen und Organfunctionen. Wie soll man nun einen solchen speciellen Zweck anders nennen? Etwa „Lebenerhaltung"? Das wäre nur der finale Zweck. Oder etwa „Resultat"? Es sind dies keine einfachen Resultate; sondern die ganze Entwickelung strebt nach ganz gewissen, vorherbestimmten Zielen hin, die allerdings nicht durch eine besondere Intelligenz, aber durch die Natur des Organismus bestimmt sind. Sollte es unter diesen Umständen also doch nicht vielleicht zweckmässig sein, die vom Gebrauch mehr oder weniger unabhängige philosophische Bestimmung des Zweckbegriffes zu ändern und bewusste und unbewusste Zwecke zu unterscheiden, als den so allgemeinen und nothwendigen Gebrauch zu wechseln, um so mehr, als ja alle von der menschlichen Intelligenz gesetzten Zwecke innerhalb des Arterhaltungsbegriffes und so innerhalb des von mir angegebenen Zweckbegriffes liegen? Damit will ich meine Fassung aber noch nicht als die vollkommenste hinstellen.

lichen, ihren beredten Ausdruck findet, da der Mensch in dieser Entwickelung alle Entwickelungsstadien durchmacht, welche die verschiedenen thierischen und menschlichen Vorfahren repräsentirt haben.

Und so wird nun auch von jetzt an jeder Organismus, der sich fortpflanzt, nach seinem sogenannten Tode noch fortleben und zwar nicht nur einfach, sondern so vielfach, als er directe und indirecte Nachkommen haben wird.

Ja, könnte man sagen, dies mag wohl für die materielle Erhaltung gelten, aber nicht für die geistige. Hat nicht jedes Individuum sein besonderes Selbstbewusstsein, und geht dieses Selbstbewusstsein nicht mit dem leiblichen Tode vollständig verloren, auch wenn eine Fortpflanzung stattgefunden hat?

Ist nicht der Tod der Erlöser von allen Schmerzen und hört mit ihm nicht auch jede Freude auf? Die Freuden und Schmerzen, welche der Mensch nach seiner Fortpflanzung kurz vor seinem Tode noch hatte, hören allerdings nach seinem Tode auf. Aber dies sind nicht alle seine Freuden und Leiden, sondern nur noch ein Rest; und das Bewusstsein und vor allem das Triebleben, welches er kurz vor seinem Tode noch hatte, ist nicht sein ganzes Bewusstsein und sein ganzes Triebleben mehr, sondern nur noch ein übrig gebliebener Rest.

Wo ist all sein jugendliches Wünschen und Hoffen hin? Wo ist die kindliche Freude an den kindlichen Spielen und an den geringsten Überraschungen, wo ist das mächtige wonnige Sehnen des Jünglings, die ideale Lebensanschauung und die Leidenschaft der Jugend, und wo ist die Lust am männlichen Wirken und Streben geblieben, wenn der Mensch als Greis, von Kindern und Enkeln umgeben, dem Tode nahe ist? Empfand er als Kind nicht die grösste Freude, wenn er dem Papa auf das Knie klettern und den emporgehaltenen Apfel erlangen konnte, fühlte er nicht die höchste Lust, wenn er durch die Pfützen sprang, dass das Wasser nach allen Seiten emporspritzte oder wenn er in immer grösseren Sprüngen die Gräben übersetzte, sich aus Lehm Backöfchen baute oder Sandhäufchen machte? Packte ihn nicht die Macht der Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt, wenn er seine Auserwählte erblickte, und war nicht jede Fibrille seiner Nerven und Muskeln gespannt, wenn es galt, irgend ein Hinderniss zu überwinden, das sich ihm in seinem Streben nach einem hohen Ziele entgegenstellte? Wohin sind all die schönen

Träume der Jugend, die ihm die Zukunft so rosig vormalten und sein Leben verschönten?

Von all diesen psychischen Vorgängen sind ihm jetzt nur noch die Reste der schwachen Erinnerungen geblieben. Nicht nur die körperliche Sicherheit und Kraft, sondern auch die Stärke des Fühlens und die Schärfe des Denkens ist von ihm gewichen. Ist dies alles verschwunden, auf immer vernichtet, abgestorben?

Nein, beim Anblick der Kinder oder Enkel, die durch ein buntes Bändchen oder einen Apfel hoch erfreut werden, die in höchster Lust bei der grössten Kälte auf ihren kleinen Schlitten den Hügel herabsausen, die den Bach nach Fischen und Krebsen absuchen oder dem Nachbar über den Zaun steigen, um die Obstbäume zu schütteln oder auf die Bäume klettern, um Vogelnester auszunehmen, die am Spiel mit dem Kreisel, dem Balle und dem Reifen ihr grösstes Vergnügen finden; bei Wahrnehmung der Leidenschaft, welche seine zu Jünglingen herangewachsenen Söhne beherrscht, sieht er, wo all sein jugendliches Fühlen und Denken hingekommen ist, da sieht er, dass es noch lebt und sich in seinen Nachkommen vervielfältigt hat. Und wenn er nun beobachtet, dass seine Kinder denselben Charakter und dieselben Gewohnheiten haben, welche ihm in seiner Jugend eigenthümlich waren, dass sie in ganz derselben Weise denken und handeln, wie er es gethan, sich erzürnen und versöhnen unter den gleichen Umständen, unter welchen er sich erzürnt und versöhnt hat; dann wird ihm bewusst, dass die Kinder keine absolut neuen Menschen sind, sondern dass er selbst es ist, der in den Kindern vervielfältigt weiter lebt, dass sie „Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geiste“ sind.

Seine eigenen Freuden und Leiden, die er während seines ganzen Lebens gefühlt hat, hören also mit seinem Tode nicht auf, sondern sie dauern in seinen Kindern vervielfältigt fort. Mit der materiellen Fortpflanzung hat auch eine geistige stattgefunden, und dies kann ja nicht anders sein, da die psychischen Functionen ja an die materielle Unterlage gebunden sind. Wo des Menschen Körper ist, wo er alle ihm eigenthümlich gewesenen Körperformen und körperlichen Fähigkeiten wiederfindet, da muss er auch seinen Geist wiederfinden.

Gleichwie nun die Ausbildung oder Degeneration des Körpers sich bei den Nachkommen in derselben Richtung fortsetzt, in welcher

dieselbe bei den Vorfahren schon stattgefunden hat; ebenso ist das Streben der Kinder und Enkel nur die Fortsetzung des elterlichen Strebens. Wenn die Eltern von bestimmten Leidenschaften beherrscht werden, so bildet sich diese Leidenschaft bei den Kindern weiter aus. Sind die Eltern einer allgemeinen moralischen Degeneration unterworfen, und geht es mit ihren wirthschaftlichen Verhältnissen allmälig rückwärts, so setzt sich dieser Process bei den Nachkommen fort; und haben sich umgekehrt die Eltern moralisch und wirthschaftlich allmälig emporgearbeitet, so schreiten auch die nächsten Nachkommen in dieser Richtung weiter vorwärts. Hervorragende Menschen, die sich durch besondere Leistungen auszeichnen, haben in der Regel einen oder mehrere Vorfahren nachzuweisen, bei denen sich ein besonderes Interesse und eine hervorragende Begabung auf dem Gebiete offenbart hat, auf welchem der Nachkomme durch einfache Fortsetzung des elterlichen Begehrens und Strebens seine Leistung zu Stande gebracht hat.

Und zwar wissen wir, dass nach dem Gesetze der potentiellen Anpassung sich jede besondere Disposition bei den Nachkommen in gesteigertem Grade weiter entwickelt, was wir im IV. Capitel bereits ausführlich erörtert haben.

Freilich ist nicht zu verkennen, dass von dem vorher Gesagten oft auch das Gegentheil stattfindet. Sehr brave Eltern haben zuweilen recht ungerathene Kinder; und umgekehrt kommt es vor, dass die Kinder moralisch ziemlich tief gesunkener Eltern einen besseren Charakter zeigen. Dies hat aber besondere Ursachen.

Einmal hat die Erziehung, die ja immer eine mehr oder weniger wechselnde ist, einen grossen Einfluss. Ferner ist zu berücksichtigen, dass die Kinder immer von zwei verschiedenen Personen gezeugt werden, die ganz verschiedene Vorfahren hatten und somit auch verschiedene Anlagen haben, welche bei der Fortpflanzung aufeinander wirken, sich summiren, wenn sie übereinstimmen, oder gegenseitig abschwächen oder ganz aufheben, wenn sie entgegengesetzte sind. In jedem Falle bilden die Anlagen der Kinder das Product der Anlagen ihrer Vorfahren.

Weiter ist zu bedenken, dass auch in vielen Fällen Rückschlag (Atavismus) vorliegt, dass also die Kinder nicht die specifischen Anlagen ihrer Eltern, sondern diejenigen ihrer Gross-, Urgrosseltern oder noch früherer Vorfahren zeigen, in welchem Falle aber

nicht etwa die Eigenthümlichkeiten der Eltern unvererbt bleiben, sondern bei späteren Nachkommen, etwa bei den Enkeln wieder zu Tage treten und nur in der nächsten Generation latent sind. Es scheint sogar häufiger vorzukommen oder Regel zu sein, dass die Kinder von allen Vorfahren den Grosseltern am ähnlichsten sind, und zwar die Söhne dem Grossvater mütterlicherseits und die Töchter der Grossmutter väterlicherseits.

Vielleicht wichtiger als die angegebenen Ursachen ist ein anderer Factor, den man als ein Princip des Gegensatzes oder der Opposition betrachten kann. Es ist eine allgemeine Erscheinung im menschlichen Leben, dass der Mensch, insbesondere der intelligentere und selbstständigere, der nicht gewohnt ist, seinen Willen demjenigen anderer Menschen unterzuordnen, dahin neigt, oft, nur um zu opponiren oder um seine Selbstständigkeit zu bethätigen, gerade das Gegentheil von dem zu thun, was andere Menschen machen; und dies findet um so leichter und häufiger statt, je näher sich die Menschen stehen und je mehr sie miteinander in Berührung kommen. Denn je mehr dies letztere der Fall ist, desto mehr wird man ja die Personen auch auf die gleiche Stufe stellen und keinen Unterschied zwischen denselben machen. Der Mensch will aber andern Menschen, die nicht hoch über ihm stehen, nicht gleich, sondern besser und intelligenter sein als diese. Die augenfälligste Illustration dieser Erscheinung liefert wohl das eheliche Leben. Wie oft thut nicht der Mann das Gegentheil von dem, was seine Frau für gut findet und die Frau das Gegentheil von dem, was der Mann für gut findet, einzig und allein, um dem Andern nicht zuzustimmen und seine Selbstständigkeit und vermeintliche Überlegenheit zu documentiren. Ähnliches ist oft zwischen Geschwistern, zwischen Collegen, Concurrenten und anderen sich besonders nahe stehenden und sich gegenseitig leicht „reibenden" Personen zu beobachten. Ist es noch nöthig, an die Schwiegermütter und Schwiegertöchter (die zusammenleben) zu erinnern, um einen augenfälligen Beleg für unsere Behauptung zu liefern? Jeder weiss, dass in solchen Fällen der Mensch oft die unzweckmässigsten Handlungen begeht und Urtheile fällt, die mit seiner Überzeugung im grellsten Widerspruch stehen, nur um dem andern nicht recht zu geben und nicht nachzugeben. „Rechthaberei" ist der bekannte und sehr bezeichnende Ausdruck hierfür.

Diese Oppositionslust entwickelt sich aber auch sehr leicht zwischen Vater und Sohn, Mutter und Tochter und dies um so mehr, je mehr der Sohn von der Mutter und die Tochter vom Vater in Schutz genommen wird und somit das eheliche Verhältniss noch in Spiel kommt; und am meisten findet sich dieser Gegensatz zwischen Vater und Sohn dann, wenn der Sohn schon erwachsen ist und darauf wartet, des Vaters Geschäft übernehmen zu können, wenn sich also die beiderseitigen Interessen in hohem Grade berühren. Fällt die Gelegenheit zum Opponiren etwa durch des Vaters Tod hinweg, dann handelt der Sohn in der Regel nach denjenigen Principien, nach welchen früher sein Vater gehandelt hat, und diese Übereinstimmung ist dann meist auch um so grösser, je grösser früher die Gegensätze waren, weil die Opposition oft nur ein Zeichen innerer Übereinstimmung ist, die aber nicht zugestanden werden soll.

Aber es kommen hierbei noch andere Ursachen in Betracht. Wenn die Eltern ein zu einseitiges Streben nach einer bestimmten Richtung hin zeigen, so kommen den Kindern die Mängel dieses Strebens leicht in solchem Grade zum Bewusstsein, dass sie die Vorzüge desselben unterschätzen. Wenn die Eltern nicht nur sparsam, sondern geizig sind und den Kindern solche Entbehrungen auferlegen, welche den Verhältnissen nicht entsprechen, und welche für die Kinder häufig sehr empfindlich werden; dann fühlen diese die Folgen des elterlichen Geizes in einem Grade und beurtheilen diesen in einer Weise, dass sie die Bedeutung der Sparsamkeit leicht unterschätzen und, sobald sie selbstständig sind, zu Verschwendern werden. Und sind umgekehrt die Eltern in einer Weise verschwenderisch, dass die Kinder sehr darunter zu leiden haben und ihnen das Unzweckmässige der Verschwendung in besonders hohem Grade zum Bewusstsein kommt, dann entwickelt sich bei diesen leicht die entgegengesetzte Eigenschaft von derjenigen ihrer Eltern.

Hiermit steht nun endlich noch eine andere Erscheinung in Beziehung, auf welche die eben erwähnte oft zum Theil zurückzuführen ist, und die vielleicht von allen Ursachen, die in den Kindern eine andere Richtung des Strebens erzeugen, als welche den Eltern eigenthümlich war, die wichtigste ist; ich meine die Abnutzung des Nervensystems für Gefühle und Triebe, die in einer oder in mehreren Generationen in einseitiger Weise vorgeherrscht haben (vergl. III. Capitel).

Schon im III. Capitel haben wir darauf hingewiesen, dass den directen Nachkommen solcher Männer, welche auf irgend einem Gebiete Grosses geleistet und den grössten Theil ihrer Lebenskraft ihrer Aufgabe geopfert haben, gerade die Fähigkeit, durch welche sich ihr Vater ausgezeichnet hat, am meisten abgeht. Das Nervensystem ist für die betreffenden Leistungen mehr oder weniger erschöpft; und erst nachdem die entsprechende Gehirnthätigkeit eine oder mehrere Generationen geruht hat, vermag sie wieder eine intensivere zu werden.

Diese Abnutzungserscheinung kann sich aber auf jedem Gebiete des geistigen Lebens zeigen. Ich habe schon oben (III. Capitel) darauf hingewiesen, dass der Wechsel des Geschmacks und der Mode, die abwechselnde Rückkehr zum früher Dagewesenen, der Wechsel der freiheitlichen und reactionären Bestrebungen und anderer Erscheinungen auf diese Abnutzung oder Ermüdung des Nervensystems und die dadurch bedingte Veränderung der menschlichen Bedürfnisse zurückzuführen sind. Hiernach ist es erklärlich, dass, wenn die Vorfahren in einseitiger Weise ihre Befriedigung in bestimmten Bestrebungen, etwa im Entfalten des Luxus, in der Befriedigung des Ehrgeizes oder der Habsucht etc. gesucht haben, die Nachkommen mehr zur entgegengesetzten Richtung des Strebens disponiren. Es sind dies im Princip wohl dieselben Erscheinungen, die wir innerhalb eines individuellen Daseins an unserem Empfindungs- und Triebvermögen beobachten. Jeder andauernde Genuss führt zum Überdruss. Wer seine Lieblingsspeise längere Zeit täglich geniesst oder gar längere Zeit nur auf diese angewiesen ist, zieht schliesslich dieser solche Nahrungsmittel vor, die er früher am wenigsten mochte. Wer lange sitzend gearbeitet hat, sehnt sich nach Bewegung im Freien; und wer genöthigt ist, immer im Freien zu arbeiten, beneidet diejenigen, welche in der Stube sitzen können. Wer an seinen Heimathsort gebunden ist, sehnt sich bald darnach, reisen zu können; und wer längere Zeit umhergereist ist und vielleicht die schönsten Theile der Erde gesehen hat, sehnt sich nach einem festen Wohnsitz. Jede, auch die beste Musik, jede Richtung der Literatur, der Dramatik oder irgend einer anderen Kunst verursacht schliesslich Ermüdung, Abneigung und das Bedürfniss nach der entgegengesetzten Erregung, wenn erstere längere Zeit zu einseitig vorgeherrscht hat. Daher der immerwährende

Wechsel und die immer wiederkehrende, abwechselnde Rückkehr zum früher Dagewesenen.

In demselben Verhältnisse, wie die verschiedenen Lebens- und Entwickelungsstadien des individuellen Lebens zu einander, stehen aber auch die verschiedenen Generationen der menschlichen Entwickelungsreihe. Hier wie dort finden wir eine zusammenhängende Kette von Erscheinungen, die in ursächlichem Zusammenhange stehen.

Die Erklärung dieses Wechsels liegt sehr nahe. Bei allen unseren thierischen und menschlichen Vorfahren sind die mannigfachsten Richtungen des Denkens, Fühlens und Wollens zur Entwickelung und zur Äusserung gekommen. Das Nervensystem der gegenwärtigen Generationen hat demnach auch mannigfache Dispositionen, und der Mensch hat mannigfache Bedürfnisse. Das Nervensystem strebt mit Nothwendigkeit auf Grund der Vererbung darnach, alle vererbten Dispositionen zur Entwickelung und zum Ausdruck zu bringen, resp. nach jeder Richtung den vererbten Anlagen entsprechend in höherem oder geringerem Grade thätig zu sein.

Wird nun eine bestimmte Richtung des Lebens, eine bestimmte Thätigkeit und ein bestimmtes Fühlen durch irgend welche äusseren Umstände in einseitiger Weise zur Entwickelung gebracht, wie dies den allgemeinen vererbten Dispositionen nicht entspricht, so treten dann nach einer gewissen Zeit nothwendig diejenigen Bedürfnisse in den Vordergrund, welche am wenigsten Berücksichtigung gefunden haben, resp. am meisten unterdrückt worden sind, und welche deshalb eine grössere Intensität erlangt haben. Welch ungemeine Bedeutung diese Thatsache für die Erziehung haben muss, wird jeder Leser selbst ermessen können.

Wenn nun in derartigen Fällen die Kinder eine ganz andere Richtung des Strebens nehmen, als wie die Eltern, so ist das nicht etwa ein Beweis für die Unabhängigkeit der Kindesnatur von derjenigen des Erzeugers, sondern es ist im Gegentheil ein Beweis dafür, dass die Entwickelung der directen Nachkommen ganz und gar von der Entwickelung und Thätigkeit der directen Vorfahren abhängt, und dass das geistige Leben der Nachkommen so gut wie das physische nur eine Fortsetzung des Lebens der Vorfahren ist.

Die nachkommenden Geschlechter sind mit den vorangegangenen in jeder Hinsicht zu einer geschlossenen Kette vereinigt, alle Generationen bilden eine continuirliche Reihe ursächlich zusammenhängender Erscheinungen, aus einander hervorgehender Stadien der Lebensentwickelung, und jede einzelne Generation ist nur eine bestimmte Stufe des allgemeinen Entwickelungsganges, ist ein nothwendiges Product aller vorhergegangenen Lebensprocesse und die Grundlage zu allen folgenden. In einer Generation sind alle vorhergegangenen Generationen fortlebend vereinigt, und sie selbst vervielfältigt sich zu all ihren Nachkommen, in denen sie fortlebt. So sind alle vorhergegangenen, wie nachfolgenden Geschlechter zu einem Ganzen, zu einem einzigen Processe vereinigt; und von der Urzelle, von der wir alle abstammen, bis zu den spätesten und grössten Intelligenzen bilden wir alle e i n e n zusammengehörigen Lebensprocess.

Schluss.

Das Weltgericht und die Weltgerechtigkeit.

Die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und die scheinbare Ungerechtigkeit in der Welt. Der trotzdem im Menschengeschlecht wurzelnde Glaube an eine Vergeltung. Das Vergeltungs- bezüglich Weltgerichtsprincip, welches in der Natur der Lebensvorgänge liegt. Die Vergeltung findet zum Theil erst bei den Nachkommen statt. Die Beziehungen der Tugenden und Laster der Vorfahren zu denen der Nachkommen. Der Tod resp. das Aussterben des Geschlechtes als Folge der „Sünden“, das „ewige Leben“, resp. das vervielfältigte Fortleben in Form der Nachkommen als Folge des guten Handelns und die Übereinstimmung dieser Thatsachen mit der christlichen Lehre vom göttlichen Gericht. Die Grenzen des Vergeltungsprincipes und die absolute Weltgerechtigkeit, soweit das Schicksal vom eigenen Handeln abhängig ist.

Kann in der Welt von einem Weltgericht und einer Weltgerechtigkeit die Rede sein? Sind nicht alle Güter des Lebens ganz ungleich vertheilt? Der Eine wird im königlichen Palast geboren und schon bei seiner Geburt mit Reichthümern, Ehren und Privilegien ausgestattet, während der Andere in ärmlicher Hütte das Licht der Welt erblickt, umgeben von Mangel und Elend. Der Eine tritt gesund, mit schönen Körperformen oder mit der Disposition zur Entwickelung solcher und mit hoher geistiger Befähigung in die Welt, der Andere wird als kränklicher, hässlicher und wenig begabter Mensch geboren. In dem einen neugebornen Menschen liegt die Disposition zum zweckmässigen Handeln, der Andere dagegen birgt den Keim zu Leidenschaften und Verbrechen bereits in sich. Was hat nun der Arme, der Hässliche, der Kränkliche begangen, dass er mit Gebrechen aller Art geboren wird, die sein Leben von vornherein in den meisten Fällen zu einer Leidenszeit bestimmen; und welches Verdienst hat sich Derjenige erworben, der schon bei seiner Geburt

mit allen Gütern des Lebens überschüttet ist, und dem es verhältnissmässig nur wenig Anstrengung kostet, den psychischen Anfechtungen aus dem Wege zu gehen?

Was hat der tapfere Krieger verbrochen, dessen Tugend mit die Ursache davon ist, dass er zum Krüppel geschossen wird, während der vielleicht weniger tapfere Kamerad mit Siegesehren überschüttet, gesund und wohl zu den Seinigen zurückkehrt?

Womit hat der Mensch sein Unglück verschuldet, der durch elementare Naturereignisse ruinirt oder getödtet wird? Ist es eine Gerechtigkeit, wenn den Eltern die Kinder sterben, obgleich erstere alles aufgeboten haben, um letztere dem Leben zu erhalten, oder wenn einer Frau nicht nur der geliebte Mann, sondern auch ihr Ernährer durch den Tod entrissen und sie mit den Kindern in der bittersten Noth zurückgelassen wird?

Zeigt nicht auch das menschliche Leben genugsam, dass die raffinirtesten Heuchler und Betrüger zu Reichthum und Ehren kommen, während es die aufrichtigsten und ehrlichsten Menschen eben wegen ihres besseren Charakters zu nichts bringen oder gar untergehen?

Demnach sind nicht nur alle Güter des Lebens von Anfang an ungleichmässig vertheilt, sondern zwischen dem Handeln des Menschen und seinem Schicksal scheint auch nicht die geringste Beziehung zu bestehen, und nirgends in der Welt scheint es ein Princip der Gerechtigkeit zu geben.

Und dennoch ist bis jetzt wohl keine Religion entstanden, welcher nicht der Gedanke einer Vergeltung und einer Gerechtigkeit (durch die Gottheit ausgeübt) zu Grunde gelegen hätte.

„Ich der Herr, Dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied; aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied.“

„Gott wird geben einem jeglichen nach seinen Werken, nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; aber denen, die da zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber dem Ungerechten, Ungnade und Zorn; Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die da Böses thun, vornehmlich der Juden und auch der Griechen, Preis aber und Ehre und

Friede allen denen, die da Gutes thun, vornehmlich den Juden und auch den Griechen. Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott." Röm. 2, 6—11.

„Irret euch nicht, Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten." Gal. 6, 7, 8.

„Die Gottlosen werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben." Matth. 25, 46.

Ähnliche Verheissungen enthalten die anderen Religionen. Und andererseits zeigen uns auch die Volkssprichworte, wie z. B. „Unrecht Gut gedeiht nicht", „Ehrlich währt am längsten", „Es ist kein Fädchen so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen" u. a., wie lebhaft das Bewusstsein von einer Vergeltung und einer Gerechtigkeit im Menschengeschlechte sich ausgebildet hat. Wie hätte sich nun ein derartiger Glaube entwickeln, über das ganze Menschengeschlecht verbreiten und in demselben so feste Wurzeln schlagen können, wenn die Erfahrung immer nur das Gegentheil gezeigt hätte?

Und in der That, es giebt ein Vergeltungsprincip in der Welt, das als Weltgericht betrachtet werden kann. Freilich ist hier kein persönlicher Richter, der da belohnt und bestraft, wenigstens wissen wir nicht von einem solchen. Aber das Vergeltungsprincip liegt in der Natur der Lebensvorgänge, im Princip der Entwickelung und der Ausscheidung der Unvollkommenheiten.

Schon im IV. und VI. Capitel haben wir gesehen, dass sich jedes Vergehen gegen die natürlichen oder künstlichen Schranken mit Nothwendigkeit bestraft, und dass die Strafe nur die nothwendige Reaction des eigenen Handelns ist. Wer sich den Gesetzen der Ernährung nicht fügt und schädliche Stoffe zu sich nimmt, weil sie ihm einen augenblicklichen Genuss verschaffen, der hat hernach all das Leid zu ertragen, welches aus der Vergiftung seines Körpers hervorgeht. Wer die äusseren Verhältnisse unbeachtet lässt und seinen Leib nicht zu schützen sucht gegen Temperatureinflüsse und andere schädliche Einwirkungen, der büsst seinen Leichtsinn mit vielen darauf folgenden Schmerzen. Der Verschwender erntet nothwendig das Leid der Verarmung, der Sparsame dagegen die Freude

der Bereicherung. Wer irgend einer Leidenschaft huldigt und sich von dieser beherrschen lässt, der wird dann von allen daraus entspringenden Leiden und von den Qualen der Reue gepeinigt. Bleiben wohl jemals die Folgen der Schwelgerei, der Nachtschwärmerei, der Trunk- und Spielsucht, der sexuellen Laster, der Faul- und Trägheit, des Leichtsinns, des Jähzornes oder irgend eines anderen Lasters aus, oder bleiben jemals Mässigkeit, Sparsamkeit, Enthaltsamkeit, Fleiss, Vorsicht, Sittlichkeit etc. ohne gute Folgen?

Diese Folgen zeigen sich freilich nicht immer in ihrem ganzen Umfange schon im individuellen Leben, sondern in vielen Fällen treten sie erst bei den directen oder erst bei den indirecten Nachkommen auf; und in der Regel zeigen sie sich auch dann, wenn sie schon bei dem betreffenden Individuum sich einstellen, bei den Nachkommen doch in stärkerem Maasse. Dies ist auch schon deshalb der Fall, weil sich, wie wir im vorhergehenden Capitel gesehen haben, die Tugenden sowohl wie die Laster, sobald sie einen gewissen Grad nicht überschreiten, bei den Nachkommen fortsetzen. Sparsamkeit überträgt sich auf die Nachkommen; wird freilich die Sparsamkeit zum Geiz, also zur Leidenschaft, dann artet dieselbe bei den Nachkommen leicht in das Gegentheil, in Verschwendung aus, wird also zu einer andern Leidenschaft. Der Fleiss überträgt sich als solcher auch auf die Nachkommen, und erst wenn der Fleiss zur Überanstrengung führt, dann tritt bei den Nachkommen eine Erschlaffung und damit Trägheit und Faulheit ein. Die Vorsicht setzt sich als solche bei den Nachkommen fort; und erst wenn dieselbe zur Zaghaftigkeit, Ängstlichkeit und Unentschlossenheit führt, neigen die Nachkommen oft zur Tollkühnheit und zum Leichtsinn.

Tugend und Laster setzen sich also bei den Nachkommen fort, so lange sie nicht ein bestimmtes Stadium der Entwickelung überschritten haben. Kommt es nun auch vor, dass gewisse Laster der Eltern dazu beitragen, dass sich bei den Kindern die jenen Lastern entgegengesetzten Tugenden stärker entwickeln, so ist dies doch weit seltener, als der andere Fall, in welchem bestimmte Laster der Vorfahren bei den Nachkommen in andere Laster ausarten.

Aber nicht nur die Vergehen gegen sich und seine Familie, auch diejenigen gegen die Mitmenschen bezüglich gegen die staatlichen Schranken verursachen wenigstens in einem gesunden Staate

eine strafende Reaction, während das gute Handeln, die Förderung des Allgemeinwohles früher oder später seine Belohnung findet.

Wenn es auch einem Menschen gelingt, durch Lug und Betrug zu Reichthum und Ehren zu kommen, statt die Strafe für seine Vergehen zu ernten; so ist damit nicht gesagt, dass seine Unehrlichkeit auch für alle Zeit unbestraft bliebe. Die Strafe stellt sich bei den directen oder indirecten Nachkommen ein, bei welchen sich der Hang zur Unehrlichkeit weiter entwickelt und zu schwereren Verbrechen führt, die offenbar werden.

Wenn die Mitwelt auch oft einen Schurken nicht entlarven kann und einen Wohlthäter der Menschheit verkennt, so gewinnt doch die Nachwelt in der Regel eine bessere Einsicht; und die Geschichte ist bisher immer eine gerechte Richterin gewesen oder vielmehr im Verlaufe der Geschichte hat es sich immer gezeigt, dass früher oder später die entsprechende Reaction des guten, wie des schlechten Handelns eintritt und die Nachkommen in irgend einer Form die Belohnung oder Bestrafung für die Handlungen ihrer Vorfahren ernten.

Welches ist nun die weitere Folge davon, dass in dem einen Geschlecht das zweckmässige, tugendhafte, und in der anderen Generationsreihe das unzweckmässige, lasterhafte Handeln überwiegend zur Entwickelung kommt?

Das gute Handeln ist, wie wir a. a. O. schon gezeigt haben[1], dasjenige, durch welches die Selbst- und Arterhaltung und damit das Selbst- und Allgemeinwohl gefördert wird; während das böse Handeln ein vernichtendes ist, das die Selbst- und Arterhaltung und damit das Selbst- und Allgemeinwohl untergräbt.

Wer seinen Körper durch zu reichlichen Alkoholgenuss oder durch den Genuss anderer schädlicher Stoffe, durch geschlechtliche Ausschweifungen, durch Nachtschwärmerei, durch Überanstrengung oder andere schädliche Handlungen ruinirt, der stirbt vielleicht noch vor der Fortpflanzung; zeugt er aber auch Nachkommen, so tragen diese doch den Keim des Todes in sich; und wenn auch diese wieder zur Fortpflanzung kommen sollten, so würden doch die nächstfolgenden Generationen, falls keine Hebung des Gesundheitszustandes eintreten würde, lebens- oder fortpflanzungsunfähig werden. Jedes

[1] Vergl. „Der menschliche Wille." XIII. Capitel.

Laster, jede unmoralische That, jede „Sünde“ ist geeignet, unter Umständen den Tod des Individuums oder seiner Nachkommen herbeizuführen, und ist in jedem Falle ein Moment, welches die Lebensfähigkeit verringert und einen Schritt nach dem Aussterben des Geschlechtes hinführt.

Ebenso führen in einem gesunden Staate auch die fortgesetzten Vergehen gegen die staatlichen Schranken, die Verbrechen an der Mitwelt zu einer Unterdrückung, einer Ausscheidung aus der menschlichen Gesellschaft und zur Todesstrafe an dem betreffenden Individuum oder die Nachkommen derselben machen ihre Weiterexistenz durch Wiederholung der Verbrechen unmöglich.

Das naturgemässe Handeln dagegen, durch welches die Selbsterhaltung, die Erhaltung der Nachkommen und der Mitmenschen gefördert wird, hat ein dauerndes Fortleben zur Folge.

Wir haben im vorigen Capitel gesehen, dass der Mensch, welcher gesunde Nachkommen hinterlässt, nicht stirbt, auch wenn sein Leib d. h. seine übrig bleibende Hülle „wieder zur Erde wird“, sondern dass er mit all seinen Freuden und Leiden vervielfältigt in seinen Nachkommen fortlebt und dies so lange, als directe oder indirecte Nachkommen von ihm existiren, so lange, als sein Stamm nicht ausstirbt. Dieses Fortleben ist durch das naturgemässe Leben und durch die Tugend bedingt, das unmoralische Handeln nimmt dem Menschen die Fähigkeit zur dauernden Erhaltung, zum „ewigen Leben“.

Bedenken wir also, dass mit der Entwickelung der Tugenden die Förderung der Selbst- und Arterhaltung Hand in Hand geht, während mit der Entwickelung der Laster eine Beeinträchtigung der Selbst- und Arterhaltung verbunden ist, dass nur die Tugenden (oder das instinctiv richtige Handeln) zu einer dauernden Erhaltung der Nachkommen führen und nur die Tugenden immerwährend in den nachfolgenden Geschlechtern fortleben, während die Laster nach wenigen Generationen zum Untergange der betreffenden Individuen und Arten führen und mit diesen selbst immer wieder aussterben; so leuchtet die Wahrheit und die Bedeutung des Luther'schen Beschlusses der Gebote, resp. dessen, was das alte Testament über das göttliche Gericht sagt, ein: „Ich der Herr, Dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünden der Väter heimsuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte

Glied; aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, thue ich wohl bis ins tausendste Glied." Soweit die Tugend Ursache der dauernden Erhaltung ist, werden ihre guten Folgen in der That von tausend und abertausend Generationen noch empfunden, während die Folgen der Laster nur von wenigen Generationen gefühlt werden, weil schliesslich ein Aussterben der Nachkommenschaft stattfindet. Die Laster führen zum Tod des betreffenden Individuums oder der nächstfolgenden Generationen, die Tugenden dagegen führen zur Fortdauer des Lebens in ungezählten Generationen, zum „ewigen Leben".

Diese Thatsache befindet sich in voller Übereinstimmung mit dem, was auch Christus von den Folgen der Sünden und vom göttlichen Gericht sagt.

„Der Tod ist der Sünden Sold", Röm. 6, 23. „Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit", 1. Joh. 2, 17. „Die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod," Jak. 1, 14, 15. „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." Joh. 11, 25. „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts." Joh. 5, 28, 29.

Wenn sich nun Christus das ewige Leben auch wohl anders gedacht hat, als wie wir es dargestellt haben; so ist wohl zu beachten, wie sehr die Resultate unserer Untersuchungen mit der christlichen Lehre übereinstimmen, und wie weit wir vor allem der christlichen Idee zustimmen müssen, dass sich die Sünde durch den Tod bestraft, während die Tugend durch ewiges Leben belohnt wird.

Diese Belohnung und Bestrafung geht nach unserer Anschauung allerdings nicht von einem persönlichen Richter aus; sondern sie liegt in der Natur der Sache. Diejenigen Handlungen, welche das Leben resp. die Selbst- und Arterhaltung fördern, sind eben die guten, während diejenigen Handlungen, welche der Selbst- und Arterhaltung nicht förderlich sind, sondern diese beeinträchtigen, sie untergraben, die bösen, die „Sünden" sind. Darnach ist es also selbstverständlich, dass die guten Handlungen das dauernde Fort-

leben, die bösen Handlungen das Aussterben, den Tod zur Folge haben.

Nun wissen wir aber auch, dass das Aussterben mit einem Übermaass von Leiden, die Vermehrung des Lebens, das vervielfältigte Fortleben in den Nachkommen, bezüglich die Wahrnehmung der Lebensförderungen mit einem Überschuss von Freuden verbunden ist (vergl. II. Capitel). Die Tugend resp. das vernunftgemässe Handeln führt also zu einem fortdauernden, „ewigen" Leben, das uns Herrlichkeit und Freuden bietet und ein „seliges" Leben genannt werden kann, während das Laster, das unvernünftige Handeln zum qual- und peinvollen Untergang, zum „Tod in der Hölle" führt.

Ist es nicht in hohem Maasse überraschend, wie sehr sich diese Thatsachen des Lebens resp. unsere Schlussfolgerungen mit der christlichen Lehre von dem „jüngsten Gericht" resp. von den Folgen der guten und bösen Thaten in Übereinstimmung befinden, obgleich die Ausgangspunkte der Betrachtungen so verschiedene sind?

Aber die Vergeltung und die Weltgerechtigkeit ist nicht eine vollständige, sondern nur eine theilweise; einmal existirt dieselbe nur so weit, als das Schicksal nicht von äusseren Verhältnissen, sondern nur von den Handlungen der betreffenden Individuen abhängig ist; und dann tritt die Vergeltung nicht nothwendig schon im individuellen Leben ein, sondern oft erst bei den nachfolgenden Generationen.

Wenn Menschen durch elementare Ereignisse ihr Hab und Gut oder gar ihr Leben verlieren, so ist dies ein Schicksalsschlag, der nicht als eine Vergeltung betrachtet werden kann, es sei denn, dass das Unglück seine Ursache zum Theil oder ganz in dem Mangel an Vorsicht seitens der Betroffenen hätte. Kinder haben es in der Regel gewiss nicht verschuldet, wenn ihnen die Eltern sterben und sie zu Waisen werden; und ebensowenig können in den meisten Fällen die Eltern für den Tod ihrer Kinder verantwortlich gemacht werden. Solche Unglücksfälle haben, von besonderen Fällen abgesehen, keine Beziehungen zu den Handlungen der Betreffenden und können deshalb nicht als Strafe betrachtet werden. Wie häufig kommt es nicht auch vor, dass Unschuldige verurtheilt werden? Ist nicht schon mancher Mensch selbst unschuldig zum Tode verurtheilt worden? In solchen Fällen wird das Schicksal weniger durch die betreffenden

Personen, als vielmehr durch äussere Verhältnisse bestimmt; und dies hat nichts mit dem Princip des Weltgerichts, d. h. des in der Natur der Lebensvorgänge liegenden Vergeltungsprincipes zu thun, welches Princip nur die Wirkungen des eigenen Handelns auf den eigenen Organismus oder denjenigen der Nachkommen umfasst.

Dieses Vergeltungsprincip ist auch kein solches, nach welchem jede That eines Individuums an diesem während seines individuellen Lebens vergolten wird. Wir haben schon oben mehrfach erörtert, dass die Folgen der moralischen und unmoralischen, der Freude und Leid bringenden Handlungen nach dem Gesetz der potentiellen Anpassung viel mehr bei den Nachkommen zu Tage treten, als wie beim betreffenden Individuum selbst. Wer kränklich oder mit der Disposition zu bestimmten Lastern und Leidenschaften geboren wird, hat die damit verbundenen Leiden zu tragen, ohne sie verschuldet zu haben. Die unmoralischen Handlungen seiner Vorfahren sind vielleicht die Ursachen derselben. Trotzdem er nun vielleicht bestrebt ist, vernunftgemäss und tugendhaft zu leben, gelingt ihm dies nicht, oder trotzdem es ihm gelingt, hat er doch das ganze Leben hindurch immerwährend mit Leiden zu kämpfen; das ganze Leben ist ihm durch seine Gebrechen mehr oder weniger verbittert. Die Früchte seines guten Strebens zeigen sich dann jedenfalls bei den Nachkommen, welche die Freuden geniessen, die ihnen der Vorfahre bereitet hat. Man kann vielleicht behaupten, dass die Vergeltung der Handlungen zum grösseren Theil erst bei den directen oder indirecten Nachkommen und nur zum geringeren Theil bei dem betreffenden Individuum selbst stattfindet. Oft tritt dieselbe, wie es scheint, erst in der dritten oder vierten Generation ein.

Da wir nun aber wissen, dass der Mensch, welcher Nachkommen hinterlässt, nicht stirbt, sondern in seinen Nachkommen vervielfältigt fortlebt, so ist es in gewissem Sinne immer das Individuum selbst, welches in der Form der Nachkommen die Früchte seiner früheren Handlungen erntet. Jeder Mensch hat die angenehmen und unangenehmen Folgen der Handlungen seiner Vorfahren zu tragen, und mit diesen hat er die Verantwortung für die Freuden und Leiden seiner Nachkommen. Jeder Mensch ist aber zugleich selbst sein Vorfahre (insofern dieser in ihm fortlebt) und auch sein Nachkomme, in welchem er fortleben wird. Es ist also in Wirklichkeit immer dasselbe menschliche Wesen, welches die Folgen der in Form der

früheren Vorfahren begangenen Handlungen trägt und sich die Freuden und Leiden bereitet, die er in Form der Nachkommen empfinden wird.

Eine gerechte Vergeltung existirt also thatsächlich nur insofern nicht, als die Freuden und Leiden nicht von den Handlungen der Individuen einer bestimmten Generationsreihe, sondern nur von äusseren Verhältnissen, von fremden Objecten abhängig sind. Soweit aber die Freuden und Leiden aus den Handlungen der betreffenden Individuen resp. der bestimmten Generationsreihe resultiren, giebt es eine absolute Gerechtigkeit in der Welt, welcher der Reiche so gut wie der Arme, der Mächtige so gut, wie der Schwache, der Gebildete so gut, wie der Ungebildete unterliegt, gegenüber welcher in der That „kein Ansehen der Person gilt". Die Freude oder Leid bringenden Folgen der eigenen Handlungen, etwa die angenehmen Folgen der Sparsamkeit, Enthaltsamkeit und Mässigkeit oder die unangenehmen Folgen der Verschwendung, Ausschweifung und Unmässigkeit, hängen nicht davon ab, ob der Betreffende ein Fürst oder ein Bettler sei, sie stellen sich ein, einerlei, ob der Handelnde im Palast oder in ärmlicher Hütte geboren worden ist.

In dieser Gerechtigkeit liegt, wenn sie genügend zum Bewusstsein gebracht wird, ein unschätzbarer Trost für die Armen und Schwachen und ein gewaltiger Sporn zum tugendhaften Streben; und gerade in der Gegenwart, in welcher die Armen so unzufrieden sind und ihr ganzes Unglück nur darin erblicken, dass sie weniger besitzen als Andere, dürfte es angezeigt sein, auf dieses Gerechtigkeitsprincip im menschlichen Leben in anderem Maasse hinzuweisen, als wie dies bis jetzt geschehen ist.



